

Benz M.C.

OBERSCHLESISES JAHRBUCH

FÜR

HEIMATGESCHICHTE UND VOLKSKUNDE

III. BAND

HERAUSGEgeben

von

DR. JOH. CHRZĄSZCZ UND DR. ERNST LASLowski

1926

SELBSTVERLAG DES OBERSCHLES. GESCHICHTSVEREINS
NEISSE-NEULAND.

Ogr. 17 8-15

Oberschlesisches Jahrbuch

für

Heimatgeschichte und Volkskunde

Das „Oberschlesische Jahrbuch für Heimatgeschichte und Volkskunde“

ist das wissenschaftliche Organ des Oberschlesischen Geschichtsvereins. Es tritt an die Stelle der früheren Vierteljahrsschrift „Oberschlesische Heimat“. Die Redaktion liegt in den Händen der beiden Vorsitzenden des Oberschles. Geschichtsvereins Dr. Joh. Chrząszcz-Peiskretscham und Dr. Ernst Lasłowski-Neisse-Neuland. Manuskripte sind an den zuletzt Genannten zu senden. Das Jahrbuch erscheint jedesmal am Ende des Jahres. Letzter Einsendungstermin 1. November.

Die Mitglieder des Geschichtsvereins, die ihren Mitgliederbeitrag für das betr. Jahr bezahlt haben, erhalten das Jahrbuch kostenlos zugestellt. Der Mitgliederbeitrag beträgt pro Jahr 4 Mark. Im Buchhandel kostet das Jahrbuch 5 Mark.

Der Oberschlesische Geschichtsverein ist die älteste wissenschaftliche Vereinigung Oberschlesiens. Er will mithelfen, den Heimatgedanken geschichtlich zu vertiefen und die historisch-kulturellen Zusammenhänge zwischen Oberschlesien und dem deutschen Mutterland aufzuzeigen. Zugleich soll auch den grenzhistorischen Problemen des Ostens besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Der Oberschlesische Geschichtsverein veranstaltet zweimal jährlich Wanderversammlungen an historisch bemerkenswerten Orten Oberschlesiens und vermittelt heimatgeschichtliche Vorträge. Neben dem Jahrbuch erscheinen in zwangloser Folge „Beiträge zur oberschlesischen Heimatkorschung“, die die Mitglieder des Vereins zu ermäßigtem Preise erhalten. Als Mitteilungsorgan dient die monatlich erscheinende Heimatzeitschrift „Der Oberschlesier“. Beiträge für diese „Mitteilungen des Oberschlesischen Geschichtsvereins“ wolle man an Dr. Lasłowski-Neisse-Neuland O.-S. senden.

Der Oberschlesische Geschichtsverein hofft auf die Unterstützung aller oberschlesischen Heimatfreunde. Beitrittsklärungen nimmt der Kassenwart des Vereins, Buchdruckereibesitzer Raabe, Oppeln, Ring 16 entgegen. Postscheckkonto Breslau Nr. 41 206.

III. Band



Herausgegeben

von

Dr. Joh. Chrząszcz und Dr. Ernst Lasłowski



1926

Selbstverlag des Oberschles. Geschichtsvereins
Neisse-Neuland.

187

058/93085(438); 39(438)+058(048.1).SL

Ober Jahrb

2654D/III

E II 2

7398 "D"



I. Außäße.

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze.

	Seite
1. Untersuchungen zum Leben des hl. Hyazinth. Von Universitätsprofessor Dr. B. Utaner	1
2. Die weltgeschichtliche und kirchenpolitische Bedeutung des Vertrages zu Beuthen Oberschlesien, vom 9. März 1589. Von P. Dr. Joseph Schweter C. ss. R.	20
3. Die Agrarrevolte in Oberschlesien 1811. Bericht eines Augenzeugen, mitgeteilt von Archivrat Dr. Victor Loewe	27
4. Die Aufhebung des Cistercienserklösters zu Rauden O.-S. Von Pfarrer Georg Włodarczyk	34
5. Der alte jüdische Friedhof in Beuthen O.-S. und die Frage des Eigentums daran. Von Justizrat W. Immerwahr	40
6. Mikulischütz, ein oberschlesischer Wallfahrtsort. Von Walter Krause	50
7. Max Waldbau und Marie Bennede. Von Dr. W. Mak	55
8. Konsistorialrat Karl Hertlein, Pfarrer von Ottmachau 1824—1886. Von Archivdirektor Prof. Dr. Nowak	62
9. Josef Seyfried. Von Pfarrer Ernst Jurek	69
10. Zur Volksfunde von Patschkau. Von Alfonso Perlitz	74
11. Heimatkundliche Bestandsaufnahme durch die Schlesischen Provinzialblätter. Von Bibliothekar Fr. Kaminsky	87
12. Beiträge zur oberschlesischen Volkskunde. Von Emanuel Czmoń	92
13. Aus Franz v. Windlers Leben. (Nach Bonhofs „Stary kościół Miechowski“, Oppeln 1918.) Zusammengestellt und übertragen von Ludwig Chrobot	99

II. Kleinere Beiträge.

1. Eine adelige Hochzeitseinladung vom Jahre 1583	107
2. Mittelalterliche Sühnenverträge aus dem Fürstentum Neisse	111
3. Ein Riesenraub vor 200 Jahren	115
4. Zunftbrief der Schmiedeinnung von Hultschin vom Jahre 1723	118
5. Merkwürdige Dokumente aus dem Turmknopfe des früheren Stumpfturmes der Pfarrkirche zum hl. Kreuz in Oppeln	121
6. Zur Heimatkunde von Kreuzburg	123
7. Grabsteine Adliger auf dem alten Friedhofe in Patschkau	125
8. Ortsnamen der Herrschaft Loslau	125
9. Oberschlesisches in Berliner Straßennamen	127
10. Zur Geschichte der Glinitzer Fayencesfabrik	128
11. Über das Wappen der Eichendorff	129
12. Zwei Zeugnisse des stud. iur. Freiherr Rudolf von Eichendorff aus den Jahren 1786 und 1788	132
13. Zwei Holsteibriefe aus Ratibor	133

III. Hinweise und Notizen.

1. Die Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive Schlesiens	Seite 139
2. Die Beuthener Heimatstelle als Institut für wissenschaftliche Heimatkunde	144
3. Aus dem 5. Jahressbericht über die Tätigkeit der Historischen Kommission für Schlesien E. V.	147
4. Sammlung und Erforschung der schlesischen Stadtpläne	149
5. Zur Flurnamen-Forschung	151
6. Der vierte allgemeine Kongreß Polnischer Historiker	152
7. Pfarrer Johannes Schneider	154
8. Regierungs- und Schulrat Andreas Skladny	156
9. Dr. Kurt Boeck	157

IV. Buchbesprechungen.

1. Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Recht. Beiträge zur ältesten Kirchengeschichte. Von Edm. Michael. Görlitz 1926. — 2. Dr. Johannes Chrzaszcz, Geschichte der Stadt Zülz in Oberschlesien. Neustadt, Oberschlesien 1926. — 3. Geschichte der Pfarrei Niegendorf, Kreis Neustadt O.-S. Von Walter Schwedowiz, Pfarrer. 1925. Druck und Verlag der „Neustädter Zeitung“. Neustadt O.-S. 95 S. — 4. Die Allerheiligenkirche von Gleiwitz. Ein Beitrag zur oberschlesischen Geschichte von Dr. Curt Karkowka. Gleiwitz. Selbstverlag des Pfarramts Allerheiligen. 1926. — 5. Aus der Chronik der Reichskrämerhäuser in Oppeln von Friedrich Kaminsky. Sonderheft Oppeln der Zeitschrift „Volk und Heimat“, 3. Jahrgang Heft 3, herausgegeben von Friedrich Kaminsky, Hindenburg O.-S. — 6. Geschichte Polens. Von G. Missalek. Neu bearbeitet von Professor W. Komischke. Dritte Auflage. Briebsch, Verlag in Breslau und Oppeln. — 7. Heimatkunde des Kreises Neisse. Herausgegeben von Lehrer G. Knappe und Schulrat Dr. Schmitz. Breslau, Verlag Briebsch. — 8. Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Beuthen O.-S. Herausgegeben von der Heimatstelle Beuthen O.-S. 2. Heft. Geschichte der Schuhmacher-Zinnung zu Beuthen O.-S. Von Joseph Haroska. 1926. — 9. Krause Walter, Grundris einer geschichtlichen Heimatkunde von Miltitzhübel, Verlag: Heimatstelle Beuthen O.-S. 1926. 8°, 16 S. — 10. Beiträge zur oberschlesischen Volkskunde. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde. Heimatstelle Beuthen O.-S. Volkskundliches aus dem Schuhmacherhandwerk der Beuthener Gegend. Zusammengestellt von Joseph Haroska. — 11. Sagen der Stadt Beuthen, des Dorfes Rokitnitz und des Dorfes Roßberg, in drei Heften zusammengestellt von Alfons Perlid. — 12. „Koledy górnosłaskie czyli opis zwyczajów ludowych w czasie Bożego Narodzenia“ (Oberschlesische Kolendelieder oder Beschreibung der Volksgebräuche in der Weihnachtszeit) von Hermann Dönaj. 1925 im Verlage Katolik-Beuthen 161—168

3 Tafeln Abbildungen.

• • •

Untersuchungen zum Leben des hl. Hyazinth.¹⁾

Von Universitätsprofessor Dr. V. Altaner.

Die Quellen.

Die Dominikaner der polnischen Ordensprovinz haben während des 13. Jahrhunderts eine auffallend große Regsamkeit im Dienste der Mission gezeigt. Die treibende Kraft hierzu ist der hl. Hyazinth gewesen. Da die für das Leben des hl. Missionars in Betracht kommenden Quellen noch keiner genaueren quellenanalytischen Prüfung unterworfen worden sind, möchte ich mich zunächst dieser Arbeit entledigen und im Anschluß daran einige wichtige Fragen zur Geschichte des Lebens dieses einzigen oberschlesischen Heiligen, der von der Kirche kanonisiert worden ist, untersuchen. Die folgenden kritischen Beiträge haben zum größten Teil nur indirekt Bedeutung für die dominikanische Missionsgeschichte. Es handelt sich in erster Linie darum, die quellenkritischen Grundlagen für eine Biographie des Heiligen zu schaffen und außerdem die ganz verworrene Chronologie seines Lebens zu entwirren.

Die älteste Quelle zum Leben des Heiligen ist die von Frater Stanislaus, einem Lektor des Krakauer Konvents, bald nach 1352 verfaßte Schrift: *De vita et miraculis sancti Jacchonis O. F. P.*²⁾ Hyazinth ist im Jahre 1257 im Krakauer Konvent gestorben.³⁾ Die uns von Stanislaus gelieferten Aufzeichnungen bieten zum allergrößten Teil nichts anderes als Berichte

¹⁾ Der Verfasser stellte uns diesen Beitrag, der ursprünglich in seinem größeren Werke „Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts“ S. 196 ff. (Breslauer Studien zur historischen Theologie, Bd. III, Habelschwerdt 1924) erschienen war, für das Oberschlesische Jahrbuch zur Verfügung. Wir bringen die Arbeit umso lieber, als sie das Muster einer quellenkritischen Untersuchung darstellt, aus der unsere Leser wissenschaftsmethodisch viel lernen können. Für die Auflösung der im folgenden verwendeten Siegel muß auf die Schrift selbst verwiesen werden. — Der Neudruck der Hyazinth-Untersuchungen weist gegenüber dem Erstdruck an zwei Stellen Ergänzungen auf (S. 7 und S. 9 A. 38) und an 2 anderen Stellen, wo es sich um chronologische Fixierungen handelt (S. 10 und 16) ist eine präzisere Fassung des Textes gewählt worden.

²⁾ Diese Vita ist von L. Zwinklinski in Mähr IV 841—94 ediert worden. Die Abschaffungszeit folgt aus Mähr IV 894; vgl. OE I 632. Über die Persönlichkeit des Biographen ist sonst fast nichts bekannt. Vgl. Zeißberg im ADG LV 151, 168 A. 47. In einer Bulle vom 21. April 1343 wird dem päpstlichen Pönitentiar Stanislaus de Cracovia O. P. Dispens ab irregularitate propter defectum natalium für die Wahl zum Bischof gegeben (Theiner, Mähr I n. 586). Die Identität dieses Bischofskandidaten mit unserem Biographen scheint mir sehr fraglich; dagegen Zwinklinski in Mähr IV 833 f.

³⁾ Mähr IV 863.

über Wunder, die auf die Fürbitte des verstorbenen Heiligen in der Zeit von 1257—1352 geschehen sein sollen (Kap. 15—52). Einige Kapitel (5—13) enthalten Schilderungen von Wundertaten des lebenden Hyazinth. Für den Historiker wichtiges und brauchbares Material enthalten nur die Kapitel 2, 3, 4, 9 und 14. Die für den Biographen wertvollen Notizen sind also in Wirklichkeit sehr dürftig. Der fast hundert Jahre nach dem Tode des Hyazinth schreibende Stanislaus sagt über seine Quellen folgendes: ea, quae in scriptis reperi et ex relatione patrum fide dignorum, qui a suis antecessoribus, qui facialiter s. Jacchonem neverunt et cum eo conversati fuerunt, (audiverant), intellexi, brevi et humili stilo perstringere curavi.⁴⁾ Hieraus ist zu entnehmen, daß ihm neben mündlichen Traditionen, die sich in Ordenskreisen erhalten haben, auch schriftliche Aufzeichnungen zur Verfügung gestanden haben. Am Schluß des Berichts über ein in das Jahr 1222 datiertes Wunder wird die Bemerkung hinzugefügt: quod miraculum narraverunt et scripserunt supradicti tres fratres (sc. Florianus, Godinus, Benedictus).⁵⁾ Diese Brüder waren zur Zeit, da sich das erzählte Wunder ereignete, die Begleiter des Hyazinth. Wenn wir in dem ältesten, aus dem Jahre 1277 stammenden Konventsverzeichnis des Ordens die Notiz lesen: in Cracoviensi (sc. conventu) iacet frater Jascon potens in morituis suscitandis,⁶⁾ so ist daraus zu ersehen, daß bereits im ganzen Orden von den am Grabe des Heiligen sich ereignenden Wundern gesprochen wurde. Bei dieser Sachlage liegt die Vermutung nahe, daß man vielleicht schon seit längerer Zeit Aufzeichnungen über solche am Grabe des Hyazinth geschehene Wunderheilungen gemacht hat. Diese Annahme ist umso wahrscheinlicher, als von Seiten der Generalkapitel des Ordens schon öfters eingeschärft worden war, daß miracula vel facta aedificatoria aus dem Leben von Ordensmitgliedern gesammelt und aufgezeichnet werden sollten.⁷⁾

Wenn man die Berichte über die am Grabe geschehenen Heilungswunder (Kap. 15—52) durchmustert, fällt es auf, daß fast alle Berichte von Wundern handeln, die aus den Jahren 1257—90 stammen (Kap. 15—49); nur drei Berichte (Kap. 50—52) erzählen von Wundern aus späterer Zeit, aus den Jahren 1329, 1331 und 1352. Stanislaus selbst beklagt die Nachlässigkeit seiner Ordensbrüder, die für die Zeit nach 1290 ihm fast gar keine

⁴⁾ MPh IV 842.

⁵⁾ MPh IV 857. Außer diesen drei Genossen des Heiligen, die z. T. noch bei anderen Gelegenheiten genannt werden (MPh IV 853, 854, 860, 861), nennt der Biograph nur noch vier andere Brüder mit Namen (Ceslaus, Hermann, Petrus und Clemens), die mit Hyazinth zusammengewesen bzw. gearbeitet haben (MPh IV 846 f., 853, 861).

⁶⁾ DE I p. I.

⁷⁾ MDPH III 33, 76, 77, 83, 198; vgl. Altaner 76 f.

Wundernotizen hinterlassen hätten.⁸⁾ Diese auffallende Unebenmäßigkeit in der Aufzeichnung der Wunderberichte dürfte sich wohl am besten so erklären, daß bis 1290 oder um 1290 die Wunderberichte von Brüdern des Krakauer Konvents wohl in der Absicht gesammelt worden sind, um die notwendigen Unterlagen für einen anzustrebenden Kanonisationsprozeß zu gewinnen.⁹⁾ Daß diese Absicht, einen Heiligprechungsprozeß zu betreiben, vorgelegen hat, ist vor allem daraus zu erschließen, daß jeder einzelne Bericht möglichst genau datiert und außerdem regelmäßig angemerkt ist, welche Personen Zeugen des wunderbaren Ereignisses gewesen sind. Durch diese für eine Vita und Legende nicht gewöhnlichen Angaben sollten sich offenbar die Aufzeichnungen als möglichst beweiskräftig und für einen Kanonisationsprozeß brauchbar erweisen. Das Streben, möglichst genau zu datieren und bei Wunderberichten zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit des Erzählten Namen von Augenzeugen anzuführen, tritt nicht nur in den Kap. 15—49 hervor, sondern macht sich ebenso in allen anderen Mitteilungen der Schrift des Stanislaus geltend.¹⁰⁾ Daraus darf auch gefolgert werden, daß das Meiste von dem, was Stanislaus berichtet, offenbar auf schriftliche Aufzeichnungen zurückgeht, und daß das aus der mündlichen Konventsüberlieferung geflossene Material äußerst dürftig gewesen sein muß. Als um 1290 im Kreise der Krakauer Dominikaner der Plan auffaute, die Kanonisation des im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Gründers des Konvents zu betreiben, wurden damals nicht bloß die Berichte über die am Grabe geschehenen Wunder zusammengestellt, sondern es wurde ebenso auch alles sonst noch erreichbare Material aus dem Leben des Heiligen aufgezeichnet. Angeichts der Genauigkeit und Ursprünglichkeit mancher Angaben¹¹⁾ scheint es nicht unwahrscheinlich, daß manche Aufzeichnungen schon viel früher, bald nach dem Tode des Hyazinth, und nicht erst um 1290 gemacht worden sind. Die Aufzeichnungen wurden dann vielleicht solange fortgesetzt, als der Gedanke und die Hoffnung, eine Kanonisation des verstorbenen Konventsgenossen erreichen zu können, lebendig war.

Daß neben und außer der Hyazinthschrift des Lektors Stanislaus keine andere Quelle, die historischen Wert beanspruchen kann, vorhanden war, ist zunächst aus den Notizen, die sich bei Dlugosz († 1480) über Hyazinth finden, zu entnehmen. Dlugosz, Hist. Pol. II 206 f. schöpft aus MPh IV

⁸⁾ Ab hoc anno Domini videlicet 1290 non inveni aliqua in scripto miracula de s. Jachone et hoc fecit tunc fratrum viventium negligentia, quae est fomentum et nutritrix oblivionis, usque ad annum 1329 (MPh IV 891).

⁹⁾ Twiflinski in MPh IV 837; Zeißberg 91.

¹⁰⁾ Angaben über Zeugen s. MPh IV 851, 853, 854, 860, 861.

¹¹⁾ Vgl. z. B. Kap. 15 und 16. Das Kap. 15 scheint zu Lebzeiten des Bischofs Prandotha († 1266 vgl. Dlugosz, Opera omnia I 401 ff.) aufgezeichnet worden zu sein.

843 ff., cap. 2¹²); Dlugosz, ebd. II 366 benützt M^{PH} IV 854 ff., besonders 857, ferner 863 und 866. Die einzige Angabe des Dlugosz über Hyazinth, die sich nicht bei Stanislaus findet, Hyazinth stamme ex districtu Opoliensi, ex villa Lanka, ist vielleicht durch eine Notiz im Katalog der Krakauer Bischöfe (M^{PH} II 356 f.) oder im Rocznik Krasinskich (M^{PH} III 132) beeinflußt, wo von Jacek de Opolo bezw. de Oppole die Rede ist. Daß Dlugosz' Wissen vom Leben des Hyazinth sonst ganz von der Schrift des Krakauer Lektors abhängig ist, tritt z. B. besonders deutlich in seinen Angaben über die von Hyazinth veranlaßten Klostergründungen zutage (Hist. Pol. II 366).¹³) Er führt nur diejenigen Konvente an, die wir auch bei Stanislaus genannt finden, nämlich Friesach, Krakau, Prag, Breslau und Danzig, und läßt dabei Kiew fort, wohl deshalb, weil dieser Konvent bald unterging. Dlugosz weiß noch nichts von den weiten Missionsreisen und zahlreichen Konventsgründungen im nördlichen, östlichen und südöstlichen Europa, von denen spätere Ordensschriftsteller phantasieren.

In der Bibliotheca Angelica in Rom befindet sich eine handschriftliche Vita Beati Hyacinthi, die im Jahre 1500 von einem polnischen Dominikaner mit Namen Matthias verfaßt worden ist. Es handelt sich nur um ein Exzerpt aus der Schrift des Stanislaus unter Benützung des Codex der Bibliothek Chigi.¹⁴)

Auch Leander Alberti war bei der Abfassung seiner Hyazinthlegende¹⁵) einzig und allein auf die Schrift des Stanislaus als seine Quelle angewiesen. Er bietet nichts anderes als eine in gutes Humanistenlatein umgegossene Bearbeitung der genannten Vita. Hierbei werden erklärlicherweise fast nur

¹²) Der Bericht des Dlugosz über das an dem Kardinalnassen Napoleon durch den hl. Dominikus gewirkte Wunder stammt aus der Dominikuslegende des Konstantin (OE I 31 n. 26, den auch Vincenz von Beauvais XXX 71 übernommen hat (vgl. Altaner 121)). Dlugosz wird sicherlich hier aus Vincenz von Beauvais geschöpft haben. Der Beweis für diese Abhängigkeit liegt darin, daß sich die Formulierung: „quid agis pater? casus iste tuae virtutis experimentum expectat“ nur in der Dominikuslegende des Konstantin bezw. des Vincenz von Beauvais findet. Vgl. dazu Berthier 31 n. 59; Anal. Boll. XXX 72 n. 38; Mamachi I App. 284 n. 33.

¹³) Semkowicz 214, 277 hat die von Dlugosz benützten Quellen nur z. T. richtig bestimmt.

¹⁴) Flavigny 186; Zeißberg 91; M^{PH} IV 819.

¹⁵) Irrig ist die von Severinus 3 vertretene Annahme, daß Leander Alberti die Akten des unter Clemens VII. eingeleiteten Kanonisierungsprozesses benützt habe. Auch Pelczar IV 65 A. 4 irrt, wenn er annimmt, daß Leander noch andere Quellen benützt hat. Leander Alberti fol. 176 v schreibt zweimal Chion statt Kijow (Kiew); vgl. auch Castillo I 115. Diese Ungenauigkeit war offenbar für spätere Schriftsteller der Anlaß, dem hl. Hyazinth u. a. auch die Gründung des Konvents auf der Insel Chios, der erstmals für das Jahr 1327 bezeugt ist (M^{PH} IV 171 lin. 6; s. o. S. 10 f.), zuzuschreiben. Dies geschieht z. B. noch bei Baracz I 76 A. 19 und Bessarione XII (1908) 33.

die Kapitel 2—16 (M^{PH} IV 843—67) berücksichtigt. Aus der großen Zahl der Berichte über postume Wunder (Kap. 17—52) werden in stark gekürzter Fassung nur einige wenige benützt, nämlich die Kapitel 17—22 und 35.¹⁷)

Der polnische Humanist Nicolaus Hussovianus bearbeitete um 1525 das Werk des Stanislaus in Versen. J. Pelczar, der Herausgeber der Carmina dieses Poeten, hat in größter Ausführlichkeit den Nachweis erbracht, daß Nicolaus Hussovianus den Stanislaus direkt benützt und nicht etwa aus Leander Alberti geschöpft hat.¹⁸) Daneben hat der Dichter auch noch an einer Stelle dort, wo er vom Aufenthalt des Hyazinth in Kiew spricht (Pelczar IV 75, 227—48), Zeugenaussagen benützt, die während des amtlichen Zeugenverhörs in der Zeit vom 26. März 1523 bis zum 6. September 1524 im Krakauer Dominikanerkloster gemacht worden sind.¹⁹) Hussovianus kennt offensichtlich (vgl. Pelczar IV 75, 246 f.) den Wunderbericht, den später Severinus 36—38, der hier ebenfalls die Zeugenaussagen benützt,²⁰) wieder gibt.

Ebenso wie die vier von mir quellenkritisch geprüften Autoren (Dlugosz, Frater Matthias, Leander Alberti und Hussovianus) erweisen sich auch alle übrigen dominikanischen und nichtdominikanischen Schriften des 16. Jahrhunderts, die von Hyazinth handeln, als direkt oder indirekt von der Schrift des Lektors Stanislaus abhängig.²¹) Eine völlig neue Situation wurde durch den Krakauer Dominikaner Severius, der seit 1589 in Rom für die Kanonifizierung des Hyazinth tätig war,²²) geschaffen. In maßloser Übertreibung schrieb Severinus dem Heiligen eine Bedeutung für die Entwicklung des Dominikanerordens in Norddeutschland, Polen, Litauen, Russland und den nordischen Reichen zu, die Hyazinth nie gehabt hat. Die Darstellung bei Severinus ist das Produkt seiner frei erfindenden Phantasie. Alles dominikanische Leben, das sich in den genannten Ländern entwickelt hat, wird von ihm als direkt oder indirekt von Hyazinth beeinflußt, dargestellt.²³) Um übrigen benützt Severinus für seine Darstellung alles, was bei Stanis-

¹⁷) Leander Alberti fol. 175 r—78 v; Surius, De probatis Sanctorum vitis VIII (1618) 170—73; M^{PH} Aug III 339—44.

¹⁸) Pelczar IV p. XXVIII—XXXVIII.

¹⁹) Ebd. IV p. XXII ff.; Severinus 159 ff.

²⁰) Diese Akten standen auch dem Bzobius, Thaumaturgus 37 zur Verfügung.

²¹) Vgl. Flavigny 185 ff., Chevalier I 2233; Jinkel n. 6352 ff.

²²) Severinus 203 ff.

²³) Severinus 18—27. Eine Anregung zu seinen Auffstellungen mag S. von Dlugosz, Lib. Bencf. III 448 f. empfangen haben. Dlugosz behauptet hier, die Gründung von Friesach sei durch Polen: pia benignitate, sed Polonis iniuriosa erfolgt. Von Friesach aus: Alemania fratribus praedicatorum de per accidens populata est et primatum erga Polonię gerere coepit. Ähnliche unhistorische Übertreibungen auch noch I. c. 449.

laus geboten wird,²⁴⁾ nur daß derjelbe Inhalt in breitem, überschwänglichem Pathos wiedergegeben ist. Durch Severinus war der Weg für Abraham Bzovius D. P. vorgezeichnet. In seiner Schrift *Thaumaturgus Polonus seu de vita et miraculis s. Hyacinthi confessoris*, Venetiis 1606 ist Bzovius in die Fußstapfen seines Ordensbruders getreten und hat seinerseits noch manches zur Schaffung des unhistorischen Hyazinthbildes beigetragen, wonach sich höchstens der hl. Dominikus mit dem polnischen Dominikaner in seiner Bedeutung für den Orden messen könnte.²⁵⁾ In eine Diskussion über Einzelheiten der von Severinus und Bzovius aufgestellten Behauptungen einzutreten, ist angesichts der klaren Sachlage überflüssig. Durch den Einfluß, vor allem des Bzovius, ist die unhistorische Vorstellung über die Bedeutung des hl. Hyazinth für die Ausbreitung des Ordens und des Christentums im Norden und Osten Europas und darüber hinaus in die gesamte spätere Literatur eingedrungen.²⁶⁾

Das Ergebnis dieser quellenkritischen Untersuchungen ist dieses, daß als einzige Quelle für das Leben des hl. Hyazinth die Vita des Dektors Stanislaus zu berücksichtigen ist. Dazu kommen noch einige wenige chronikalische und urkundliche Angaben. Selbstverständlich dürfen die Mitteilungen des Stanislaus, zumal auch seine chronologischen Angaben, nicht unbesehen angenommen, sondern müssen im Lichte der sonstigen Quellen und bekannten Tatsachen auf ihre Zuverlässigkeit geprüft werden. Im folgenden möchte ich durch die quellenmäßige Prüfung gewisser strittiger Fragen einige kritisch gesicherte Beiträge zu einer wissenschaftlichen Biographie des Heiligen liefern.

²⁴⁾ Über Severinus 36—38 f. o. S. 200; ebd. 7—11 erzählt er nach Dlugosz u. a. noch späteren polnischen Historikern allerlei Unkontrollierbares und z. T. Irriges über die Familie der Odrowanz. — Ohne ersichtlichen Grund hat Severinus drei Berichte über posthume Wunder bei Stanislaus (Kap. 24, 31 und 40) fortgelassen.

²⁵⁾ Vgl. besonders 32—37. A. Bzovius, *Sertum gloriae s. Hyacinthi Poloni vitam et laudes ipsius VIII concessionibus et VII orationibus complectens*, Venetiis 1598 war mir nicht zugänglich. Über das Leben und die Schriften des Bzovius vgl. D. E. II 488 ff.; Baracz II 113—28; K. Blasel, *Geschichte von Kirche und Kloster St. Adalbert zu Breslau*, Breslau 1912, 52 ff.

²⁶⁾ Die hier in Betracht kommende Literatur ist in den o. A. 21 genannten Schriften verzeichnet. Vgl. noch J. P. Chrząszcz, *Drei schlesische Landesheilige*, Breslau 1897, 87—92. Auch A. Knöpfler im Kirchenlexikon VI 513 f. und Grzymacher in RPT IV 776 lin. 33 ff. stehen unter dem Einfluße dieser Auffassung; ebenso die Biographie des Heiligen von Zlavigny; ferner de Webel-Zarlsberg 7, 12, 89, 143; Mortier I 215 ff.; Chapotin 119. Daselbe gilt auch von Reisenkugel im ADG XII 414, welcher schreibt: „Die dominikanische Tradition knüpft die Errichtung von Dominikanerkonventen fast in allen bedeutenden Orten Klein-Rußlands an den Namen des hl. Hyazinth.“ Von einer Ordenstradition ist keine Rede, sondern es handelt sich um die Auffstellungen des Severinus und Bzovius.

Der Geburtsort des hl. Hyazinth.

Stanislaus schreibt (MPH IV 843): S. Jazecho natione Polonus in provincia regni Poloniae, villa quae dicitur vulgariter Cameyn nobili prosapia oriundus fuit. Auf Grund dieser Angabe könnte nicht sicher entschieden werden, ob mit Cameyn das oberschlesische Dorf Kamien, heute Groß-Stein im Kreise Groß-Strehlitz oder der Ort Kamien, der in der Nähe von Krakau liegt und zur Pfarrei Czernichow gehört,²⁷⁾ gemeint ist. Jeder Zweifel daran, daß das oberschlesische Kamien der Geburtsort des Heiligen gewesen ist, wird durch einen Bericht über ein im Jahre 1289 geschehenes Heilungswunder beseitigt. In diesem Jahre wurde, wie Stanislaus (MPH IV 885) erzählt, domina Pribislava, uxor militis domini Jacobi de terra Opolensi, fratris uterini beati viri Jazchonis de villa, quae dicitur vulgariter Camen, auf die himmlische Fürsprache des Seligen aus schwerer Krankheit errettet. Hieraus ist deutlich zu entnehmen, daß das Adelsgeschlecht, dem Hyazinth entsprossen ist, seinen Besitz, wohl seinen Stammsitz in demjenigen Kamien hatte, das zur terra Opoliensis gehörte. Bestätigt wird diese Nachricht des Stanislaus dadurch, daß der Heilige in zwei, wohl dem 13. Jahrhundert angehörenden polnischen Quellen „Jaczko de Opol“ genannt wird.²⁸⁾ Diesen älteren Quellenangaben braucht die Behauptung des Dlugosz, nach der Hyazinth ex districtu Opoliensi ex villa Lanka gebürtig ist,²⁹⁾ nicht zu widersprechen; wahrscheinlich hat die villa Lanka ebenfalls zum Besitztum der Familie gehört. Für das Jahr 1297 ist ein Krasna Lanka bei Groß-Stein urkundlich bezeugt. Vergl. A. Nowak, Gesch. der Pfarrei Groß-Strehlitz in Oberschlesien, Gr.-Strehlitz 1925, S. 12 A. 14.

Bur Frage der Datierung seiner Romreise und seines Eintritts in den Dominikanerorden.

Die Behauptung des Stanislaus, Hyazinth sei vom Bischof Ivo von Krakau, de cuius erat sanguine,³⁰⁾ zum Kanonikus an der Krakauer Kathedrale ernannt und dann vom Bischof modico interposito tempore ad stu-

²⁷⁾ Cwiklinski in MPH IV 843 A. a.

²⁸⁾ MPH III 132, 356 f. Das, was Swientek in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens XV (1880) 501—10 zur Geschichte des Hyazinthkultes in Groß-Stein im 18. Jahrhundert bringt, wäre ohne diese quellenmäßige Fundierung wertlos.

²⁹⁾ Dlugosz, Hist. Pol. II 366; ebd. II 206; de Opoliensi provincia et villa Lanka. Vgl. noch Dlugosz, Opera omnia I 398; Jaczko de Opol. Hussovianus (Pelczar IV 62, 38—42) folgt dem Bericht des Stanislaus. Auf irgend einem Missverständnis beruht die bei Leander Alberti fol. 175 v sich findende Version, Hyazinth stamme ex oppido Poloniae Saxo.

³⁰⁾ Hussovianus (Pelczar IV 63, 48) bezeichnet Ivo als „patruus“. Diese Behauptung beruht natürlich ebensowenig auf einer originalen Überlieferung, wie ähnliche spätere Angaben. Dlugosz, Hist. Pol. II 207, Lib. benef. III 449 und Opera omnia I 398

dium generale gesandt worden, wo er multis annis persistens Theologie und kanonisches Recht studiert habe (M^{PH} IV 843 f.), enthält offensichtliche Irrtümer. Ivo wurde im Jahre 1218 zum Bischof von Krakau gewählt.³¹⁾ Es ist also unmöglich, daß Ivo seinen Verwandten Hyazinth zum Kanonikus ernannt und ihn „bald darauf für viele Jahre“ zu Studienzwecken ins Ausland gesandt haben kann; denn zugleich wird behauptet, daß Hyazinth auch zur Reisebegleitung des Bischofs gehörte habe, als sich dieser nach Rom begab. Diese Romreise hätte, wie es Stanislaus darstellt, nach der Rückkehr des Hyazinth aus dem Auslande stattgefunden. Wenn die Überlieferung, Hyazinth sei zum Kanonikus ernannt worden, und habe im Auslande studiert, als geschichtlich angesehen werden soll, muß angenommen werden, daß dies bereits unter Ivos Vorgänger Vincenz Kadubek geschehen ist. Natürlich läßt sich nichts Sichereres darüber aussagen, wo in diesem Falle Hyazinth studiert haben könnte.³²⁾

Vollständig verwirrt und unhaltbar ist auch die von Stanislaus gegebene Datierung der Romreise Hyazinths bezw. Ivos. Nach Stanislaus geschah diese Reihe im Jahre 1216.³³⁾ Ivo ist, wie schon bemerkt wurde, erst 1218 Bischof von Krakau geworden, kann also nicht schon vorher als Bischof in Rom geweilt haben. Stanislaus behauptet des weiteren, daß zu der Zeit, als der polnische Bischof in Rom weiste, sich dort auch der hl. Dominikus aufgehalten habe. Dominikus habe sich in jenen Tagen gerade darum bemüht, die päpstliche Bestätigung seines Ordens zu erreichen, und habe während dieses Romaufenthalts, und zwar in Anwesenheit des polnischen Bischofs das Wunder der Auferweckung des Kardinalssneffen gewirkt. Diese chronologische Gruppierung zeigt deutlich, daß hier Stanislaus von jeder zuverlässigen Tradition verlassen war. Dominikus erschien Ende 1216 in Rom und verblieb dort bis in das Frühjahr 1217. Die päpstliche Approbation seines Ordens erfolgte am 22. Dezember 1216³⁴⁾ Das sogenannte Napoleonswunder ist sicherlich in ein späteres Jahr zu setzen. Gewöhnlich wird angenommen, daß dieses Ereignis auf den 11. Februar 1220 zu datieren

behauptet als erster, daß Bischof Ivo und damit auch Hyazinth zu dem Geschlechte der Obronzan, deren Wappen er (Dlugosz, Opera omnia I 562) anzugeben weiß, gehört haben. Über das Ungeschichtliche einer solchen Behauptung vgl. S^{PB} XL 123 f.; Semkowicz 214.

³¹⁾ M^{PH} III 71, 164 f.; Dlugosz, Hist. Pol. II 206.

³²⁾ Ivo hat nach 1212 oder vielleicht sogar nach 1215 in Paris studiert; vgl. E. Brem, Papst Gregor IX. bis zu seinem Pontifikat, Heidelberg 1911 (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 32, §. 2 A. 4; Dlugosz, Hist. Pol. II 266; Dlugosz, Op. omn. I 398. Severin 15 behauptet, Hyazinth habe in Prag und Bologna studiert. Diese Angabe entbehrt jeglicher quellenmäßigen Bezeugung.

³³⁾ M^{PH} IV 845.

³⁴⁾ Balme II 71 ff., 91 f., 100 f., 105.

ist (QE I 82).³⁵⁾ Nach der Darstellung des Stanislaus war Bischof Ivo in Rom Zeuge des von Dominikus gewirkten Wunders. Auch diese Angabe muß als sehr zweifelhaft gelten. Auf Grund der Berichte der Dominikusquellen muß es als ganz unwahrscheinlich gelten, daß bei der in Frage stehenden Wunderszene fremde Personen, nämlich Ivo und seine Begleiter, wie dies der Bericht des Stanislaus behauptet, zugegen gewesen sind.³⁶⁾ Aus einer Urkunde ist zu entnehmen, daß Ivo sich am 18. Oktober 1219 in Wizlica aufhielt.³⁷⁾ Aus einer päpstlichen Bulle vom 4. November 1219 darf geschlossen werden, daß Ivo in diesem Jahr überhaupt nicht in Rom geweilt hat.³⁸⁾ Ein Aufenthalt Ivos in Rom während des Jahres 1220 oder gar 1221 ist nicht bloß durch die Angabe des Stanislaus, daß Hyazinth „während eines ganzen Jahres“ in der Umgebung des hl. Dominikus geweilt habe und von ihm in den Geist seines Ordens eingeführt worden sei,³⁹⁾ sondern vor allem wegen der Chronologie der Gründungsgeschichte von Friedsach ausgeschlossen.⁴⁰⁾ Dazu kommt schließlich noch die unkundliche Nachricht, wonach Ivo am 25. Dezember 1220 in Krakau weilte.⁴¹⁾ Unter Berücksichtigung dieser Daten bleibt nur die Annahme übrig, daß Ivos Romreise spätestens im Jahre 1218 erfolgt sein muß. Eine Bestätigung dieser Datierung ist die von Dlugosz überlieferte Nachricht, daß Ivo im Jahre 1218 deshalb nach Rom reiste, um beim Papste die Annahme der Resignation

³⁵⁾ Diese Datierung ist allerdings sehr zweifelhaft, weil sie nur auf dem Bericht der durchaus legendären Miracula Angelicae beruht (Mamachi I App. 29; U^SAug I 579 n. 89—92). Die Auferweckungszene (vgl. zur Kritik des Wunders: Altaner 63 f.; Miscellanea 10—20) wird von der genannten Quelle mit der von Dominikus im Frühjahr 1220 durchgeführten Reform der römischen Nonnenklöster in Zusammenhang gebracht. Zur Datierung dieser Reform ist zu vergleichen: QE I 82 ff.; ADP I 323 f.; Balme II 403 f.; Altaner 141 A. 2. Die Verknüpfung des Wunders mit der Reformarbeit des hl. Dominikus scheint eine willkürliche Kombination der greisen Wundererzählerin Caecilia zu sein. Caecilia hat dadurch ihrem Wunderbericht einen wirkungsvollerem Hintergrund gegeben. Vgl. Altaner 168 und die Datierung der Romreise Ivos in das Jahr 1218 oder 1217.

³⁶⁾ Berthier 31 n. 59; Anal. Bull. XXX 72 n. 38; QE I 30 n. 26; Mamachi I App. 284 n. 33, 249.

³⁷⁾ Cod. diplom. maioris Poloniae Posnaniae I (1877) 98. Über den Aufenthalt des hl. Dominikus während des Jahres 1219 f. weiter unten.

³⁸⁾ Theiner, M^P I n. 20; Pressutti I n. 2234; vgl. Abraham 73 A. 2. Eine Deputation von Geistlichen aus Gnesen weilt in Rom, um an der Kurie dahin zu wirken, daß Ivo durch den Papst zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl als Erzbischof von Gnesen veranlaßt würde. Ivo hat diese Würde abgelehnt. Vgl. Theiner, M^P I n. 22; Pressutti I n. 2433; vgl. noch Kwartalnik hist. 1925, 625.

³⁹⁾ M^{PH} IV 846.

⁴⁰⁾ S. u. nächsten Abschn.

⁴¹⁾ Cod. diplom. Poloniae minoris (Mon. med. aevi hist. IX) w Krakowie II (1886) 27 n. 385.

seines Vorgängers Winzenz Kadlubek und die Bestätigung der auf ihn gefallenen Wahl zu betreiben.⁴²⁾ Wenn man beachtet, daß die Oboedienz-erklärung des Herzogs Leszek von Krakau in den päpstlichen Registern in die Akten des April 1217 eingereiht ist, so könnte vielleicht daraus der Schluß gezogen werden, daß Ivo um die angegebene Zeit an der Kurie geweilt und zugleich auch diese Erklärung seines Landesherrn überbracht hat.⁴³⁾ Der Bericht des Dlugosz brauchte eine Datierung der Reise in das Jahr 1217 nicht auszuschließen. Aus diesen Feststellungen ergibt sich zugleich auch als Resultat, daß Hyazinth 1218 bzw. 1217 von Dominikus in den Orden aufgenommen worden ist. Berücksichtigt man noch die Chronologie der Vita des hl. Dominikus, so folgt daraus, daß, falls Hyazinth bereits 1217 Dominikaner geworden ist, der Eintritt im Januar oder Februar erfolgt sein müßte. Von März 1217 bis gegen Ende des Jahres weilte Dominikus nicht mehr in Rom.⁴⁴⁾ Während des Jahres 1218 hielt sich Dominikus in Rom bzw. in der Nähe der Kurie etwa von Anfang Januar bis Oktober auf. In diesem Monat trat Dominikus seine Reise nach Spanien an und traf von dort erst wieder im August 1219 in Bologna ein.⁴⁵⁾

Bur Datierung der Rückkehr des Hyazinth aus Italien.

Stanislaus behauptet, daß Dominikus, die drei von ihm aufgenommenen Novizen Hyazinth, Ceslaus und Hermann den Deutschen anno integro circa se retinuit informatosque humilitate, castitate ceterisque ordinis observantiis ad professionem recepit.⁴⁶⁾ Diese Nachricht von einer einjährigen „Noviziatzeit“, der sich die drei Ordenskandidaten unter der persönlichen Leitung des hl. Stifters unterzogen haben sollen, ist wiederum in dieser Fassung, wie ein Blick auf das Itinerarium des Heiligen während der Jahre 1217–20 zeigt, sicher unhistorisch. Als geschichtlich darf hiervon höchstens soviel gelten, daß die neu Eingetretenen längere Zeit in Italien, vielleicht in Rom und Bologna,⁴⁷⁾ im Kreise von Ordensgenossen geweilt haben, um die Ordensregel und den Geist der neuen Stiftung kennen zu lernen. Mit Dominikus selbst konnten die drei Genann-

⁴²⁾ Dlugosz, Hist. Pol. II 206; ADG XLII 56 ff.

⁴³⁾ Abraham 73 A. 2; Derj., Organizacija kościoła w Polsce, w Lwowie 1893 193; Raynal 1217 n. 48; MPB III n. 4.

⁴⁴⁾ Vgl. o. II. 34 und Balme II 117–19, 141. Von März bis Dezember 1217 hielt sich Dominikus in Südfrankreich auf; vgl. noch Berthier 18 n. 36.

⁴⁵⁾ Balme II 149 f., 156 f., 178 ff., 346; DE I 19 A., 84 f., Franziskanische Studien IX (1922) 11.

⁴⁶⁾ MPB IV 846.

⁴⁷⁾ Über die Anfänge dieser Konvente vgl. Altaner 30, 35, 133; Berthier 16 n. 31.

ten nur kurze Zeit in persönlicher Fühlung gestanden haben. Der vielbeschäftigte Ordensstifter hat sich während der vier letzten Lebensjahre 1217–21) kaum mehrere Monate an ein und demselben Orte aufgehalten. Die Heimsendung der drei nordischen Ordensmitglieder wird sicherlich durch den hl. Dominikus selbst zu dem ausgesprochenen Zwecke erfolgt sein, seinen neuen Orden in der Heimat der Entsandten durch Gründung von Konventen einzuführen.⁴⁸⁾ Ein festes Datum, von dem aus Schlüsse auf die Zeit der Heimreise gezogen werden können, ist uns in einer Notiz zur ältesten Geschichte der Dominikanerprovinz Dacia gegeben. Etwa um die Mitte des Jahres 1220 fanden zwei nach Ungarn reisende Brüder, nämlich der Däne Frater Salomon und der Ungar Frater Paulus, bereits in Friesach in Kärnten einen Konvent vor.⁴⁹⁾ Dieser erste Dominikanerkonvent auf deutschem Boden ist, wie Stanislaus erzählt, von den drei heimreisenden Dominikus-jüngern Hyazinth, Ceslaus und Hermann begründet worden. Die beiden Polen verweilten in Friesach sechs Monate, nahmen während dieser Zeit „numerousam multitudinem sacerdotum et clericorum“ in den Orden auf und ließen ihren bisherigen Reisegenossen, den Frater Hermann, in Friesach zurück. Daß Hermann von Hyazinth als erster Prior von Friesach eingesetzt worden sei, behauptet Stanislaus nicht.⁵⁰⁾

Eine erwünschte Ergänzung und Korrektur der von Stanislaus gegebenen Nachrichten über die Anfänge des Friesacher Konvents liefert uns die schon erwähnte dänische Quelle, die sicher viel früher geschrieben wurde,

⁴⁸⁾ Über andere ähnliche Aussendungen vgl. Berthier 16 n. 31, 17 n. 33, 18 n. 36, 27 n. 54; MPB I 305.

⁴⁹⁾ SGDAN. V 500; f. o. S. 142. Nach dieser Quelle ist Frater Paulus vom Generalkapitel des Jahres 1220, das am 17. Mai stattfand, aus Bologna abgereist. Daß die Datierung der Reise der beiden Fratres Paulus und Salomon in das Jahr 1220 gegenüber der Datierung in das Jahr 1221, wie dies MPB I 305 geschieht, die richtige ist, und daß diese Angabe (1220) nicht etwa auf einem Versehen beruht, geht daraus hervor, daß von Frater Salomon ausdrücklich berichtet wird (l. c.), er sei von Friesach aus „im Jahre 1221 beim zweiten Generalkapitel des Ordens in Bologna“ erschienen und nach diesem zweiten Generalkapitel vom hl. Dominikus selbst nach Dänemark zum König Waldemar und zum Erzbischof Andreas von Lund entsandt worden.

⁵⁰⁾ MPB IV 847· sieque relieto ibi fratre Hermanno . . . in Cracoviam venerunt. Bzovius, Thaumaturgus 17 macht Hermann ohne weiteres zum Prior. Ihm folgen Mamachi I 584; Baracz I 69; ADP I 334; Fr. Steill, Ephemerides Dominicanae sacrae, Dillingen II (1691) 446; Flavigny 35. Bei Steill l. c. und in ADP I 334 wird Hermann von Friesach mit Unrecht mit dem MPB I 271 erwähnten Hermannus Thentonicus identifiziert. Letzterer gehörte einem Konvent in der Gegend von Weßlar an; denn nicht weit von Weßlar lag das MPB I 271 erwähnte Bisterzienserinnenkloster Albenberg; vgl. Hauck IV 1013. ADP I 77 wird, ohne daß es erforschlich ist, auf Grund welcher Quelle dies geschieht, Frater Udalricus als der erste Prior genannt; vgl. Bzovius, Propago 38 über Ulrich. — Zur Geschichte des Konvents vgl. noch MGSE IX 787 lin. 9–15 über ein Hostienwunder im Jahre 1238.

als das Werk des Stanislaus. An der Glaubwürdigkeit des Berichtes ist nicht zu zweifeln, da kein Grund erkennbar ist, warum der dänische Dominikaner weniger Günstiges über die Frühzeit eines Ordenskonvents hätte erfahren oder ohne gute Beglaubigung weiter erzählen sollen. Nach dieser dänischen Quelle fanden die beiden Brüder Salomon und Paulus bei ihrer Ankunft im Konvent von Friesach (invenerunt) fratres illius domus solatio sacerdotis destitutos. Tunc enim inter eos prior et sacerdos erat, quem satanas expetens cribravit ad saeculum extrahendo. Unde prior Paulus fratribus compatiens reliquit eis pro priore et sacerdote fratrem Salomonem. Auf Grund dieses Berichtes muß angenommen werden, daß der nach dem Bericht des Stanislaus angeblich so glänzende Anfang des Konvents ein Produkt der späteren ad gloriam s. Hyacinthi dichtenden Legende ist. Von einer multitudo sacerdotum et clericorum, die sich in Friesach bei Hyazinth zur Aufnahme in den Orden meldeten, kann keine Rede gewesen sein. Außerdem ergibt sich der Schluß, daß, da man kaum annehmen wird, daß der erste Prior, der der dänischen Quelle zufolge, den Orden verlassen hat, der Bruder Hermannus Theutonicus gewesen ist, eben dieser Hermannus Theutonicus nicht Priester, sondern nur Bruder conversus gewesen ist. Da beim Eintreffen der beiden Brüder Paulus und Salomon um die Mitte des Jahres 1220 Hyazinth, der sich hier ein halbes Jahr aufgehalten hat, längst abgereist ist, und da inzwischen bereits der erste von den Gründern eingesezte Prior den Orden wieder verlassen hat, darf die Ankunft des hl. Hyazinth in Friesach sicherlich nicht später als in das Jahr 1219 angesetzt werden. Da Dominikus erst im August 1219 von seiner Spanienreise nach Italien, näherhin nach Bologna zurückgekehrt ist, so dürfte danach die Abreise des hl. Hyazinth etwa um dieselbe Zeit von Bologna aus erfolgt sein. Vielleicht darf der 15. August 1219 als Tag der Heimsendung vermutet werden.⁵¹⁾

Hyazinth, der spätestens in der ersten Hälfte des Jahres 1220 von Friesach abgereist ist, kam im Jahre 1222 in Begleitung des Ceslaus und

⁵¹⁾ Vgl. SS Dan. V 500; hier wird erzählt, daß Dominikus am 15. August 1219 in Bologna den ersten Schweden und den ersten Dänen in seinen Orden aufgenommen hat. An demselben Tage scheint Konrad der Deutsche, der erste deutsche Ordensprovinzial, für den Orden gewonnen worden zu sein; vgl. ADP I 457; MDPH I 212, 249. Der 15. August 1219 scheint mir jetzt nach Kenntnisnahme der Notiz in SS Dan. V 500 im Unterschied zu meiner Auffassung in Altaner 69, wo ich für den 15. August 1220 eintrete, mehr Wahrscheinlichkeit als Datum des Eintritts Konrads (DE I 34 n. 42) zu haben. An diesem Tage, der für die aufblühende, junge Genossenschaft durch den Eintritt von Vertretern dreier verschiedenen Nationen bedeutungsvoll war, mag dann vielleicht auch noch eine eindrucksvolle Feier bei der Aussendung des Hyazinth erfolgt sein.

Heinrich des Mähren⁵²⁾ nach Krakau. Der zuverlässigste Bericht über die Gründung des Krakauer Konvents scheint im Rocznik Krasinskich vorzu liegen. Nach dieser Quelle fanden die in dem genannten Jahre eintreffenden ersten Predigermönche im Hause des Bischofs Iwo solange gastliche Aufnahme, bis ein eigenes Kloster erbaut wurde. Zugleich erhielten die Anfömlinge eine kleine hölzerne Kirche, die der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht war, zugewiesen.⁵³⁾

Hyazinth in Kiew — Danzig — Paris.

Stanislaus läßt Hyazinth bereits im Jahre 1217 aus Rom bzw. Friesach nach Krakau zurückkehren (MPH IV 848) und datiert die wichtige Missionsreise des Heiligen nach Kiew in das Jahr 1222. Der für die folgenden Untersuchungen wichtige Text lautet: Anno Domini 1222 venit sanctus Jazecho cum sua societate videlicet fratre Godino et fratre Floriano et fratre Benedicto in Kijow, ubi . . . conventum in honorem Virginis gloriosae fratrum praedicatorum recepit ibique quatuor annis moram fecit et numerosam multitudinem sacerdotum ecclericorum ad ordinem recepit. Quinto vero anno inchoante iter versus Cracoviam arripuit dimissoque fratre Godino in Kijow, venit in Gdansk, ubi . . . plures ad ordinis ingressum provocavit relinquensque eis fratrem Benedictum et conventu fratrum praedicatorum in eodem loco recepto in Cracoviam cum fratre Floriano reversus est (MPH IV 857 f.). Die chronologische Fixierung der Ereignisse durch Stanislaus ist nach den bisherigen Feststellungen durchgängig falsch. Neue grobe Irrtümer enthalten auch die in den zitierten Sätzen enthaltenen Angaben. Einen festen Ausgangspunkt

⁵²⁾ Daraus, daß Hyazinth auch in Begleitung des Heinrich von Mähren nach Krakau kam (in MPH III 132 und 356 wird nur Heinrich, von Stanislaus in MPH IV 846 nur Ceslaus als Begleiter genannt), darf nicht gefolgert werden, daß Heinrich auch in Rom geweilt und dort vom hl. Dominikus in den Orden aufgenommen worden ist. Der erste, der diese Behauptung durch Kombinierung der Nachricht des Stanislaus in MPH IV 846 und der chronikalischen Notizen in MPH III 132 und 356 aufstellt, ist Oługosz, Hist. Pol. II 207. Von hier ist diese willkürliche Kombination zu Severinus 17 und über Bzovius, Thaumaturgus 16 in die spätere Literatur übergegangen. Oługosz, Lib. benef. III 448 berichtet außerdem noch, daß der hl. Dominikus dem Bischof Iwo im ganzen acht Brüder überlassen habe, um mit ihrer Hilfe den Orden in Polen einzuführen. Daß Dominikus damals (1218) auf einmal acht Brüder ausgesandt haben sollte, muß, wenn man die Anfänge des sich entwickelnden Ordens kennt, als ausgeschlossen gelten.

⁵³⁾ MPH III 132. Dieselbe Quelle bemerkt noch: anno Domini 1224 Ivo ecclesiam s. Trinitatis ligneam consecravit monachis fabricatam; vgl. MGSS XIX 596. Oługosz, Opera omnia I 398 ist die Datierung „1227“ offenbar ein Schreibfehler. Das Jahr 1222 wird noch von verschiedenen anderen Quellen als Gründungsjahr angegeben; vgl. MGSS XIX 395, 632, 666, 680. Ebd. 668 wird das Jahr 1223 genannt. Die in den chronologischen Daten sehr unzuverlässigen Kleinpolnischen Annalen

für die weitere Untersuchung bildet die aus einer anderen Quelle gesicherte Datierung der Ankunft der ersten Dominikaner in Danzig. Da Gregor IX. schon am 5. Mai 1227 von einer Schenkung spricht, die der Herzog Swatopolk den in Danzig sich aufhaltenden Dominikanern gemacht hat,⁵⁴⁾ muß Hyazinth in Danzig etwa gegen Ende 1226 oder Anfang 1227 angekommen sein. Da sich nun Hyazinth vier volle Jahre in Kiew aufgehalten und zu Anfang des fünften Jahres Kiew verlassen haben soll, wäre er tatsächlich, wie Stanislaus behauptet, bereits im Jahre 1222 nach Kiew gekommen. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß Hyazinth nach der Darstellung des Stanislaus erst fünf Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien in seine polnische Heimat (1217—22) nach Kiew aufgebrochen sein soll, und wenn man sich daran erinnert, daß Hyazinth nach den oben zitierten zuverlässigeren Quellen erst 1222 nach Krakau gekommen ist, so ergibt sich hieraus ohne weiteres, daß die Angaben des Stanislaus Irrtümer enthalten. Erstens kann der Zeitraum zwischen der Ankunft in Krakau und der Abreise nach Kiew nicht fünf Jahre gedauert haben, und zweitens ist entweder die Behauptung, daß Hyazinth sich 1222 in die Ukraine begeben, oder die Angabe, daß der Kiewer Aufenthalt über vier Jahre gewährt hat, falsch.

Dlugosz, Lib. de Benef. III 449 berichtet,⁵⁵⁾ daß Bischof Iwo am 12. März 1224 die für die Krakauer Dominikaner neu gebaute Trinitatis geben das Jahr 1221 als Jahr der Ankunft in Krakau an (MGSS XIX 633; MPH III 164). Diese Datierung gewinnt auch nicht dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß Stanislaus (MPH IV 852) ein von Hyazinth in Polen gewirktes Wunder in das Jahr 1221 verlegt, weil sich diese Datierung ebenso wie auch in anderen Fällen, in denen eine Kontrolle durch andere Nachrichten möglich ist, als falsch erweist (vgl. MPH IV 838, 851 A. b, 852 A. a; SPPB XL 100 b). Unhaltbar ist natürlich auch die Behauptung des Dlugosz, Lib. benef. III 449, daß Hyazinth zusammen mit Iwo, von Rom kommend, in Krakau eingezogen sei. Auch das, was Dlugosz, Hist. Pol. II 212 und Lib. benef. III 449 an weiterem Detail (über MPH III 132 hinausgehend) bietet, scheint mindestens z. T. ungemeinlich zu sein. Vgl. auch Dlugosz, Opera omnia I 398. Zur Geschichte des Krakauer Konvents: S. Baracz, Klasztor i kościol Dominikanow w Krakowie, w Poznaniu 1888; Kwartalnik historyczny III (1889) 751. — Die Franziskaner kamen erst 1236 oder 1237 nach Polen bzw. Krakau; vgl. MGSS XIX 668; Dlugosz, Hist. Pol. II 252; Zeissberg 81.

⁵⁴⁾ PNB I 1 n. 58; § 7891; f. o. S. 162 f. Daß Hyazinth der Gründer des Danziger Konvents gewesen ist, nimmt auch Simson I 20 an. Die Angabe des Stanislaus, daß Hyazinth zuerst in Kiew und dann erst in Danzig gewesen ist, darf u. a. auch deshalb als glaubwürdig angesehen werden, weil diese Gruppierung der Ereignisse zugleich auch mit den Schicksalen der drei den hl. Hyazinth nach Kiew begleitenden Brüdern Godinus, Benediktus und Florianus zusammenhängt. Die von Stanislaus wiedergegebene Ordenstradition, daß insbesondere Benedictus zuerst in Kiew geweilt, und dann erster Prior in Danzig gewesen ist, ist ein inneres Kriterium für die Richtigkeit des berichteten Itinerariums.

⁵⁵⁾ Vgl. Dlugosz, Hist. Pol. II 215; MPH III 164; MGSS XIX 595 f. Nach diesen Quellen kommt Kardinal Crescentius im Jahre 1223 nach Krakau.

Kirche in Gegenwart des päpstlichen Legaten, des Kardinals Gregor de Crescentio eingeweih habe. Bei dieser Gelegenheit habe Hyazinth den zum Gefolge des Kardinals gehörenden Notar Jakobus⁵⁶⁾ in den Orden aufgenommen. Wenn diese Nachricht zuträfe, so wäre damit der Kiewer Aufenthalt des Hyazinth auf höchstens zwei und ein halbes Jahr zu beschränken. Diese Datierung ist jedoch, soweit es sich dabei um die Anwesenheit des Kardinals Gregor handelt, sicher falsch. Der päpstliche Legat begann seine Amtstätigkeit am 4. Januar 1221. Die letzte uns bekannte Nachricht über seine Wirksamkeit als Legat datiert aus Ratzeburg vom 22. November 1222. Spätestens seit Februar 1224 weiste er bereits wieder an der Kurie, da sein Name wieder in den Unterschriften päpstlicher Privilegien vorkommt.⁵⁷⁾ Da der angezogene Bericht des Dlugosz, über die Anwesenheit des Hyazinth in Krakau in engstem Zusammenhang auch mit dem für den Kardinal Gregor geltenden Itinerarium steht, so ist dieser Bericht kein Beweis dafür, daß Hyazinth im Jahre 1224 in Krakau geweilt habe. Eine spätere Datierung der Reise Hyazinths nach Kiew darf also nicht mit dieser Nachricht des Dlugosz begründet werden. Dagegen könnte man gegen die Annahme, daß Hyazinth bereits 1222 abgereist sei, die Erwägung geltend machen, daß Hyazinth doch wohl längere Zeit von den Sorgen und Geschäften, die die Einführung und Befestigung des Ordens mit sich brachte, in Anspruch genommen und darum auch in Polen festgehalten worden sei. Dieser allgemeinen Überlegung kann jedoch solange keinerlei Beweiskraft zugesprochen werden, als sich nicht positive Gründe dafür anführen lassen. Vielleicht darf man in der Tatsache, daß nicht Hyazinth, sondern ein Frater Gerardus natione Vratislaviensis studens Parisiensis als erster Provinzial der 1228⁵⁸⁾ errichteten polnischen Provinz bezeugt ist,⁵⁹⁾ eine Bestätigung dafür sehen, daß Hyazinth in den für die vor-

⁵⁶⁾ Über die Schicksale und Tätigkeit dieses Jakobus ist sonst nichts bekannt. Bzovius 1223 n. 4, 1232 n. 12; Propago 3, 55 (danach Touron I 270—84; Baracz I 77) macht ihn zum Neffen des Kardinals, behauptet, daß er Provinzial der polnischen Provinz gewesen (offenbar irregelmäßig durch die Bulle vom 12. Mai 1232; vgl. Acta Grodzkie VII 1 n. 1: der hier genannte Frater Jacobus ist weder Provinzial gewesen, noch mit dem Notar identisch), und als Genosse des Hyazinth eine weitreichende Missionstätigkeit im Osten und Südosten Europas entfaltet habe. Alles dies ist willkürlich erfunden. Vollständig irrig ist es auch, wenn A. Palmieri im Bessarione XII (1908) 39 diesen Jacobus zum Prior des Konvents in Konstantinopol macht. Über Jakobus, den Prior von Konstantinopol vgl. o. S. 11. Die von Palmieri herangezogene Quelle (Lectiones in breviario Parisiensi anno 1492 et 1583 lect. V) geht sicher auf die von mir o. S. 11 A. 16 angegebene Quelle, die Palmieri nicht kennt, zurück.

⁵⁷⁾ Pressutti I n. 2821, 2931, 2935, 2946—53; Boehmer V n. 10 002, 10 003; Pressutti II n. 4654; MPH III n. 15 ff.; Zimmermann 78.

⁵⁸⁾ MPH III 3 lin. 4.

⁵⁹⁾ Dlugosz, Lib. de Benef. III 450. Dlugosz behauptet hier, Gerard sei bereits 1225 vom Ordensgeneral Jordan von Sachsen ernannt worden (vgl. Dlugosz, Hist. Pol.

bereitenden Arbeiten zur Errichtung einer besonderen polnischen Ordensprovinz wichtigen Jahren 1222 bis 1228 zum größten Teil außerhalb Polens weilte. Da Hyazinth nicht an dem Aufbau und der Ausbreitung des Ordens während seines Auslandsaufenthalts direkt beteiligt war, wurde er dann auch nicht zum ersten Provinzial der neu errichteten Provinz gewählt.

Dass Hyazinth außer der Zeit von 1222(?)—26 auch noch später Polen im Dienste der Mission verlassen hat, ist durch keine Quelle oder spätere irgendwie glaubwürdige Tradition bezeugt. Aus Urkunden lassen sich noch einige Daten zur Geschichte seines Lebens feststellen. In einer von Bischof Ivo am 29. September 1228 in Krakau ausgestellten Urkunde erscheinen als Zeugen Gerardus prior und Jaco frater de s. Trinitate.⁶⁰⁾ Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich auch in einer am 29. Januar 1236 vom Landmeister Hermann Balk zu Marienwerder ausgefertigten Urkunde um Hyazinth.⁶¹⁾ Für den 15. Februar 1238 ist Hyazinth durch eine Urkunde des Herzogs Wladislaus von Kališ, der sich in Gnesen aufhielt, bezeugt. Hyazinth war um diese Zeit als Kreuzzugsprediger tätig.⁶²⁾ Wenn man noch die sich sonst bei Stanislaus findenden chronologischen Angaben, auf die allerdings gar kein Verlaß ist, mit heranzieht, so erfahren wir, daß sich Hyazinth im Jahre 1238 in Kościelec bei Broszowic (MPH IV 860),⁶³⁾ 1240, 1244 und 1247 in oder in der Nähe von Krakau aufgehalten hat (MPH IV 861, 862.) Nach derselben Quelle starb der Heilige 1257 im Krakauer Konvent.⁶⁴⁾

Dlugosz, Lib. Benef. III 450 erzählt, daß Hyazinth zusammen mit

II 221, wo zum Jahre 1226 von Gerard als Provinzial die Rede ist). Diese Datierung erweist sich schon durch die l. c. III 450 gegebene Mitteilung als irrig, wonach 1225 in Krakau das erste Provinzialkapitel abgehalten worden sein soll, de quo (capitulo) misit (Gerardus) fratres recipere domos Vratislavensem, Pragensem, Camyenensem, Sandomiriensem, Gedanensem. Die hier genannten Konvente sind z. T. erst nach 1225 gegründet worden. — Bzobius, Propago 10 (danach Fontana 26 und Barącz 1 75) führt ohne Beweis Hyazinth als ersten Provinzial an.

⁶⁰⁾ Mon. med. aevi hist. res gestas Poloniae illustrantia Cracoviae I (1874) 29 n. 21. Danach scheint es, daß, falls es sich hier um den Provinzial Gerard handelt, dieser an dem angegebenen Datum noch nicht als Provinzial eingeführt war. Das Pariser Generalkapitel, das die Errichtung der polnischen Ordensprovinz beschlossen hat, tagte in der Pfingstwoche desselben Jahres, d. h. vom 14.—21. Mai 1228.

⁶¹⁾ Voigt, Cod. dipl. I n. 46: coram his testibus fratribus ordinis predicti (muß heißen: praedicatorum) Jacobi, qui et Jazco dicitur et Hinrico . . .; vgl. Perlbach n. 145.

⁶²⁾ PNB I 1 n. 127: testes sunt hic: fratres ordinis praedicatorum Jazco tunc in ministerio s. crucis constitutus et Johannes . . . Über die in Gnesen getroffenen Abmachungen vgl. A. Warshawer, Geschichte der Stadt Gnesen 1918, 68.

⁶³⁾ MPH IV 853 A. a.

⁶⁴⁾ MPH IV 863.

Gerard, offenbar dem ehemaligen Provinzial, und mit Martinus von Sandomir⁶⁵⁾ zu demjenigen Generalkapitel des Ordens nach Paris gereist ist, auf dem der bisherige Provinzial von Polen Frater Theslaus seines Amtes enthoben, und „definitor Poloniae primo ad definitionem capituli generalis est admissus“. Falls diese Bestimmung des Generalkapitels richtig ist, weilt demnach Hyazinth als Delegierter seiner Provinz im Jahre 1241 in Paris; denn auf dem Generalkapitel dieses Jahres wurde der „Polonia“, das von Dlugosz erwähnte Recht zugesprochen.⁶⁶⁾ Vielleicht fäme noch das Generalkapitel des Jahres 1239 in Betracht, auf dem erstmals der zu Gunsten der Rechtsstellung der „Polonia“ gestellte Antrag, der allerdings erst nach dreimaliger, unmittelbar auf einander folgender Annahme rechtskräftig werden konnte, durchging.⁶⁷⁾ Aus den weiteren Mitteilungen des Dlugosz (l. o.) über die Neuwahl bezw. Einsetzung des neuen Provinzials Heinrich von Leipzig, der bereits durch die zum Generalkapitel in Bologna 1238 versammelten Brüder ernannt worden sei und schon 1240 in dem Kölner Frater Gerardus seinerseits einen Nachfolger gefunden haben soll, müßte gefolgert werden, daß die Amtsenthebung des Theslaus bezw. die Anwesenheit des Hyazinth in Paris in das Jahr 1236 anzusezen wäre, da im Jahre 1237 kein Generalkapitel tagte. Diese Datierungen stehen in einem nicht auszugleichenden Widerspruch zu einander. Die wahrscheinlichste Lösung scheint mir die zu sein, daß Theslaus bereits vom Generalkapitel des Jahres 1236 seines Amtes enthoben worden ist,⁶⁸⁾ und daß Hyazinth und seine zwei Begleiter zu einer anderen Zeit, im Jahre 1241 in Paris geweilt haben.

⁶⁵⁾ Dlugosz, Hist. Pol. II 240: Martinus war bis 1233 Prior in Kiew; ebd. II 253: 1237 ging er nach Italien, um die Leiche des Bischofs Ivo († 1237) aus Modena nach Krakau heimzuholen. Der Datierung der Italienreise widerspricht die andere Angabe des Dlugosz, Op. omn. I 399, wonach die Gebeine erst „einige Jahre“ nach dem Tode transferiert worden sind. Die weitere Mitteilung des Dlugosz, Hist. Pol. II 253, daß Frater Martinus Begleiter des Legaten Wilhelm von Modena auf einer Reise nach Frankreich gewesen ist, ist irrig; vgl. das Itinerar Wilhelms in SSPK II 125 ff.

⁶⁶⁾ MPH III 18 lin. 20 ff.; l. o. S. 10. Petrzynski in MPH V 551 nimmt auch das Jahr 1241 an, da er die Provinzialszeit des Theslaus bis 1241 dauern läßt.

⁶⁷⁾ MPH III 11 lin. 8 ff. Das Generalkapitel des Jahres 1240 tagte zu Bologna; vgl. den gleichen Beschuß ebd. III 14 lin. 32 ff.

⁶⁸⁾ Diese Datierung ist wiederum nur möglich, wenn man die von Dlugosz, Lib. Benef. III 450 beliebte Ansetzung des Provinzialkapitels von Sandomir (1238) in das Jahr 1237 verlegt. Denn falls das Kapitel in Sandomir 1238 stattgefunden hätte — die Provinzialkapitel tagten im Herbst, nachdem die Provinziale von den Generalkapiteln heimgelehrt waren — könnte Heinrich von Leipzig erst vom Generalkapitel des Jahres 1239, das in Paris abgehalten wurde, eingesetzt worden sein. Dlugosz dagegen behauptet, daß ein Generalkapitel von Bologna, auf dem der Nachfolger des 1237 verstorbenen Jordan von Sachsen noch nicht gewählt war, Heinrich als Provinzial eingesetzt habe. Diese Angabe trifft nur auf das Generalkapitel des Jahres 1238 zu.

Hyazinth, Ceslaus und Bronislava.

Durch A. Bzovius hat sich allgemein die Ansicht eingebürgert, daß Ceslaus der leibliche Bruder des hl. Hyazinth gewesen ist.⁶⁹⁾ Diese These ist als unhistorisch ganz entschieden abzulehnen. Stanislaus erwähnt wohl, daß Hyazinth ein Verwandter des Bischofs Ivo gewesen ist (s. o. S. 7), berichtet aber von Ceslaus nur, daß er zum Gefolge des nach Rom reisenden Bischofs gehört und mit Hyazinth zusammen in den Dominikanerorden eingetreten ist. Wenn die Genannten leibliche Brüder gewesen wären, bezw. zur Zeit des Stanislaus im Krakauer Konvent eine dieser Meinung günstige Tradition vorhanden gewesen wäre, hätte Stanislaus dem ganzen Zusammenhang nach davon sprechen müssen.⁷⁰⁾ Auch Dlugosz ist noch nichts von einer verwandschaftlichen Beziehung zwischen beiden bekannt. Dieser Historiker nimmt ohne weiteres an, daß Ceslaus nicht wie Hyazinth ein Verwandter des angeblich aus dem Hause der Odrowanz stammenden Bischofs Ivo gewesen ist.⁷¹⁾ Erstmals findet sich die Behauptung, daß Hyazinth und Ceslaus fratres uterini und consanguinei des Bischofs Ivo gewesen seien, in einer unvollendeten Vita Ceslai, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Breslauer Dominikanerkonvent entstanden ist. Natürlich kommt dieser Vita gar keine Bedeutung als originaler Quelle zu.⁷²⁾

Stanislaus erzählt in seiner Hyazinthvita (MPh IV 866) davon, daß quaedam nobilis domicella nomine Bronislava, plus quam quadraginta annis devote Deo serviens in coenobio sororum, quod vulgariter dicitur Zwerinez (Zwierzyniec bei Krakau) durch eine Vision von dem Hinscheiden des hl. Hyazinth in Krakau unterrichtet worden sei. Die spätere

⁶⁹⁾ Bzovius, Propago 5; A. Bzovius, Tutelaris Silesiae seu de vita rebusque praeclare gestis beati Ceslai Odrovansii ordinis praedicatorum, Cracoviae 1608.

⁷⁰⁾ MPh IV 846; vgl. noch ebd. IV 854 f., wo von der Aussendung des Ceslaus nach Prag die Rede ist. Ceslaus ist auch hier für Stanislaus nur der Frater, der Ordensbruder, niemals der leibliche Bruder des Hyazinth. Im übrigen vgl. SPB LX 84, 117, 123 f.

⁷¹⁾ Dlugosz, Hist. Pol. II 207. Ob der von Dlugosz, Lib. Benef. III 450 als zweiter Provinzial der „Polonia“ angeführte Theslaus mit dem Frater Ceslaus, dem Begleiter des hl. Hyazinth und Gründer des Dominikanerkonvents in Breslau (vgl. MPh IV 846, 855; Dlugosz, Hist. Pol. II 207, 271) identisch ist, scheint mir sehr fraglich zu sein. Dlugosz läßt jedenfalls nirgends durchblicken, daß er Ceslaus und Theslaus (auch im Totenbuch des Lemberger Konvents wird der Provinzial Theslaus genannt; vgl. MPh V 551) für ein und dieselbe Person hält. Zu dieser Frage ist noch zu vergleichen, was L. Schulte im SPB XL 99 ausführt. In der Ordensliteratur wird aus nahe liegenden Gründen die Identität beider als selbstverständlich angenommen; vgl. Severinus 63.

⁷²⁾ Das Fragment dieser Vita Ceslai ist in einer Papierhandschrift der Universitätsbibliothek Breslau Hist. IV fol. 17 enthalten. Mitten in dieser Handschrift, die eine in der Hauptsache deutsche Heiligenlegende enthält, sind sechs Papierblätter eingehetzt. Die

Legende hat diese Ordensschwester des Prämonstratenserinnenstifts zu einer leiblichen Schwester oder nahen Verwandten des hl. Hyazinth und damit auch des seligen Ceslaus gemacht.⁷³⁾ Die Veranlassung zu dieser ganz unhaltbaren Behauptung ist offenbar die Tatsache gewesen, daß, wie aus Stanislaus (MPh IV 885) geschlossen wurde, Hyazinth eine leibliche Schwester dieses Namens gehabt habe. Stanislaus erzählt von einem Heilungswunder, das auf die himmlische Fürsprache des hl. Hyazinth an seiner Schwägerin Pribislava geschehen ist (s. o. S. 7). Unter den Zeugen für die Tatsächlichkeit dieses Heilungswunders nennt Stanislaus (hoc miraculum protestati sunt): supradicta domina Pribislava et maritus eius dominus Jacobus et Bartholomaeus miles et Bronislava soror eiusdem et multi alii fide digni coram fratre (Stephano) priore Cracoviensi (et fratre) Clemente lectore anno Domini 1289. Bronislava ist dem Zusammenhang nach nur als Schwester des Ritters Bartholomaeus und nicht als Schwester des dominus Jacobus, der der Bruder des hl. Hyazinth war, anzusehen. Die willkürlich kombinierenden Legendlenschreiber machten diese Zeugin Bronislava zunächst zu einer leiblichen Schwester des Heiligen und identifizierten diese für das Jahr 1289 bezeugte Bronislava mit der gleichnamigen Nonne im Prämonstratenserinnenstift Zwierzyniec, die im Jahre 1257, dem Todesjahr des hl. Hyazinth, bereits mehr als 40 Jahre im Kloster gelebt hatte. Selbst wenn mit der von Stanislaus erwähnten Zeugin Bronislava eine leibliche Schwester des hl. Hyazinth gemeint sein sollte, was jedoch dem ganzen Zusammenhang nach nicht angenommen werden darf, so machen es die eben genannten chronologischen Daten unmöglich, diese eventuelle Schwester des Heiligen mit der gleichnamigen Prämonstratenserin zu identifizieren. In keinem Falle steht die in der Kirche als Heilige verehrte Bronislava in irgend einer verwandschaftlichen Beziehung zu Hyazinth.

drei ersten Blätter enthalten ein Prooemium und die unvollendete Vita Ceslai. Die drei übrigen Blätter sind unbeschrieben. Vgl. Genaueres hierüber in SPB XL 84, 100. Eine brauchbare Biographie verfaßte C. Blasel, Der heilige Ceslaus, Breslau 1909; vgl. auch C. Blasel, Geschichte von Kirche und Kloster St. Adalbert zu Breslau, Breslau 1912, 7 f.

⁷³⁾ Die legendäre Literatur, die erst im 17. und 18. Jahrhundert entstanden ist, verzeichnet Zeißberg 91 A. 4 und Chevalier I 705.

Die weltgeschichtliche und kirchenpolitische Bedeutung des Vertrages zu Beuthen Oberschl., vom 9. März 1589.

Von P. Dr. Joseph Schreiter C. ss. R. (Patschau).

Soeben sind 400 Jahre seit einem wichtigen Wendepunkt in der politisch-dynastischen Geschichte Schlesiens verflossen: Am 29. August 1526, einem schönen Sommertage, griff der junge Heldenkönig Ludwig II. von Ungarn mit 27 000 Mann die zehnmal größere Heeresmacht des türkischen Sultans Suleiman II. bei Mohacz an; in anderthalb Stunden löwenmutigen Kämpfens war die kleine Christenchar aufgerieben, der König selbst fand den Tod. Damit verlor auch Schlesien seinen hoffnungsvollen, pflichttreuen Regenten, da sein Haupt die Doppelkrone von Ungarn und Böhmen geschmückt hatte und bekanntlich die schlesischen Herzogtümer seit 1337 zur Krone Böhmens gehörten. Weil Ludwig keinen Sohn als Thronerben hinterließ, fiel sein Reich kraft älterer Verträge an das Haus Habsburg. Es war recht und billig, daß der damalige Chef dieses Hauses, Kaiser Karl V., das reiche Erbe seinem Bruder Ferdinand überließ, dem Schwager des gefallenen Königs. Um seiner Sache ganz sicher zu sein, ließ sich Ferdinand noch ausdrücklich zum König von Böhmen wählen. Am 24. Februar 1527 empfing er feierlich zu Prag die böhmische Krone aus der Hand des Bischofs von Olmütz. So ist der 24. Februar 1527 der 400. Gedächtnistag des tatsächlichen Heimfalles Schlesiens an das Haus der Habsburger. Obgleich der Preußenkönig Friedrich II. ihnen das schöne Land im blutigen Waffengange entriziß, ist es doch eine Ehrenpflicht der Schlesiern, zumal der Katholiken, anlässlich dieses 4. Zentenarius, all der großen Verdienste zu gedenken, welche die Nachkommen Rudolfs von Habsburg während der 215 Jahre ihrer schlesischen Herrschaft (1527—1742) um die Kultur, Zivilisation und Religion in Schlesien sich erworben haben. Möchte sich ein Historiker finden, der in einer eigenen Schrift ausführlich und quellenmäßig, frei von aller Tendenz niederschreibt, was das Haus Habsburg für Schlesien geleistet hat!

Ende des 16. Jahrhunderts hätte es nicht viel gefehlt, daß ein edler Sproß dieses alten Kaisergeschlechtes mit der polnischen Königskrone geziert, der Nachbar des Schlesierlandes geworden wäre. Am 12. Dezember 1586 starb nämlich nach 14 jähriger Regierung der treffliche König von Polen, Stephan Báthory, ehemals Fürst von Siebenbürgen. Zu seinem Nachfolger

wählten die meisten polnischen Stände den schwedischen Kronprinzen Sigismund, weil seine Mutter Katharina dem beim Volke sehr beliebten Hause der Jagellonen angehörte, das mit König Sigismund II. von Polen im Jahre 1572 im Mannestamm ausgestorben war. Papst Sixtus V., einer der genialsten und tatkräftigsten Träger der Tiara, hätte lieber die Wahl eines österreichischen Erzherzogs gesehen, um gegen den immer gefährlicher drohenden Habsburg ein Bündnis des deutschen Reiches mit Polen zustande zu bringen. In der Tat hatten sich die Erzherzöge Ernst, Maximilian, Matthias und Ferdinand von Tirol um Polens Königskrone beworben, von denen der erste wegen seines ganz hervorragenden Glaubenseifers sich am meisten der päpstlichen Gunst erfreute. Das Haus Habsburg besaß auch in Polen Anhang, der bedeutend zugenommen hätte, wenn nicht die Uneinigkeit unter diesen vier Kronprätendenten dazwischen gekommen wäre. Als daher am 19. August 1587 der Erzbischof Stanislaus Karnkowski von Gnesen als Primas von Polen auf dem Reichstage zu Wolo bei Warschau Sigismund von Schweden zum König von Polen proklamierte, riefen die österreich-gefinnten Stände drei Tage später den Erzherzog Maximilian durch den Bischof von Kiew zum Beherrcher Polens aus. Das arme Land hatte nun zwei Könige, von denen keiner dem andern auf friedlichem Wege Platz machen wollte.

Erzherzog Maximilian sammelte rasch entschlossen ein Heer und griff am 23. November die Hauptstadt Krakau an, um sich hier krönen zu lassen. Doch der polnische Kronanänger Johann Zamoyski verteidigte tapfer die alte Festung, sodaß der Habsburger mit seinen ungenügenden Streitkräften sich nach Oberschlesien zurückziehen mußte. Wohl erhielt Maximilian hier Verstärkung durch die der Dynastie Habsburg treu ergebenen Oberschlesiern, aber ihre Zahl war doch zu gering gegenüber dem stattlichen Polenheere, das Zamoyski gegen ihn führte. Während der zwanzigjährige Schwedenprinz unter dem Jubel der Polen am 27. Dezember zu Krakau aus der Hand des Primas die Krone empfing, lagerte der österreichische Erzherzog mit seiner Streiterschar in der Gegend von Beuthen, in der Hoffnung, alsbald zu einem neuen Angriff übergehen zu können. Doch der polnische Großkanzler drängte ihn mit seiner Übermacht weiter nach Norden zurück. Am 24. Januar 1588 kam es bei Pitschen zur Schlacht. Tapfer kämpften Maximilians Männer, durch sein eigenes Beispiel zum Mut und Siegeswillen angefeuert. Indes war das Glück ihnen nicht hold; die Übermacht siegte und der Erzherzog selbst geriet in Gefangenschaft. So fühlte sich König Sigismund III. als unumströmpter Herrscher von Polen; nur wünschte er noch die formelle Anerkennung seitens des Oberhauptes der Christenheit.

Der staatskluge Papst fand sich mit den gegebenen Verhältnissen bald ab und war geneigt, Sigismund als König von Polen anzuerkennen. Hoffte

er doch, daß der in einem Jesuitenkloster streng katholisch erzogene Prinz einst das Erbe seines katholisierenden Vaters, des Königs Johann III. von Schweden, antreten und dann dieses Reich zur Einheit mit der katholischen Kirche zurückführen würde. Allein der frühe Tod des Papstes (1590) bewahrte Sixtus vor einer recht schmerzlichen Enttäuschung. Denn nach Johans Ableben (1592) gelang es dessen Bruder, dem eifrig protestantischen Herzog Karl von Südermanland im Jahre 1598, seinem Neffen Sigismund mit Waffengewalt die Schwerdenkrone zu rauben und dann die letzten Reste des Katholizismus im Lande des hl. Erich zu vernichten. Auch als Hört der Gerechtigkeit glaubte der ehemalige geistliche Sohn des hl. Franziskus — Fra Felice Peretti hieß Sixtus V. als Mönch — dem von der Mehrheit der polnischen Nation gewählten König Sigismund III. die Bestätigung nicht versagen zu dürfen, möchte er dadurch auch beim Kaiser Rudolf II. und dem ganzen Kaiserhause Mißstimmung und Unzufriedenheit hervorrufen. Als Sigismund ihm im März 1588 den Stand der Dinge in einem eingehenden Berichte angeigte, beauftragte der Papst sofort den Nuntius in Krakau, Hannibal di Capua, dem Könige die päpstliche Anerkennung persönlich anzugeben.

Nun kam es dem obersten Statthalter des ewigen Friedensfürsten darauf an, die Freilassung des gefangenen Erzherzogs zu erwirken, wie überhaupt die beiden katholischen Mächte, Österreich und Polen, mit einander zu versöhnen. Schon am 27. Februar hatte er in einem sehr herzlich gehaltenen Schreiben dem Kaiser seine innigste Teilnahme zur Gefangenahme Maximilians ausgedrückt und die Vermittlung behufs seiner Freilassung angeboten. Dankbar nahm der Kaiser sie an.

Ein diesbezügliches Schreiben des Papstes an König Sigismund hatte zunächst keinen Erfolg; der junge Monarch stand noch zu sehr unter dem Einfluß seines deutschfeindlichen Kanzlers Zamojski und seiner Tante, der Königin-Witwe Anna Jagellonica. Beide fürchteten, der energische Erzherzog würde, in Freiheit gesetzt, von neuem als Kronpräfident mit bewaffneter Macht auftreten. Nun griff Sixtus zu einem anderen Mittel, um den gefangenen Habsburger zu befreien. Er sah sich im flugen, konzilianten Kardinal Hippolit Aldobrandini seinen Legaten aus, der persönlich den Frieden in Polen und die Freilassung des Erzherzogs bewirken sollte. Am 23. Mai 1588 ernannte er ihn zum Kardinallegaten in Polen und überreichte ihm vier Tage darauf mit dem Beglaubigungsschreiben das Legatenkreuz. Mit einem Gefolge hoher Persönlichkeiten reiste Aldobrandini, der spätere große Papst Clemens VIII., 1599—1605, am 1. Juni nach Polen ab.

Um sich im besondern des Segens des Himmels für diese schwierige Mission zu sichern, machte der Kardinallegat unterwegs eine Wallfahrt nach Loretto, obgleich er erst am 30. Mai die sieben Haupfkirchen Roms als

Pilger bittscheinend besucht hatte. Im Heiligtum der Gottesmutter betete er innigst um glückliches Gedeihen des wichtigen Werkes und setzte dann seine Reise fort. Es war klug, daß er zuerst Rücksprache mit den österreichischen Erzherzögen nahm, ehe er vor dem polnischen Könige erschien. So hatte er in Innsbruck mit Erzherzog Ferdinand, in Linz mit Erzherzog Matthias und in Wien (am 7. Juli) mit Erzherzog Ernst eine längere Unterredung. Dieselbe Klugheit und Vorsicht gebot ihm, nicht zum Kaiser Rudolf II. nach Prag zu fahren, um den Polen jeden Argwohn zu bemecknen. So reiste der hohe Kirchenfürst von Wien über Olmütz sofort nach Krakau.

König Sigismund empfing am 27. Juli den Abgesandten des Papstes mit den seiner Würde entsprechenden Ehren zwei Meilen vor der ehrwürdigen Krönungsstadt und geleitete ihn im feierlichen Zuge in die herrlich geschmückte Residenz. Der großartige Empfang, die Huldigung des Volkes und die Wahrnehmung der tiefen Frömmigkeit des Königs ließen den Legaten auf ein gutes Gelingen seiner Friedensmission hoffen. Doch er täuschte sich zu seinem größten Schmerz. Immer wieder setzte er alle seine Autorität ein, um Sigismund zur Freilassung des hohen Gefangenen zu bewegen; es war umsonst. Ebenso sah der Nuntius Hannibal di Capua alle seine Bemühungen, den König umzustimmen, an seinem Starrsinn scheitern. Denn dieser war hierin nur ein gefügiges Werkzeug des Kanzlers Zamojski, der eine bedingungslose Freilassung des Erzherzogs mit aller Entschiedenheit ablehnte. Maximilian sollte auf jeden Fall für immer allen Ansprüchen auf Polen, auch auf den Königstitel entsagen und Lublo den Polen zurückstatten. Deshalb sandte Aldobrandini seinen Auditor, den Prälaten Tolosani, zu Kaiser Rudolf, um ihm diese Friedensbedingungen zu übermitteln. Entschieden wies sie der Monarch zurück.

Doch die Polen beharrten starr auf ihren Forderungen. Da immer größer wurden die Schwierigkeiten, da auch der Kaiser den Vertrag beschwören sollte. Darum blieb dem Kardinallegaten zur Lösung des Konfliktes nichts anderes übrig, als persönlich mit dem Kaiser selbst zu verhandeln. Er reiste trotz der Winterkälte nach Prag, wo er am 7. Dezember 1588 seinen feierlichen Einzug hielt. Sein Aufenthalt in der kirchenreichen Moldaustadt war ein Akt der Vorsehung: Das eben gegründete Jesuitenkollegium hatte die katholische Reform eingeleitet und viele Abgesallene zur Kirche zurückgeführt. Nun gewann die majestätische und doch so liebreiche Erscheinung des Abgesandten des Heiligen Vaters, den der Landesherr mit kaiserlichen Ehren empfing, wie im Fluge die Herzen aller Katholiken; die Böhmen und Deutschen wetteiferten, dem Legaten Ehre und Huldigung zu bezeugen. Dies mußte zur Stärkung des Katholizismus nicht wenig beitragen. Es war indes kein leichter Schritt, den der hohe Kirchenfürst nach dem Gradschin, der kaiserlichen Residenz, bald nach seiner Ankunft tat. Die harten Friedens-

bedingungen der Polen sollte er dem mächtigen römischen Kaiser deutscher Nation eröffnen mit dem Hinzufügen, daß eine Milderung kaum zu erhoffen sei! Der Kaiser hielt es unter seiner Würde, sie anzunehmen. Doch beriet er mit seinen Räten über den überaus schwierigen Fall, der auf der einen Seite der Ehre Deutschlands und der Habsburger zu nahe trat, andererseits die Gefahr der Isolierung des Reiches bei einem türkischen Angriffe mit sich brachte. Letzteren Umstand machte Aldobrandini in wiederholten Audienzen immer wieder geltend, wobei er auf die dringende Notwendigkeit des friedlichen Zusammengehens Deutschlands und Polens zur siegreichen Abwehr des Halbmondes und zum Heile der Kirche eingehend hinwies. Nun gab der Kaiser insoweit nach, daß ein deutsch-polnisches Schiedsgericht zur Entscheidung über den Streitfall eingesetzt würde. Unter dem Vorsitz des Kardinallegaten sollten zehn deutsche und zehn polnische Schiedsrichter, zu einer Kommission vereinigt, an der polnisch-schlesischen Grenze die Festsetzung der Friedensverhandlungen vornehmen. Die deutschen Kommissionsmitglieder sollten in Beuthen, die polnischen in Bendzin zusammenkommen, während Aldobrandini in Olskisch wohnte. Der Kaiser war sicher, daß der päpstliche Legat die strengste Unparteilichkeit würde walten lassen. Froh, wenigstens dieses Zugeständnis erreicht zu haben, trat der Legat die beschwerliche Rückreise nach Polen an.

Es dauerte lange, ehe die gewählten Kommissionsmitglieder an ihren Bestimmungsorten sich einfanden, sodß der Kardinallegat erst im Februar 1589 die Verhandlungen eröffnen konnte. Zur persönlichen Aussprache kamen auch die polnischen Delegierten nach Beuthen; desgleichen war hier zur besseren Leitung der Verhandlungen Aldobrandini von Olskisch eingetroffen. Leider zeigten sich wieder die alten Schwierigkeiten, da die Polen von ihren Forderungen nicht abgehen wollten. Bald wäre bei ihrem Starrsinn die ganze Friedensmission gescheitert. Endlich gelang es den unaufhörlichen Bemühungen des Legaten, der fortgesetzt mit beiden Parteien verhandelte, eine Einigung herbeizuführen, allerdings nur deshalb, weil die Deutschen aus Liebe zum Frieden und aus Rücksicht auf die Gesamtlage der Kirche im Osten zuerst die Hand zur Verständigung reichten. Es war am 9. März 1589, als zu Beuthen die deutschen und polnischen Delegierten die Friedenspräliminarien unterschrieben, worauf auch der Kardinallegat das Friedensinstrument unterzeichnete.

Hart waren die Friedensbedingungen, die sich der Kaiser gefallen lassen mußte. Die Polen waren bereit, den Erzherzog frei zu lassen und zwar da, wo er gefangen genommen war, aber er mußte ihnen Lublo zurückgeben und dem Königstitel und allen Ansprüchen auf Polen entsagen. Dies alles sollte er an der Grenze durch einen feierlichen Schwur bekräftigen. Ebenso mußte der Kaiser schwören, bei künftigen Verhandlungen mit den

Türken nie etwas zu versprechen, was ein Nachteil für die Polen sein könnte. Allerdings sollte auch König Sigismund im ähnlichen Falle keine dem deutschen Reiche ungünstige Verbindlichkeit eingehen. Kaiser Rudolf ward endlich verpflichtet, mit einem Eidschwur für die Erfüllung des Vertrages, auch seitens des Erzherzogs einzustehen. Es war dies freilich ein diplomatischer Sieg der Polen über die Deutschen in einer reichsdeutschen Stadt, wie er in der Geschichte nur selten vorgekommen ist. Indes gereicht diese Niederlage den Deutschen nicht zur Schande, da auch hier ihr weiter, großzügiger Blick und ihre Unabhängigkeit an das Papsttum und seine Interessen sich glänzend bewährt haben.

An den Kaiser schickte der Kardinallegat seinen Neffen, Cinzius Aldobrandini mit der Nachricht vom Abschluß der Friedenspräliminarien. Er selbst kehrte über Wien nach Rom zurück, nachdem König Sigismund ihm seine Zustimmung zu den Beuthener Vereinbarungen unter Bezeugung seines herzlichen Dankes mitgeteilt. Schwierig war die Aufgabe seines Neffen, die kaiserliche Unterschrift zu jenen Abmachungen zu erlangen. Der Prälat Cinzius Aldobrandini machte wohl deshalb den weiten Umweg von Beuthen über Wartha, Glatz nach Prag, um die Fürsprache der Gottesmutter, wie es sein Oheim das Jahr zuvor in Loretto getan hatte, für den glücklichen Abschluß der Friedensaktion an dem altehrwürdigen Wallfahrtsorte Wartha besonders anzurufen. Am 11. März weilte er hier. Das Gnadenbild selbst war zwölf Jahre zuvor nach Camenz in Sicherheit gebracht worden. Hierauf zog der Prälat auf der sogenannten Königstraße über Glatz, Nachod nach Prag, wo er dem Kaiser die Urkunde des Beuthener Vertrages vorlegte. Rudolf zögerte mit seiner Annahme, hauptsächlich wegen der Klausel, daß er bei Verhandlungen mit der Pforte keine freie Hand haben sollte. Als der Kardinallegat durch eine Buschritfe seines Neffen dies vernahm, unterbrach er seine Rückreise nach Rom und zog sich unterdessen in die Benediktinerabtei Admont in Steiermark zurück. Endlich war der Kaiser nach langen Erörterungen bereit, die Beuthener Vereinbarungen anzunehmen, jedoch ohne sie zu beschwören. Nun setzten die beiden Aldobrandini die Rückreise fort, zumal die Polen vertragsgemäß den Erzherzog Maximilian frei gelassen hatten.

Mittwoch in der Karwoche, den 29. März, traf Cinzio Aldobrandini in Rom ein und berichtete dem Heiligen Vater alsbald das Ergebnis der Friedensverhandlungen. Sixtus war hierüber so froh, daß er schon am Karfreitag die Kardinäle vom glücklichen Ausgange des Friedenswerkes in Kenntnis setzte. Am 5. und 12. Mai legte er ausführlich dem Kardinalskollegium das Resultat jener Mission dar. Die Freude hierüber war in ganz Rom sehr groß, sodaß man mit Jubel der Ankunft der Kardinallegaten entgegensaß. Am 27. Mai hielt dieser seinen feierlichen Einzug in Rom,

an dessen Stadttor ihn das Kardinalskollegium empfing und das Volk jubelnd begrüßte. Tags darauf erstattete er dem Papste eingehenden Bericht über seine Erfolge. Hocherfreut bereitete ihm der Heilige Vater am 30. Mai noch einen eigenen feierlichen Empfang in einem öffentlichen Konzistorium im Lateran. In einem zweiten Konzistorium vom 5. Juni berichtete der Legat im einzelnen den Verlauf der Verhandlungen mit allen Schwierigkeiten und Hindernissen, die sich ihm in den Weg gestellt. Hohes Lob gebühre der Klugheit des Heiligen Vaters, der zwei große Nationen miteinander versöhnt habe. Doch das größte Lob erteilte Sixtus dem demütigen und doch so weisen und tapfrägten Legaten selbst und seinen Begleitern. Die Freude erreichte den Höhepunkt, als endlich der Kaiser am 10. Juli den Eid auf den Beuthener Vertrag leistete.

Mit Recht gilt der Friede von Beuthen als eine Ruhmesstat des staatsklugen Papstes und wurde schon damals als solche verherrlicht. Die beiden katholischen Regenten, auf die er sich im Osten gegen das Vordringen des Halbmondes allein verlassen konnte, hatte er wieder mit einander versöhnt, ja einem Bündnis zwischen beiden gegen die Pforte die Wege geebnet, als nun auch Erzherzog Maximilian am 8. Mai 1598 den Beuthener Vertrag beschworen hatte. Insbesondere hatte Sixtus den jugendlichen König Sigismund zum beständigen Dank gegen den Heiligen Stuhl verpflichtet. Gern versprach er dem Papste auf dessen Ermahnung hin, nur mit einer katholischen Prinzessin sich zu vermählen und die katholische Restauration im Sinne des Konzils von Trient durchzuführen. Zu seiner Freude beschloß die Provinzialsynode zu Petrikau Ende 1589, daß auch künftig immer nur ein wahrhaft guter Katholik (vere catholice) zum König von Polen gewählt werden sollte. Durch seinen Gesandten Maciejowski leistete König Sigismund dem Papste am 7. Juli 1590 Obedienz, wobei er ihm das polnische Reich als Vormauer des wahren Glaubens im Osten empfehlen ließ. Doch die schönste Frucht des Beuthener Vertrages reiste erst am 12. September 1683, als der Polenkönig Johann Sobieski im Verein mit dem deutschen Herzog Karl von Lothringen Wien und damit auch Mitteleuropa vor dem Halbmond rettete. Dieses Waffenbündnis wäre ohne den Vertrag zu Beuthen kaum erfolgt.



Die Agrarrevolte in Oberschlesien 1811.

Bericht eines Augenzeugen, mitgeteilt von Archivrat Dr. Victor Loewe.

Die denkwürdige, mit dem Namen des Freiherrn vom Stein unlöslich verknüpfte Reformgesetzgebung, die im Jahre 1807 nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates einsetzte, wurde durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 eröffnet, daß die sozialen Verhältnisse der Monarchie auf eine völlig neue Grundlage stellte: die Schranken fielen, die bis dahin die einzelnen Klassen der Bevölkerung von einander getrennt hatten, die Erbuntertänigkeit wurde aufgehoben und damit die persönliche Freiheit des Landmanns ausgesprochen. Der Fortschritt war zu groß, daß Neue erschien der bis dahin allein herrschenden Klasse zu umstürzlerisch, als daß es sich sofort und reibungslos hätte durchsetzen können. Der grundbesitzende Adel setzte alle Hebel in Bewegung, um den Monarchen zur Zurücknahme des Gesetzes zu veranlassen und seinen Bemühungen schien um so mehr Erfolg zu winken, als auch die mit der Publikation des Gesetzes betrauten örtlichen Behörden starke Neigung zur Verschleppung derselben zeigten.

Angesichts dieser Aufnahme war es begreiflich, daß im schlesischen Landvolke sich der Verdacht festsetzte, man wolle es um die Früchte des Edikts betrügen. Agrartumulte und Revolten waren als Zeichen der immer mehr sich verschärfenden Beziehungen zwischen Gutsherren und Untertanen in Schlesien seit Jahrzehnten an der Tagesordnung, sie fehlten auch nicht nach dem Erlass des die Freiheit verheißenden Gesetzes, weil die Erwartungen und Hoffnungen, die man an dieses knüpfte, enttäuscht zu werden schienen.

Wenn diese Unruhen damals grade in Oberschlesien besonders bedrohliche Formen annahmen, so war das auch auf den Inhalt des Gesetzes zurückzuführen. Dieses hatte zwar die persönliche Freiheit des Landmanns statuiert, hatte aber die Schaffung eines freien bürgerlichen Eigentums erst für die Zukunft in Aussicht genommen. Frohnden und Verpflichtungen aller Art, auch das in den einzelnen Landesteilen ganz verschiedenen geartete Besitzrecht und damit vor allem das in Oberschlesien vorherrschende unerblich-lässitische Besitzrecht blieben bis auf weiteres noch bestehen. Als eine Verordnung vom Oktober 1810 die Verpflichtung zur Leistung der Frohnden ausdrücklich bis zu einer künftigen, mit Entschädigung zu verbindenden Einigung zwischen Gutsherrn und Untertanen von neuem bestätigte, da loderte von der mährischen Grenze bei Hultschin bis tief in den Kreis Pleß

hinein ein Aufstand auf, in dem sich die Empörung des enttäuschten Landvolkes entlud.

Über die Einzelheiten dieses Aufruhrs ist bisher noch wenig bekannt geworden. Nach den Akten des Breslauer Staatsarchivs weiß J. Biekuß, der Geschichtsschreiber der schlesischen Agrargeschichte darüber zu berichten,¹⁾ daß dem vom Brieger Oberlandesgerichte entstandenen Kommissar die Landleute erklärten, sie wollten sich lieber in Stücke hauen lassen, als noch einmal zu Hofe zu gehen. 81 Gemeinden schlossen sich in einem von den Dorfschulzen unterschriebenen Abkommen zu gemeinsamem Handeln zusammen, Gutsherrschaften und Geistliche wurden überfallen, um sie zur Herausgabe des angeblich verheimlichten königlichen Freiheitsediktes zu zwingen, das auf Pergament in goldener Schrift geschrieben und mit einem schwarzen, einem roten und einem gelben Siegel bekräftigt sein sollte. Es bedurfte schließlich erst eines größeren Truppenaufgebots, um den Aufstand zu unterdrücken.

Berichte über Vorgänge dieser Art, die sich in den staatlichen Akten finden, sind begreiflicherweise meist nur aus der Beamtenperspektive geschrieben, sind überdies in der Regel einseitig und lückenhaft, weil sie sich auf die Mitteilungen dritter Personen stützen müssen. Im Gegensatz hierzu ist der im folgenden veröffentlichte Brief eines ungenannten Gutbesitzers²⁾ aus unmittelbarer Anschauung und persönlichem Erleben erwachsen, gibt auch bei aller Wahrung des gutsherrlichen Standpunktes eine auch die Eigenart des oberschlesischen Landmanns berücksichtigende Schilderung der Ereignisse. Wir glauben in die Seele des Bauern hineinzusehen, den Enttäuschung und schwerster wirtschaftlicher Druck zur Empörung treibt. Bezeichnend, daß auch in dieser noch der tiefgewurzelte Respekt des oberschlesischen Landmanns vor der Gutsherrschaft zum deutlichen Ausdruck kommt.

Auszug eines Briefes über die Vorfälle in Oberschlesien.

Ich wünsche Euch Glück, daß Ihr in Eurer Gegend nicht solche Gefahren zu überstehen hattet, denn sie sind kein Vergleich mit allen Kriegsübeln und am wenigsten der Gefahr, wo man mit wenig Truppen einem überlegenen Feinde gegenübersteht, denn wir hatten hier täglich Mißhandlungen, Plünderungen und Lebensgefahr zu erwarten, ohne selbst was tun zu können oder baldige Hoffnung zur Rettung zu haben. Alles zu schreiben ist nicht möglich, weil es zu viel ist. Es erfolgt also das Wesentliche.

Im Anfang Januar machte Tworkau, dem B[aron] v. Eichendorff gehörig, im Ratiborer Kreise dasigen Beamten bekannt, daß sie nicht mehr

¹⁾ Hundert Jahre schles. Agrargeschichte (1915) S. 314.

²⁾ Er beruht in Abschrift im Berliner Geheimen Staatsarchiv: Rep. 74, H VII. vol. 2 (Acta betr. verschiedene gemeinnützige Pläne und Vorschläge 1811/12).

arbeiten würden, weil die Freiheit schon von Martini 1810 angefangen³⁾ und vom König durch das bekannte Edikt die Freiheit befohlen sei. Dieses wurde dem Landrat des Kreises gemeldet, welcher einen Reitenden an die Regierung nach Breslau, sowie der Justitiarius ebenfalls einen nach Brieg an das Oberlandesgericht sandte. Ersterer erhielt keine Antwort als in einiger Zeit mit der Post, worin ihm zu erkennen gegeben wurde, daß er wohl getan, sich in nichts einzulassen, weil es insolange Sache der Justiz sei, bis eine Revolte wirklich ausgebrochen, dagegen wurden in einiger Zeit von Seiten der Justizbehörden mit Hilfe des Militärs in Tworkau die Rädelführer in der Nacht arrestiert. Das Übel hatte aber, da viel Zeit verflossen war, soweit um sich gegriffen, daß man schon 72 Dörfer zählte, die im Aufstande begriffen waren, als die Fürstl. Lichnowsky'schen Güter Lubom und Kuchelna usw. Die Gemeinden schickten Deputierte nach Tworkau, dort unterschrieben sie sich und schickten Abgeordnete in die übrigen Dörfer und das Übel griff im Leobschützer Kreise um sich.

Auf der polnischen Seite der Oder blieb noch alles ruhig, bis ohngefähr den 10. Februar Pschow, dem Landrat v. Brochem gehörig, den Anfang mache und diese schickten 50 Mann nach Krczischkowitz, dem Herrn v. Gusner gehörig, mit Knüppeln, jagten die Leute aus der Arbeit, forderten Branntwein und erklärten, daß laut königl. Edikt alle Arbeit aufhöre; sie ließen sich ein Attest geben, daß sie diesen von ihren Obern erhaltenen Befehl exekutiert hätten, schickten nun die Krczischkowitz'sche Gemeinde nach Rzuchow, woselbst sie die Leute aus der Arbeit jagten, zerschlugen und sich 21 Quart Branntwein geben ließen. So gings von Ort zu Ort immer weiter. Sie kamen also auch zu mir, und da mir nichts anderes übrig blieb, so ging ich ihnen entgegen. Ihre Anrede war: Wir haben Orde, alle Robot zu vertreiben, wir sind frei. Das Edikt, welches uns diese Freiheit anbefohlen, haben die Herrschaften und Geistlichen versteckt. Wir haben ferner den Befehl, 21 Quart Branntwein uns geben zu lassen, und keinen Hut abzuziehen. Da wir Sie aber als einen guten Herrn kennen, so wollen wir nun auch den Hut abziehen, nachdem wir unseren Auftrag erfüllt haben und nun wollten sie mir die Hände küssen, welches ich aber nicht geschehen ließ. Sie waren hier noch nicht besoffen; der Branntwein wurde gereicht, sie besoffen sich nun, zerschlugen die Siedelade und einige Fenster, mißhandelten einen Hofgärtner, weil er sagte, er wollte lieber bei der alten Ordnung bleiben und nachdem sie erlaubten, daß sie mir fürs Geld arbeiten könnten, zogen sie weiter. Grade in dieser Zeit wurden die Rädelführer in Tworkau arrestiert und dies möchte Ursache sein, daß sie sich in unserem Ratiborer Kreise etwas moderater betrugen.

³⁾ Nach dem Inhalt des Edikts vom 9. Oktober 1807 sollten vom Martinstage des Jahres 1810 ab auch die laßtischen Besitzer von der Erbuntertänigkeit befreit sein.

Aber im Plessischen hatte sich das Feuer unterdessen schrecklich entzündet. Die Bauern hatten die Meinung, daß der König keine Soldaten habe und daß die wenigen zu ihnen übergehen würden, anstatt sie anzugreifen. So kamen 4—5000 Mann nach Rybnik,⁴⁾ umringten den Bäcker des dafüren Invalidenamtes und forderten von ihm das Edikt. Als er versicherte, daß er keins habe, schrien sie: Hängt ihn auf. Zufallsweise schrie einer: Der Pfarrer muß es haben. Hallo zu diesem! schrien alle. Sie schleptten ihn aus der Stube, als er das Edikt, wie natürlich, nicht hatte, und machten sie Anstalt, ihn zu hängen. Der Kaplan kam im Ornat mit dem Kruzifix in der Hand, sie achteten aber darauf nicht und schleptten ihn in die Stube, um das Edikt zu suchen. In diesem Augenblick schlüpfte der Pfarrer durch und entlief, und noch zu rechter Zeit kam der Leutnant Tilow mit 30 Ulanen, welche gleich mit gesenkten Piken die 400 Bauern attaquierten. Einige wurden totgestochen, viele bissiert und noch mehr gefangen, welche letztere auf der Stelle gut gezüchtigt wurden, und so wurde der Pfarrer, der Kaplan und der Amtspächter noch glücklich gerettet.

Den anderen Tag kamen von den Insurgenten reitende Boten in alle Dörfer mit dem Aufruf: Hallo, Hallo zur Bataille nach Rybnik, wir wollen unsere Brüder rächen. Meine Leute und die in der Nachbarschaft versprachen zu gehen, blieben aber zu Hause. Zu dieser Zeit sammelten sich einige 100 Bauern in Mallowitz, um dem Landrat v. Birkhahn einen Besuch zu machen. Dieser hatte sich schon geflüchtet, aber unglücklicherweise kommt Herr von Minnigerode gefahren, welchen sie anhielten mit dem Verlangen, ihnen ein polnisches Edikt vorzulesen. Als er aber versicherte, daß er nicht polnisch lesen könne, so mißhandelten sie ihn mit mehr als 50 Hieben mit Knüppeln. Er hatte zum Glück einen Wolfspelz an, welcher ihm das Leben schützte. Unter den weiter gemißhandelten war Herr v. Schlotterbach. Er wurde geplündert, zerschlagen und mußte den Bauern die Pfeifen stopfen. In Baranowitz bekam die alte Frau von Jänsch Prügel, der Verwalter wurde fast totgeschlagen. Die Frau v. Dyren, ehemals verehelichte Oberst v. Dyricke, wurde auch übel behandelt und mußte zuletzt den Bauern die Pfeifen stopfen und vorrauchen und dann wurde geplündert. In Wierow, wo sich der fürstliche Amtspächter geflüchtet hatte, wurde geplündert und fast der Hof demoliert. In Gardawitz, Barzomkowitz und die umliegende Gegend wurde geplündert, so auch Parlowitz, wo Herr v. Gusner jedem Bauern noch die Hand küssen mußte. In Sawade war der Besitzer abwesend, nur sein Neffe war da, welcher im Regiment v. Gravert als Leutnant stand. Der Scholze kam zu letzterem und riet ihm wegzulaufen, er würde sonst totgeschlagen werden. Dieser meinte aber zu bleiben, weil niemand etwas gegen ihn haben

⁴⁾ Vgl. J. Idzikowski, Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft Rybnik (1861) S. 165.

könne. Der Scholze bat ihn nun kniend, sich zu entfernen, er solle sein Leben schonen, sie liebten ihren Herrn und auch ihn, aber er blieb. Nun kamen einige 100 Bauern mit Geschrei. Das Edikt heraus, §...d., war das erste; als er ihnen sagte, daß er keins hätte, schlugen sie auf ihn los und: schlägt ihn tot, schrien alle. Da er nun glaubte, doch sein Leben zu verlieren, hielt er mit der Faust einen Bauern nieder, einem anderen kam er mit der Faust ins Maul und riß es ihm auf. 4 Leute aus dem Dorf wollten ihn retten, wurden aber niedergeworfen und schrecklich zerschlagen. Hierauf schleptten sie ihn in die Stube, wo er ein Attest geben mußte, daß sie die Freiheit publiziert hätten. Er mußte ihnen Tabak, 10 Rtl. und drei Eimer Branntwein geben, hierauf zerschlugen sie Öfen, Türen, Fenster und entfernten sich. Diese Herde zog nun nach Ornontowitz. Als sie eben die Frau Major v. Heydebrand niedergelegt hatten und prügeln wollten, kamen 14 Ulanen und retteten die Witwe. In Wierow hatten 2000 Bauern sich auf das Eis von einem großen Teiche gestellt, wo 50 Ulanen ankamen, aber nicht zu ihnen konnten. Sie kehrten darauf zurück, wosauf die Bauern hinterdrein liefen und schrien: Nun haben wir die Kanaille, holla. Die Ulanen kehrten nun um und haben sowohl hier als die 14 in Ornontowitz viele totgemacht und bissiert, desgleichen viele Gefangene, die sie auf der Stelle züchtigten. In Lassif forderten die Bauern ihre Freiheit vom Herrn v. Bludowski. Er schrieb sie ihnen 4 mal, aber es war auf seine Person und die Plünderung abgesehen, die Bauern stürmten also das Schloß. Dieser gute Mann, schon bei Jahren, in seiner Jugend Offizier in französischen Diensten und in Österreich-Schlesien erzogen, wo er noch bedeutende Besitzungen hatte, war es nicht gewohnt, sich gutwillig Mißhandlungen zu unterwerfen, die wir beinahe gewohnt waren. Er griff also zu der Waffe, schoß zwei nieder, bissierte noch drei andere, und da er vier Leute bei sich hatte und die Treppe besetzt hielt, so glaubte er sich verteidigen zu können. Seine Leute ergriffen die Flucht, ein Hieb über den Kopf stürzte ihn nieder. Hierauf wurde alles geplündert, sein Schatz beinahe demoliert und er verlor an barem 700 Dukaten, 600 Rtlr. Pfandbriefe und 60 000 Rtlr. in österreichischen Banknoten. Als sie noch Leben in ihm merkten, schleiften sie ihn in den Hof, zerschlugen ihm mit der Axt einen Arm, zweimal und an beiden Händen die Finger, gaben ihm Stoße auf die Brust und zerschlugen seine Dorfbewohner, die ihn retten wollten. So blieb der Unglüdliche auf dem Stroh liegen, bis es möglich war, daß ihm der Fürst v. Anhalt-Pleß seinen Arzt und Chirurgus schicken konnte, der selbst bedroht war, alle Flüchtlinge in sein Schloß aufnahm und Anstalt zur Gegenwehr mache. Der Angriff unterblieb, eine Deputation der Bauern ließ der Fürst vor sich, da sie aber Vorschriften machen wollten, blieb der Fürst standhaft und erklärte, daß er in dieser Art nicht mit sich unterhandeln lasse, würden sie aber ruhig zu Hause

gehen, so würde er alles gegründete hören und ihnen wie bisher helfen, so viel es sich tun ließe.

Von diesen schrecklichen Vorfällen, die man in unserem Staate zu erleben nicht als möglich dachte, will ich abbrechen. Soviel ist gewiß, daß, wenn das Militär 8 Tage später kam, wir alle verloren waren, denn das schlimmste war, daß in den kleinen Städten, wo die Bürger sich nicht viel vom Bauer unterscheiden, schon die Neigung herrschte, gemeinsame Sache mit den Bauern zu machen. Du kannst Dir leicht denken, daß man durch falsche Gerüchte noch mehr in dieser Schreckenszeit beunruhigt wird. Bald heißt es: das Militär ist geschlagen und zerstreut und sind schon von Tost und Namslau 20000 Bauern im Anmarsch und so unzählige Sagen von Misshandlungen und dergleichen. Ich hatte in dieser Not einen Plan zu meiner Rettung gemacht, den ich versuchen wollte, wenn die Bauern wieder kämen und verlangten, daß ich das Freiheitsedit mit herausgeben sollte. Ich wollte ihnen nämlich sagen, daß dieses Edikt, wenn es vorhanden sei, die Collegia haben müßten und wollte ihnen den ganzen Schwarm zuschicken, in dem Glauben, daß diese die Leute zu bedeuten wissen würden. Gottlob, daß es für diesmal überstanden ist, der Himmel holf weiter. Die Ulanen haben viel gearbeitet und viel gerettet, ihnen haben wir das meiste zu danken. Später kam der Major Lange mit einem Bataillon aus Neisse, auch ein recht braver Mann, der die Sache kurz zu fassen weiß, und das Ende der Sache herbeiführte. So hat auch der Zivilkommissarius Herr Regierungsrat Dietrich sich sehr zweckmäßig benommen und die Sache aufs kürzeste zu beenden gesucht.

Was noch viel in der Sache half war, daß man österreichischer Seits einen Cordon gezogen und jedem Bauer 50 Hiebe geben ließ, der hinüber kam, dann wurde er nach Teschen geschickt, empfing bei der Ankunft wieder Hiebe, und dann wurde er erst ins Stockhaus gebracht. Sonderbar war es, daß man fast überall die Geistlichen hart behandelte und dieses ist nicht anders zu erklären, als aus dem Verfall der Religion, indem manche ihren Kindern zu früh starke Speisen reichten, wo sie solche nicht verdauen können und alle geistige Speise nun eher verachten. Die Behandlung gegen die Gutsbesitzer läßt sich leicht aus Raubsucht und falschen Begriffen erklären, die der Bauer sich von Freiheit macht, die größtenteils im Nichtstun und Auflösung aller Verbindlichkeiten bestehen soll und irregelrecht worden ist, wie Du das mehrere ersehen wirst. Jeder Bauer philosophiert nun selbst und Geistlichkeit und Brodherrn geziemt keine Achtung mehr.

In der ganzen Sache war eine Mischung von Plan und einer großen Dummheit. Im Plesseschen ließen sich die Bauern nicht ein solches Attest geben wie bei uns, sondern einen Enttagungsbrief, von einem Schulhalter aus Woschwitz (?) dictiert, worin das Dominium schreiben mußte: Ich

entsage für mich und meine Erben allen Roboth, Zinsen und Ehrungen und Wald und dieses mußte dreimal gesiegelt werden. Erst mußte die Gemeine besessen sein, ehe sie aufs andere Dorf gingen, und niemals kam die Ortsgemeine zu ihrem Herren. Im allgemeinen demonstrierte sich der Bauer folgendes: Der König kann den Adel nicht leiden, und darum nimmt er ihm die Brau- und Branntweinbrenngerechtigkeit und läßt ihn soviel bezahlen. Uns hat er ein Edikt mit goldenen Buchstaben gegeben und [wir haben] noch manches bekommen sollen, was wir brauchen, aber die Edelleute und die Geistlichen halten zusammen und haben das Edikt unterschlagen. Steuer und Akzise zu geben das bringen wir sonst nicht auf, die Akzise ist also für die Freiheit.

Nimm mit dem vorwillen, was ich Dir mitgeteilt habe. Es ist gewiß noch vieles vorgefallen, was ich nicht weiß. Die Rädelführer sind meist eingefangen und in Loslau gehen die Untersuchungen durch den Herrn Regierungsrat Dietrich fleißig fort. Wie aber bei der Entfernung unserer Behörden, die allein Macht haben, alles wieder ins Gleis gebracht werden soll, ohne daß sie nicht ihre Macht vereinzelt und den Bedürfnissen näher bringt, muß von der höchsten Leitung des Staates erwartet werden, denn es ist wider ihren Zweck, daß Staatsbürger, geschweige so viele, sich ohne Schutz und Sicherheit befinden und bis jetzt wird man doch mit unserer Moralität zufrieden sein, da man uns näher kennengelernt, wie wir als echte Christen Schmach und Vermögensverlust erlitten und geduldig ertragen haben!

Die Aufhebung des Cistercienserklösters zu Rauden O.-S.

Von Pfarrer Georg Włodarczyk.

Ostlich von der Bahnstation Ratibor-Hammer, in der Mitte zwischen Gleiwitz und Ratibor, in waldreicher Umgebung liegt das Schloß des Herzogs von Ratibor. Der Bau des heutigen Schlosses erfolgte in der Zeit von 1671—80.

Es ist das ehemalige Cistercienserklöster zu Rauden O.-S. Diesem Orden hat Schlesien zum großen Teil seine Kultur im Mittelalter zu verdanken. Es sei nur an die Niederlassungen der Cisterzienser in Kamenz, Himmelwitz, Leubus, Heinrichau, Warmbrunn und Grüssen erinnert.

Im Jahre 1255 berief Herzog Wladislaus den Orden nach dem Gebiete des heutigen Rauden O.-S., am Rudafluß. Zuvor beriet er sich zu Krakau mit dem Abt der Cisterzienser vom Kloster aus Andrijow in Polen. Die Ordensleute, welche aus Italien, Frankreich und dem Rheinlande stammten, nannten den Ort zu Ehren des Gründers Wladislaw, der am 21. Oktober 1258 die Gründungsurkunde in lateinischer Sprache aussetzte.¹⁾ Dichte Wälder, die der Herzog schenkte, wurden ausgerodet und in fruchtbare Ackerland umgewandelt. Der erste Abt, der 1274 starb, hieß Peter.

Die Wirtschaften, welche die Cisterzienser Mönche anlegten, wurden mit Recht als mustergültig gerühmt. Die neu angelegten Dörfer wurden zu deutschem Recht ausgesetzt. Die kolonisatorische Tätigkeit des Raudener Klosters erstreckte sich auf die Kreise Kosel, Gleiwitz, Pleß und Rybnik.

„Ernste Männer, vielgeprüfte,
Die in harter Weltverachtung
Einsam sich der Arbeit weihen,
Dem Gebet und der Betrachtung.
Stille Siedler, die sich mühten,
Mit dem Spaten gen wilde Schlüchten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Lindem Samen zu befruchten.“

Diese Worte des Dichters von „Dreizehnlinde“ gelten auch für die Mönche in Rauden. Außer dem Ackerbau wandten die Cisterzienser dem Bergbau und Hüttenwesen ihr Augenmerk in späterer Zeit zu.

¹⁾ Demselben Herzog verdankt auch die Stadt Loslau ihren Namen, (poln. Wodzisław).

Jahrhundertelang hatte das Kloster zum Wohle Oberschlesiens gearbeitet, da zogen schwarze Wolken über den Orden herauf. — Was Kriege und die sogenannte Reformation verschont und gelassen, sollte den Nachwehen des Krieges von 1806/07 und der Aufklärungszeit zum Opfer fallen.

Am 30. Oktober 1810 erschien das Säkularisationseidikt des Königs Friedrich Wilhelm III., das die geistlichen Anstalten in Preußen besetzte. So kam auch für Rauden der „dies atet“ der Römer. Auch dieses Kloster mußte daran glauben. Der letzte Abt Galbiers weilte gerade in Rybnik. Als er ins Kloster zurückkehrte, traf ihn die Hiobspost von der Aufhebung der geistlichen Stiftungen.

August Potthast²⁾ befaßt sich verhältnismäßig kurz mit dem Hergang der Aufhebung von Rauden, besonders was den Tag selbst betrifft, als die Kommission erschien. Ein Ordensmitglied von Rauden hat uns eine schriftliche Aufzeichnung hinterlassen, wie die Säkularisation in seinem Kloster vor sich ging. Sein Herz war schmerzerfüllt, als er den Hergang zu Papier brachte, damit die Nachwelt davon Kenntnis habe.³⁾

Hören wir, was dieser Zeitgenosse uns darüber berichtet, was er erlebte und sah: Am 26. November 1810, Montags Nachmittag 2 Uhr erschien aus Breslau der Regierungsrat Korn mit dem Referendar Wittke, Herrn Breitke und andern 3 Herren.⁴⁾

Einer von diesen Herren, Mischalla, wurde zum Administrator der Herrschaft Rauden angestellt. Als sie um 2 Uhr erschienen waren, wurde gleich um 3 Uhr das ganze Personal der Geistlichen oder Conventualen aufgefordert, sich zu versammeln und im „gemahlten großen Saale“, wo Korn als Kommissarius seinen Wohnsitz genommen hatte, alle zu erscheinen.

In der Mitte des Saales stand ein mit schwarzem Tuch gedeckter Tisch, auf welchem 6 silberne Leuchter mit brennenden Kerzen, vier große Altarleuchter und 2 kleinere sich befanden. In der Mitte der Leuchter war ein silbernes Kreuz von besonderer Schönheit und Größe aufgestellt.

Nachdem alle Ordensleute im Saale sich versammelt hatten, in Erwartung auf den Ausgang der Sache, mit Schmerzen erfüllt und betrübten Geistes mit Tränen benezt, harrten sie ganze zwei Stunden und meinten, das letzte Gericht und Ende des Lebens werde sie betreffen. — Unterdessen speiste der Kommissarius in einem anderen Tafelzimmer. Dem Umstände

²⁾ Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Rauden in Oberschlesien. — Leobschütz, 1858.

³⁾ Der Verfasser dieses Artikels fand die Notiz im Pfarrarchiv zu Slawenitz, das in der Nähe von Rauden liegt.

⁴⁾ Wehmuth muß die Ordensinsassen alle erfüllt haben beim Erscheinen der Aufhebungskommission. Sangen doch die Mönche gerade im Chorgebet den Psalm: „In exitu Israel de Egypto . . .“ (Mitteilung des Monsignore Thiel aus Rauden).

seines Geschäftes und standesgemäß gekleidet erschien er alsdann in 2 Stunden in Uniform und mit Seitengewehr.

Er stellte sich vor die Front der Conventualen auf eine Stufe hin und las das königliche Aufhebungsschreit des Stiftes Rauden vor, zugleich auch die Vollmachten seines Kommissionsgeschäfts. Dann wandte er sich an den damaligen Abt des Klosters, den Prälaten Bernhard Galbiers, von dem er vor der Versammlung der Conventualen in dem Saal gefordert hatte, in pontificalibus, d. h. in den bischöflichen Kirchenornamenten mit Inful und Bischofsstab zu dem Aufhebungsschreit zu erscheinen. Der Prälat lehnte aber diese Aufforderungen ab und erschien im täglichen Ordenskleid.

Jetzt forderte der königliche Kommissarius alle Abzeichen der Prälatenwürde von ihm ab, als : alle Kreuze, den Bischofsstab und die Inful, was ihm auch gereicht wurde. Von den hingereichten und abgenommenen Prälatenkreuzen „beliebte“ der kgl. Kommissarius die Freiheit“, dem Prälaten Galbiers zu erlauben, eins von diesen Kreuzen sich auszuwählen. Der Aufgesordnete wählte sich das geringste Kreuz aus. Der staatliche Kommissarius hing es ihm mit eigenen Händen um mit den Worten: „Zum äußerlichen Zeichen der Würde gebe ich Ihnen dieses Kreuz zurück, welches Sie tragen bis zum Tode. Se. Majestät der König erlaubt es Ihnen“.

Darauf wurden alle Administratoren und alle, welche im Kloster Ämter verwalteten, die immer Mitglieder des Stiftes waren, als Administrator zu Urbanowicz, Matzkirch, Stodoll, Prokurator zu Rauden, Kupfer- und Eisenfabriken-Inspektoren und Archivarius vorgerufen. Man forderte von ihnen alle Schlüssel und Siegel ab, vom Prior die Schlüssel von der Pforte oder Klausur, was sie alles abgaben. Sie alle mußten den Eid ablegen, daß sie nichts versteckten, nichts weg schafften, nichts verkauften, nichts verschweigen, sondern alles aufrichtig und getreu abgeben, aus folgen und offenen wollen.

Darauf wurde der Herr Mischalla als kgl. Administrator der Herrschaft Rauden erklärt, der auch den Eid der Treue ablegen mußte, der Referendar v. Wittke nahm den Eid aller ab und setzte ein Protokoll über die Verhandlung auf, daß alle unterschreiben mußten. Als dann gab der kgl. Kommissarius den Conventualen die Erklärung ab, daß sie nicht eher eine und welche Pension erhalten können, bis alle Klöster und Stifte kassiert sein werden; indessen werde ihnen erlaubt, im Kloster beisammen zu verbleiben. Das Chorsingen und Klausur sei ganz aufgehoben und verboten.

Drei Tage, am Anfang der neuen Beköstigung und Speisung, erhielten die Conventualen drei Speisen und auch Wein, den vierten Tag aber nur zwei Speisen und keinen Wein mehr in der Woche. Nur Sonntags wurden sie mit einem Glas Wein regaliert. Die Fleischspeisen waren gewöhnlich und meistens das geräucherte Schöpsenfleisch, welches beim Bestande

der geistlichen Gemeinschaft für das Gefinde auf den Winter geräuchert war. Die zweite Speise war alle Tage Gegräupe, fast ohne Butter und ohne Schmalz, weil von diesen auch ein guter Vorrat, wie von allen Lebensmitteln jeder Art zur Beköstigung des ganzen Personals (60 an der Zahl) vorhanden war.

Der kgl. Kommissarius wollte auch das tägliche Messleben den Priestern verbieten, und nur ein Priester sollte eine Messe und das nur Sonntags verrichten. Darin ließ sich keiner aber etwas vorschreiben.

Folgenden Tag wurde alles, auch das Kleinstes, überall aufgesucht und aufgeschrieben, daraus ein Inventar formiert und alle Sachen und alle Lebensmittel (ausgenommen das, was die einzelnen Mitbrüder in ihren armen Zellen hatten), wurden den mit Schmerz und Betrübnis Erfüllten abgenommen. Was sie und ihre Vorfahren durch 558 Jahre gesammelt und erworben, ist ihnen auf einmal geraubt worden.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,
sein Name sei gebenedeit.“

Als die Klausur zum ersten Mal geöffnet werden sollte, machte der kgl. Kommissarius folgende „gnädigste“ Bemerkung und sprach: „Wie die Kerle laufen werden!“ Aber o Wunder, keiner ist gelaufen, keiner war „so töricht, einen unanständigen Ausgang aus dem Kloster sich zu erlauben“. Alle Mitbrüder blieben in der Eintracht, Einigkeit und Liebe beisammen und hielten die offene Klausur so streng, wie die geschlossene, bis die Umstände, sich von einander zu trennen, sie genötigt hatten. Die Letzten mußten sogar mit Gewalt aus dem Kloster vertrieben werden.

Nach der Aufhebung des Cisterzienserklosters zu Rauden wurden in der Folgezeit viele Ordenspriester in der Seelsorge als Kapläne und auch als Pfarrer angestellt. Andere, die für die Zukunft ein bleibendes Unterkommen gefunden zu haben glaubten, trennten sich von den übrigen. Andere lebten noch gemeinschaftlich bis 1813.

Am 2. Juni 1813 erschien im Kloster eine kgl. Kommission, die alle Zimmer und Winkel durchmaß. Den Ordenspriestern, die noch im Kloster wohnten, wurde strenge anbefohlen, binnen 24 Stunden das Kloster zu räumen und sich, ohne Anweisung wohin, zu entfernen. Sie wurden auf diese Weise verdrängt und gezwungen, im Dorfe jeder für sich eine Herberge zu suchen, weil kein geräumiges Lokal für mehrere außerhalb des Klosters zu haben war, und auf dem Dorfe in elenden Kammern zu wohnen.

Um 1813 waren noch folgende Ordenspriester in Rauden vom alten Konvente: P. Augustinus, der Senior des Konventes,
P. Vincentius Ostarek, Pfarrer,
P. Paulus Ostarek, Capellanus,

P. Urbanus Groeger, Capellanus,
 P. Xaverius Lach, Vorsteher gymnaſii,
 P. Malachias Slesina,
 P. Andreas Gilge,
 P. Johannes Czekal und
 P. Thaddeus Weiß, Gymnaſii-Lehrer,
 P. Franciſzek Kubaczek, Kranker,

also an der Zahl zehn.

Kurze Zeit darauf sind verwundete und kranke Krieger (300 an der Zahl) nach Rauden gebracht worden. Es war die Zeit der Befreiungskriege. Aus dem Kloster wurde ein Krankenlazarett gemacht. Das Gymnaſium zu Rauden, das soviel Segen und Bildung in Oberschlesien verbreitet hatte, wurde nach Gleiwitz verlegt. Die Schäze der Raudener Klosterbibliothek wanderten teils ins Breslauer Staatsarchiv, wie die der andern aufgehobenen Klöſter, teils kamen sie nach Gleiwitz.

Schon vorher hatte das Raudener Gymnaſium seine Schwierigkeiten durchmachen müssen. Am 20. August 1801 traf aus Breslau W. Pachaly in Rauden ein, hob im Namen der Regierung das Raudener Gymnaſium auf und ließ nur 2 Klassen bestehen.

1802 kamen 53 Schüler, 1803 nur noch 40 Schüler zusammen, obwohl der Abt durchsetzte, daß dem Kloster wieder 4 Klassen zugestanden wurden, die den Namen „Bürgerſchule“ erhielten. Zwei Prüfungen unter dem Vorsitz des Generalschuldirektors J. Skendy in den folgenden Jahren fielen so günstig aus, daß 1806 das Gymnaſium wiederhergestellt wurde. 1810 zählte es wieder 149 Schüler.

Durch die Säkularisation des Klosters wurde das Gymnaſium nicht getroffen. Es bestand unter dem Präfekten P. Lach und den Pp. Slesina, Gilge, Czekal, Weiß, Maiß als Lehrern weiter. Da aber die Unterstützungen der Schüler durch das Kloster ausblieben und der Ruf des Königs 1813 viele ältere Schüler zu den Waffen rief, so ging die Schülerzahl beständig zurück. 1816 kamen noch 28 Schüler zusammen, um Zeugen der Auflösung zu sein, die kurz vor Ostern ausgesprochen wurde. Aber aus seiner Asche erhob sich einem Phönix gleich das katholische Gymnaſium in Gleiwitz, welches am 29. April desselben Jahres eröffnet wurde. Es wurden dort weltliche Professoren angestellt und die Professoren aus dem Kloster in die Seelsorge geschickt.

Der letzte ehemalige Abt Bernhard Galbiers half in der Umgegend aus, z. B. längere Zeit in Alt Cosel.

Das Klostergut und das gesamte Inventar der Mönche wurde schnell in Geld umgesetzt, so z. B. am 2. April 1811 das Mobiliar. Gering waren die Ergebnisse infolge der damaligen Geldknappheit.

Der Klosterbesitz wurde geradezu verschleudert oder umsonst weggegeben. Das Volk, das zum Kloster gehörte, hatte großen Schaden durch die Aufhebung. An barem Gelde hatte das Kloster nicht viel; denn noch kurz vor der Säkularisation verlangte der Staatsminister vom Kloster 1400 Taler, die der Abt nur mit großer Mühe aufbringen konnte. An Gold und Silber, worauf man es besonders abgesehen, war auch nicht viel vorhanden.

Das Kloster mit Grund und Boden wechselte in der Nachzeit mehrmals seinen Besitzer.

Am 1. Juli 1812 schon kam es in die Hände des Prinzen von Hessen-Cassel und am 3. Oktober 1816 wieder in den Besitz des Landgrafen Viktor Amadeus von Hessen-Rothenburg. Augenblicklich gehört Rauden dem Herzog von Ratibor aus dem Hause Hohenlohe.

Potthast äußert sich in seinem Werke zum Schluß: „Eine beinahe 600jährige Vergangenheit ist an unsren Blicken unter den mannigfachsten Erscheinungen vorübergegangen. Eine stille Träne der Wehmut schleicht sich ins Auge, wenn man bedenkt, daß weder Krieg noch Brand, weder Hungersnot, Bedrückung, noch innere Zwietracht im Stande waren, dieses berühmte Denkmal einer frommen Vorzeit umzustoßen, an welchem Jahrhundertlang frommer Glaube und Herzenseinfalt gebaut hatten, daß vielmehr widrigen Zeitumständen es vorbehalten war, sein Vernichtungsurteil auszusprechen und seine Güter als Heilpflaster auf die blutenden Wunden des preußischen Staates zu legen.“

Mit Liebe wird deshalb stets der Blick des Geschichtsfreundes auf den Umrissen der Raudener Abtei weilen und sie einreihen in den Kranz der großen Vorfahren, welche um sein gesegnetes Land sich unsterbliche Verdienste erworben haben.“

Der alte jüdische Friedhof in Beuthen O.-S. und die Frage des Eigentums daran.

Von Justizrat W. Immerwahr.

Das Vorhandensein von Juden in Beuthen O.-S. ist schon für eine sehr frühe Zeit nachweisbar. Handelte es sich aber in früheren Jahrhunderten um nur vereinzelte Niederlassungen, so kann etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts von einer „Judenschaft“ am hiesigen Orte, zwar noch nicht in dem Sinn einer organisierten Gemeinde, aber doch einer ihre Glaubens- und Menschheitsinteressen solidarisch verfolgenden Gemeinschaft gesprochen werden. Zur Bildung dieser Gemeinschaft hat vorwiegend die Haltung beigetragen, die die grund- und standesherrliche Familie der Grafen Henckel, welche etwa seit Beginn des Dreißigjährigen Kriegs Stadt und Land Beuthen besaßen, den Juden gegenüber beobachtete. Diese Herrschaft bediente sich nicht nur bei ihrer Geschäfts- und Wirtschaftsführung vielfach jüdischer Persönlichkeiten, sondern griff wiederholt auch zum Schutze der jüdischen Einwohner gegen judenfeindliche Erklasse der Landesherrschaft und gegen kleinliche und von Konkurrenzneid diktierte Maßnahmen der Stadtvverwaltung und der Zünfte ein. Es hat den Anschein, als ob die zeitweise außerhalb des Hauptorts ihrer Herrschaft residierende gräfliche Familie es liebte, in der Person eines Juden in der Stadt einen Vertrauensmann, insbesondere für die Erledigung geschäftlicher und auch persönlicher Dinge zu unterhalten. Eine solche Stelle hat am Anfang des 18. Jahrhunderts ein gewisser Israel Böhm hier eingenommen. An diese Persönlichkeit und an seine Beziehungen zur Grundherrschaft knüpft eine alte hierorts bestehende Überlieferung die Entstehung des alten jüdischen Friedhofs. Israel Böhm — in den amtlichen Dokumenten, von denen alsbald die Rede sein soll, Josef Böhm genannt — gilt als der Ahne der nachher hier blühenden Familie Friedländer, aus der die Kommerzienräte Moritz Friedländer und sein Sohn Otto Friedländer hervorgegangen sind. Aus einem Altenstücke, das sich im Breslauer Staatsarchiv befindet, geht hervor, daß sein Sohn Abraham oder einer seiner Enkelsohne nachher den Namen Perlz angenommen hat, sodaß Böhm auch als Ahne der Familie Perlz, deren Namen bezeichnenderweise ursprünglich nur im Beuthener Lande vorkam, anzusprechen ist. Wir haben auch allen Grund anzunehmen, daß Israel Böhm diejenige Per-

son gewesen ist, deren Begünstigung in einer Beschwerde des Beuthener Magistrats aus dem Jahre 1722 dem Grafen Karl Josef Erdmann von Henckel vorgeworfen wird. „Die Juden“, heißt es dort, „halten öffentliches Exerzitium und Schule“. Tatsächlich beanspruchte die Familie Böhm noch am Ende desselben Jahrhunderts das Eigentum an der Betschule. Weiter gibt der Magistrat in jener Beschwerde mit großem Unwillen an, daß der jüdische Brauerei- und Brennereipächter des Grafen (offenbar war dies Israel Böhm) auf dem Koskius'schen Vorwerke vor dem Tarnowitzher Tor sitze und dort auch die herrschaftliche Maute einziehe.

Die Sage, wie sie auch in Gramer, Chronik von Beuthen S. 270, zu Wort kommt, läßt sich über die Entstehung des Friedhofs wie folgt aus: Es sei einmal in Beuthen um 1720 eine Viehpest entstanden und zwei jüdische Deliquenten haben unter dem südlichen Walle in der Nähe der Gleiwitzer Vorstadt große Gruben graben müssen, um das tote Vieh dort zu verscharrten. Bei dieser Gelegenheit habe man auf dem Wallterrain eine jüdische Leiche gefunden und Graf Henckel soll darauf seinem Hoffjuden diesen Platz zum jüdischen Friedhof geschenkt haben.

Ein kurzer Abriss der Geschichte der jüdischen Gemeinde, wie er für die Verwahrung in dem Grundstein der neuen Synagoge (1869) entworfen wurde, erzählt, daß man dort einen Schädel, sowie einen Teil eines Bettmantels mit Schaufäden und Schloß gefunden habe, sodaß man glaubte, daß hier schon früher ein jüdischer Begräbnisplatz gewesen sei. Dieser Bericht bemerkt ausdrücklich, daß Israel Böhm damals Pächter des Grafen Emanuel Henckel gewesen sei und diesen gebeten habe, ihm jenes Stück des südlichen Walls für einen Begräbnisplatz zu verkaufen, was der Graf in Unbetracht des Umstandes, daß den Beuthener Juden eine Beerdigungsmöglichkeit nur in unverhältnismäßig großer Entfernung von Beuthen, bzw. erst jenseits der Grenze (in Bendzin) gegeben war, getan habe.

In dieser legendenhaften Darstellung mag das, was für die Veranlassung und Anregung zu der Friedhofsgündung besagt ist, einigermaßen richtig sein. In wesentlichen geschichtlichen und rechtlichen Punkten dagegen ist es nunmehr gelungen, jene Überlieferung zu ergänzen und richtig zu stellen, sodaß authentische Tatsachen festgestellt werden konnten. Dies geschah durch Auffindung eines Urteils des Bürgermeisters und Rats der Stadt Beuthen vom 13. März 1789, ergangen in dem Rechtsstreit der Judengemeinde in Beuthen gegen die Kinder des verstorbenen Juden Abraham Böhm, nämlich Hirschel Abraham und Jonas Abraham. Von diesem Urteil, das bisher nur in seinem Tenor bekannt war (Kopfstein, Geschichte der Synagogengemeinde Beuthen, Seite 17/18), ermittelte ich eine im Gesamtarchiv der deutschen Juden zu Berlin verwahrte und mit Entscheidungsgründen versehene beglaubigte Abschrift. Erst diese Gründe ergeben die

grundlegenden Daten und die erforderliche Aufklärung. Das Urteil, das wegen seiner Wichtigkeit und der interessanten Rechtsausführungen im Anhange in seinem vollen Wortlaut mitgeteilt ist, spricht der jüdischen Gemeinde entgegen den Ansprüchen der Familie Böhm das uneingeschränkte Eigentum an dem Begräbnisplatz zu und verurteilt die Beklagten zur Wiederauslieferung desselben. Es trifft die grundlegende Feststellung, daß durch Schenkungsbrief vom 7. Januar 1732 der „ganz en Ju de n g e m e i n d e“ gegen Erlegung eines jährlichen Zinses von 4 Reichstalern der Begräbnisplatz vom Magistrat geschenkt worden sei. Jedoch dürfte man trotz dieser Fassung der Feststellung den Magistrat in Beuthen nicht als den eigentlichen Schenker anzusehen haben. Das Eigentum am Stadtwall stand nämlich damals dem Grundherrn zu.*.) Es ist die Erwähnung des Magistrats wohl dahin zu verstehen, daß er entweder als Beauftragter des Grafen, wie es häufig geschah, für diesen die Veräußerung vornahm, oder, was noch wahrscheinlicher ist, lediglich als Urkundsamt fungiert hat. Für alle Fälle ergibt das Dokument unwiderleglich, daß die jüdische Gemeinde in Beuthen O.-S. Eigentümerin des in standesherrlicher Zeit aus dem Stadtwall für einen Begräbnisplatz veräußerten Terrains geworden ist. Daß die Gemeinde damals noch nicht korporativ organisiert war und keine juristische Person darstellte, konnte dem Erwerb und dem Eigentum keinen Abbruch tun, da rechtlich auch das Eigentum von bloßen Gesellschaften oder Gemeinschaften in der Form des Miteigentums der Mitglieder zur gesamten Hand anerkannt war.

Bald nach der Übereignung von 1730 war der Friedhof in Benutzung genommen worden. Die ältesten Grabsteine, soweit sie noch erhalten sind,

*) Das ursprüngliche Recht der schlesischen Landesherren erstreckte sich in den von ihnen gegründeten oder auf Stadtrecht gesetzten Orten auf die öffentlichen Grundstücke und auf die Wege, soweit sie nicht der Gemeinde selbst ausdrücklich verliehen waren. Doch erlangten oft schon hierbei oder bald darauf die Städte das Eigentum an den öffentlichen Gebäuden, den Wegen innerhalb der Stadt und auch an den Befestigungen, sodass alle diese Sachen Kämmerereigut wurden. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß auch in Beuthen etwa bis zur Zeit des 30 jährigen Krieges ein solcher Rechtszustand herrschte. Aber seither war die Stadt eine sogenannte Mediastadt, d. h. einer Herrschaft, die über das flache Land hinaus eine auf die Städte ausgedehnte Patrimonialgewalt in Anspruch nahm, untätig. Diese Herrschaften pflegten häufig, insbesondere in der Zeit des Verfalls des obersten Landregiments, die Grundsätze des schlesischen Auenrechts, das für das platt Land das Eigentum an Wegen und Wüstungen der Herrschaft vorbehält, auf die Stadt zu übertragen. Freilich erlangten sie die allgemeine und obsoletanzige Anerkennung solcher Ansprüche nicht überall. Andererseits sind solche Rechtsausdehnungen geschicktlich auch außerhalb Oberschlesiens bezeugt.

Aus dem Material, das für Beuthen vorliegt, ist ersichtlich, daß am Anfang des 18. Jahrhunderts wohl im Zusammenhang mit der kurz vorher erfolgten und höhere Rechte verleihenden Erhebung der Herrschaft zur Standesherrschaft der Graf sich als Eigentümer, wenn auch nicht aller städtischen Wüstungen, so doch der Wüstungen, die

weisen Jahreszahlen auf, die nahe an 1730 zurückreichen. Vom Wallgraben aus, also hinter den jetzigen südlich den Platz begrenzenden Höfen der Dynigosstraße, wurde das Terrain in Angriff genommen. Die späteren Erwerbungen erstreckten sich nach Norden und Osten. Jedenfalls war man im Jahre 1766 noch nicht an die jetzige Nordlinie, das ist die südliche Grenze der am Kaiser-Franz-Josef Platz liegenden Wachsmann'schen Grundstücke ganz herangekommen. Ein auf diesem Grundstücke früher vorhandenes Häuschen wird nämlich im Grundbuche (Blatt 21 Beuthen Vorstadt) wie folgt beschrieben: „Häusel bei der Mauer hinter dem Gleiwitzer Tor auf dem Walle stehend, unweit dem jüdischen Begräbnis.“ Wohl zwei Menschenalter hindurch reichte der erworbene Platz aus. Die Zahl der Juden in Beuthen wuchs bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in recht langsamem Maße. Israel Böhm und nach seinem Ableben sein Sohn Abraham ließen sich, offenbar auf ihre angesehene Stellung in der Gemeinde und auf die Verdienste des Ersteren um die Erlangung des Friedhofs gestützt, die Verwaltung des Begräbnisplatzes angelegen sein und vereinnahmten auch die von insbesondere auswärtigen Juden zu zahlenden Beerdigungsgebühren. Ihre diesbezügliche Betätigung ging so weit, daß schon vor 1780 vielfach die Meinung sich bildete, daß sie selbst die rechtlichen Besitzer des Friedhofs seien. Dabei war von dem Magistrate der ursprüngliche und der ganzen Gemeinschaft ausgestellte Schenkungsbrief vom 7. Januar 1732 am 1. Februar 1771 durch eine sogenannte Renovata nochmals für die Gemeinde ausdrücklich bestätigt worden. Dessen ungeachtet und vielleicht in absichtlicher Verbergung dieses Umstands setzte ungefähr 1780 die Familie Böhm ihre Bemühungen ein, als Eigentümerin des Friedhofs rechtlich anerkannt zu werden. Sie erzielte mit ihren Bestrebungen bei der Regierung (der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer) Erfolge. Diese verstand sich, offenbar aus dem Verfallen von Wall und Stadtmauer entstanden, geriert und seinem Rechte Anerkennung verschafft, freilich nicht immer ohne Widerspruch des Rats. Unter dem in Beuthen selbst residierenden Grafen Karl Josef Erdmann Hendel (1710—1744), dem mutmaßlichen Veräußerer des Friedhofsplatzes, erscheint für die Herrschaft das Eigentum an den Gründen, die durch das Eingehen der Befestigung Wüstungen geworden waren, bereits gesichert. Dieser Graf errichtet auf dem Walle eigene Baulichkeiten, reklamierte für sich den Grund und Boden, auf dem sich in alten Zeiten das Schloß der Piasten befunden, und verfügt über den Teil des Nordwalls, der zwischen dem Krakauer Tor und der Pielaerer Pforte liegt, zu Gunsten der von ihm erneuerten Schützengilde. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein erfolgen verschiedene Zuwendungen an Wallterrain seitens seiner Nachfolger an die Schützengilde. Als die jüdische Gemeinde auf dem Platz der früheren Reitschule einen Tempel erbaut (1809), muß sie den Grund und Boden, der an der Stadtmauer brach liegt, von der gräflichen Herrschaft erwerben. Hiernach muß Graf Karl Josef Erdmann, wenn er im Jahre 1782 den Begräbnisplatz der Gemeinde veräußert hat, ohne Weiteres auch als dazu legitimiert angesehen werden.

durch ungenaue oder absichtlich unrichtige Informationen verleitet, dazu, im Jahre 1782 den Enkelkindern des zu Beuthen verstorbenen „tolerierten Juden Josef Böhm nicht nur den bisherigen titulo oneroso acquirierten Besitz des Judenbegräbnisses und des dazu bestimmten Begräbnisplatzes zu Beuthen“, sondern auch die Haltung einer jüdischen Betschule ausdrücklich zu bestätigen. Die Familie Böhm bestimmte darauf im Jahre 1784 fünfzehn jüdische Familienhäupter dazu, ihren Ansprüchen an den strittigen Begräbnisplatz durch Ausstellung einer Urkunde zu entsagen.

Die offiziellen Vertreter der jüdischen Gemeinschaft in Beuthen, die sogenannten Deputierten, bestritten aber bald darauf die von der Familie Böhm angemauerten und ihr durch eine eigentümliche Connivenz der Breslauer Behörde zugesprochenen Berechtigungen, so weit der Begräbnisplatz in Betracht kam. Sie strengten eine Klage auf Anerkennung des Eigentums der Gemeinde „gegen die Kinder des verstorbenen Juden Abraham Böhm“ bei dem Stadtgericht in Beuthen an und es erging darauf unter dem 13. März 1789 die bereits oben besprochene Entscheidung, durch die das Eigentum der klägerischen Judengemeinde anerkannt und den Beklagten die Wiederherausgabe des Friedhofs aufgegeben wurde. In diesem Urteil haben sonach Bürgermeister und Rat der Stadt Beuthen, also ihre zuständigen Verwaltungs- und Gerichtsorgane, das Eigentum der jüdischen Gemeinde an dem Friedhof als einen gegen jede Anfechtung geschützten Rechtszustand anerkannt und bekräftigt.

In der Begründung des Urteils, das die Rechte der Gemeinde aus dem erst jetzt durch diese Begründung bekanntgewordenen Erwerbstitel von 1730 und auf die Renovata des Magistrats von 1771 ableitet, fällt neben der jetzt etwas seltsam anmutenden Ausdrucksweise die scharfe Erfassung des Rechtpunkts und die Zurückweisung der Zuständigkeit der Kriegs- und Domänenkammer, die wie erwähnt, im Jahre 1782 den Böhmischem Nachkommen Recht gegeben hatte, auf.

Als sich am Ende des 18. Jahrhunderts die Schranken der Freizügigkeit für die Juden immer mehr lockerten und sich ihre Emanzipation auch in Preußen nachdrücklich anbahnte, der Zuzug der Juden in die Städte daher kräftiger einsetzte, erwies sich der Friedhof nicht als genügend geräumig. Nach dem oben angeführten Grundsteinberichte soll es schon im Jahre 1806, und zwar wieder durch ein Mitglied der Familie Böhm eine Erweiterung vorgenommen und eine Umwährung des Platzes aus eigenen Mitteln dieses Böhm geschehen sein, was sich aus der Aufschrift seines Grabsteins aus dem Jahre 1807 ergebe. Eine Abschrift seiner Grabsteininschrift, sowie zweier anderer noch gut erhaltenen Inschriften aus den Jahren 1749 und 1750

waren dem gen. Grundsteinbericht beigefügt. In welchem Umfang und nach welcher Richtung sich diese Erweiterung vollzogen hat, ist nicht zu ermitteln.

Ein wenig mehr ist über die nächste sehr bald folgende Erweiterung im Jahre 1810 bekannt. Hierüber teilt Lev in seiner Festschrift zur 100-jährigen Stiftungsfeier des Israelitischen Krankenpflege- und Beerdigungsvereins Beuthen O.-S. (1888) mit:

„Im Jahre 1810 wurde der alte jüdische Friedhof auf der Kaiserstraße durch Ankauf von Festungs-Terrain erweitert, da inzwischen die Anzahl der jüdischen Einwohner unserer Stadt eine größere geworden war. Die qualitative Bedeutung der Letzteren geht aus der für die damalige Zeit nicht unerheblichen Tatsache hervor, daß schon am 24. Februar 1809 ein Jude, — ob der erste, wage ich nicht zu behaupten, — Stadtverordneter wurde. Derselbe hatte auch schon einen Stammnamen (er hieß Reichmann), welcher erst, wie allbekannt ist, durch das v. Hardenberg herrührende „Edict betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem preußischen Staate“ am 11. März 1812 allgemein obligatorisch wurde, und durch welches Edict die Juden „Einländer und preußische Staatsbürger“ wurden. Bei der Erweiterung des alten Friedhofs, hat das hiesige Rabbinat, entsprechend der Ausschauung der damaligen Zeit, nicht nur für die Vereins-, sondern für alle Gemeindemitglieder einen Tag zum Fast- und Betttag bestimmt, um zu Gott zu beten, das unerbittliche Verhängnis des Todes von Mitgliedern unserer Gemeinde fern zu halten und zu verhüten, daß das Bedürfnis eintrete, von dem erweiterten Friedhöfen in Valde Gebrauch zu machen.“

Da die im Vorstehenden mitgeteilte Platzvergrößerung durch Ankauf von Festungsterrain ermöglicht worden ist, also Stadtmauergebiet hinzukam, muß es sich hierbei um eine Erweiterung nach Norden gehandelt haben, und es ist anzunehmen, daß damals der Zugang von der Seite des jetzigen Kaiser-Franz-Josef-Platz geschaffen worden ist, welcher Zugang nun viele Jahrzehnte lang bestand. Kurz vor 1830 belief sich die jüdische Bevölkerung der Stadt bereits auf gegen 500 Seelen, welche Zahl zu einem beträchtlichen Teil aus dem Buzuge unbemittelster Elemente resultierte, die zu den hohen Kosten der Gemeindeeinrichtungen wenig oder garnicht beitrugen. Insbesondere fehlte es an einer gesetzlichen Handhabe, von derartigen Leuten Begrüniskosten erstattet zu erhalten. Hieraus ergaben sich Mißstände, die den Gemeindevorstand zu wiederholten eindringlichen Schritten bei der Regierung zwangen. Am 21. Juli 1829 legte der Vorstand in einer ausführlichen Eingabe an die Regierung dar, welche Lasten, insbesondere in Ansehung der Beerdigung der Gemeinde durch das Zustromen mittelloser Familien erwachsen. „Wir besitzen,“ heißt es dort, „eine massive Synagoge, ein dgl. Badehaus, einen großen Kirchhof etc., welches alles den Wert von 8000 Rtlr. übersteigt. Daß unsere Ausgaben an hiesige Arme groß sind, könnten wir

durch hiesige Ärzte und hiesige Apotheken allen befunden, und warum sollten wir noch von Neuhinzukommenden nunmehr belästigt und für Fremde unsere Institutionen errichtet haben?" Das Gesuch ging darauf hinaus, von den Buziehenden Inkorporationsbeiträge fordern zu dürfen. Die Regierung aber beschied, daß nach den Bestimmungen des Ministeriums ein zwangswiseer Beitritt zur Begräbniskorporation unstatthaft sei und legte der Gemeinde die Festsetzung eines Beerdigungstariffs nahe. Hierzu kam es dann nach langwieriger Verhandlungen.

Die immer fortschreitende Vermehrung der jüdischen Bevölkerung — im Jahre 1848 war schon längst die Zahl 1000 überschritten, — machte es zur gebieterischen Notwendigkeit, an eine neue ausreichende Erweiterung des Friedhofs zu denken. Man wandte sich an die Stadt um Überlassung eines an den Friedhof angrenzenden, bisher für die Schuttal Lagerung benutzten Platzes. Diese zwischen den Grundstücken der Besitzer Thomas Schwan, Cyganek und Borichta gelegene Fläche in einer Größe von 60 Quadratmetern wurde von der Stadt der Gemeinde gegen einen jährlichen Zins von 10 Talern durch Erbpachtvertrag vom 4. Mai 1849 — geschlossen vor dem Notar Walter — überlassen und übergeben. Diese Erwerbung von 1849 umfaßte, in metrischem Maße ausgedrückt 846 Quadratmeter, also ein Stück, das nicht ganz ein Drittel des gesamten Beerdigungsplatzes ausmacht. Die Lage dieser neuen Parzelle ist nicht mehr genau festzustellen. Es scheint, daß durch sie die Ergänzung des Platzes nach Osten erfolgte, also die Linie der jetzigen Kaiserstraße erreicht war. Der übernommene Platz wurde mit einer Mauer umgeben und den Bedingungen des Vertrags gemäß der neben der Mauer führende Weg geebnet. Nicht lange darauf wurde der nördliche Zugang zum Friedhof beseitigt, nachdem, wie aus einem Revisionsbericht des Kreisphysikus Dr. Heer vom 16. Juni 1862 hervorgeht, noch ein kleines Stück an der Nordseite zum Friedhof hinzugenommen worden war. Dieser Bericht ist ungemein charakteristisch für die Unzuträglichkeiten, die aus dem Vorhandensein eines Friedhofs mitten zwischen bewohnten Häusern erwachsen waren und hat sicherlich den Anstoß dazu gegeben, der Benutzung des Friedhofs ein Ende zu bereiten. Übrigens hatte schon für den Beuthener Magistrat Bürgermeister Manderle durch Schreiben vom 20. August 1861 auf Veranlassung der Regierung die Gemeinde ersucht, sich der Ermittlung eines geeigneten Platzes außerhalb der Stadt zur Errichtung eines Friedhofs zu unterziehen. Unter diesen Umständen war die Schaffung eines neuen, möglichst an der Peripherie der Stadt gelegenen Friedhofs ganz unabsehbar. Sie war auch schon deshalb geboten, weil die Raumverhältnisse des Platzes ganz und gar nicht den Bedürfnissen der stetig an Volkszahl wachsenden Gemeinde entsprachen, zu der auch einige Nachbarorte mit starker Bevölkerungszunahme gehörten. Deshalb hatte schon im März

1859 die Gemeinde beim Landrat darum einkommen müssen, daß den in Königshütte und Lagiewnik wohnenden Juden die Anlegung eines eigenen Friedhofs aufgegeben werden sollte, zumal von den Beerdigungen auf dem Beuthener Platz etwa ein Drittel auf Einwohner von Königshütte entfiel.

Es verging fast ein Jahrzehnt, bis nach Erledigung verschiedener Projekte, welche die Anlegung des Platzes an der Miechowitzer Chaussee neben dem evangelischen Kirchhofe, dann wieder auf einem Roßberger Terrain zum Gegenstande hatten, und wofür bereits Grundstückskäufe vollzogen waren, Ende der Sechziger Jahre in der Piekarer Vorstadt der geeignete Grund und Boden für einen neuen Friedhof gefunden wurde, der seit etwa 1870 in Benutzung genommen ist. Nachher wurden auf dem alten Friedhofe nur noch wenige Beerdigungen in vorbehaltenen Grabstellen vorgenommen. Zum letzten Male fand daselbst nach einer langen Pause eine Beerdigung im Jahre 1897 statt.

Anhang.

Das Urteil vom 13. März 1789.

In Sachen der Jüdengemeinde hier selbst, Klägerin an einem, entgegen und wider die Kinder des verstorbenen Juden Abraham Böhm, Beklagten, am anderen Teil.

Erkennen und sprechen Wir Bürgermeister und Rat der königlichen Mediatstadt Beuthen in Oberschlesien den verhandelten Akten gemäß für Recht:

Daß Beklagte schuldig, den hiesigen Jüdenbegräbnisplatz, dessen Eigentum sie sich zeithin zur Ungebühr angemäßt, der flagenden Jüdengemeinde binnen 14 Tagen bei Vermeidung der Exekution zu tradieren und respektive einzuräumen, die davon bis jetzt gezogenen Früchte und Nutzungen aber denen Beklagten zuzubilligen, und beide Teile gehalten, die Gerichtskosten, welche auf 57 Rtlr. 17 Sgr. 8 Pfz. hiermit festgesetzt werden, zur Hälfte zu tragen, die außerdem gehabten Kosten aber gegeneinander aufzuheben. Dem Herrn Syndico Hitzwedell passieren die liquidierten 15 Rtlr. 9 Sgr. und respektive 13 Rtlr. 9 Sgr.

Von Rechtes Wegen.

Entscheidungsgründe:

Klägerin vindizieren den strittigen Jüdenbegräbnisplatz aus dem Grunde, weil er der ganzen Jüdengemeinde und nicht der Familie der Beklagten allein von dem hiesigen Magistrat gegen Erlegung eines jährlichen Zinses von 4 Rtlr. schenkungsweise überlassen worden, und da die Wahrheit dieser Angabe aus dem in Originalia produzierten Schenkungsbriebe die dato 7. Januar 1732 et Renovata 1. Februar 1771 zur Genüge hervorgeht, so ist die Forderung der Klägerin unwiderstreitlich begründet, insfern die Beklagten es nicht nachweisen können, daß sie das Eigentum des strittigen Begräbnisplatzes nachher auf eine rechtlich gültige Art adquiriert. Dieses behaupten nun die Beklagten und führen vor sich an:

- 1) daß schon ihr Großvater Josef Böhm, nachher ihr Vater Abraham Böhm, endlich aber sie den questionierten Begräbnisplatz ungestört besessen und genutzt und niemals dieserhalb angefochten worden.

- 2) Daz in einem von 15 Stammjuden unterzeichneten Instrumente de dato 25. Januar 1784 die hiesige Judengemeinde allen Ansprüchen an dem strittigen Begräbnisplatz entsagt habe und endlich
- 3) daß ihnen solanar Begräbnisplatz von einer Hochpreißl. Königlichen Kriegs- und Domänenkammer mittels Reskript vom 16. Oktober 1782 zuerkannt und zugelassen worden.

Was nun das erste Fundament der Beklagten anbelangt, so haben dasselbe die Kläger in facto als richtig anerkannt und da schon in dem obbezogenen Schenkungsbriebe de dato 7. Januar 1732 von dem Großvater der Beklagten Josef Böhm namentliche Erwähnung geschieht, so folge zwar daraus, daß die Beklagten und ihre Vorfahren seit länger als rechtsverjährter Zeit sich in den Besitz des strittigen Begräbnisplatzes befunden, da aber zu einer rechts gültigen Verjährung außer der durch die Gesetze ausgemessenen Besitzzeit auch noch bonafides und justus titulus erforderlich sind, und die Beklagten bonam fidem für sich nicht allegieren können, indem sie bis jetzt den schon mehrbezogenen Schenkungsbriebe in ihren Händen gehabt, und mithin daß ihnen der strittige Begräbnisplatz ausschließungsweise nicht zugehöre, umso zuverlässiger gewußt, also sogar dieses Instrument erst neuerlich nämlich unterm 1. Februar 1771 von dem Magistrat renovieret worden, da ferner die Beklagten einen rechts gültigen titulum possessionis ad acta abzugeben ebensowenig im Stande gewesen, sondern vielmehr aus der soeben allegirten magistratalischen Renovation des Schenkungsbriebe vom 7. Januar 1732 offenbar hervorgeht, daß bis zum 1. Februar 1771 die Beklagten keinen titulum gehabt, und da endlich, wenn auch, welches jedoch wie es weiterhin ausgeführt werden soll, nicht ist, das Königliche Kammerreskript vom 16. Oktober 1782 pro titulo für die Beklagten angenommen werden könnte, hinwiederum auf der anderen Seite die rechtsverjährige Zeit erlangt würde, so kommt den Beklagten in keiner Rücksicht die Verjährung zu statthen und sie können sich auf keine Art damit gegen den Anspruch der Klägerin stützen.

In betreff des zweiten Fundamentis der Beklagten haben zwar die Kläger das von 15 Stammjuden unterzeichnete folio 44 actorum befindliche Instrument d. d. Beuthen 25. Januar 1784 resognosiert, der Inhalt dieses Instruments bewähret aber die Behauptung der Beklagten gar nicht, denn es heißt darin lediglich in verbis:

Wir Endesunterschriebene zu der Jüdischen Gemeinde in Beuthen gehörige Stammjuden erklären hiermit und in Kraft dieses, daß wir an dem Streite wegen des Eigentums des jüdischen Begräbnisplatzes zu Beuthen zwischen den bisherigen wahren Eigentümern dieses Begräbnisplatzes, der Abraham Böhmschen Familie und ihren Gegnern ganz und gar keinen Anteil nehmen, sondern vielmehr aufrichtig wünschen, daß solcher zum Vorteil gedachter Abraham Böhmscher Familie beigelegt und alles beim Alten bleiben möge.

Hieraus läßt sich nun nach allen Regeln einer vernünftigen Interpretation schlechthin keine Renunciation aller Ansprüche an dem strittigen Begräbnisplatz herleiten, die obigen Ausdrücke enthalten nur eine Abneigung der Unterzeichneten an einem von Seiten der Klägerin damals unbegründeten (?) Streit teilzunehmen, keineswegs aber die Erklärung eines dergleichen Streit niemals anzufangen, und von seinen Rechten, wenn man auch welche hätte, zu keiner Zeit Gebrauch machen zu wollen, welches zu einer gültigen und bindigen Renunciation die Gesetze erfordern. Wenn aber auch das Instrument vom 25. Januar 1784 eine förmliche Renunciation enthielt, so würde dasselbe den gegenwärtigen Anspruch der Klägerin nicht unstatthaft machen, weil die Gesetze eine Klage, die sich auf neuerdings aufgefundenen Urkunden gründet, zu jeder

Zeit stattfinden lassen, und hier wirklich dieser Fall existiert, in dem die Klägerin erst jetzt den Schenkungsbriebe vom 7. Januar 1732 in ihre Hände bekommen.

Solchen nach obstieret das Instrument vom 25. Januar 1784 den klägerischen Absichten gar nicht und es kommt nun noch darauf an, inwiefern durch das ad Nr. 3 angezogene Königl. Kammerreskript vom 16. Oktober 1782 die Beklagten geschützt werden. An sich enthält nun dieses Reskript bloß eine Bestätigung des von denen Beklagten an dem jüdischen Begräbnisplatz titulo oneroso adquirierten Rechts in verbis:

Nach dem Ansuchen der Enkelkinder des zu Beuthen verstorbenen tolerierten Juden Josef Böhm vom 25. September a. pr. wird selbigen nicht nur der bisherige titulo oneroso adquirierte Besitz des Judenbegräbnisses und des dazu bestimmten Begräbnisplatzes zu Beuthen, sondern auch die Haltung einer jüdischen Schule p. p. hiermit ausdrücklich bestätigt.

Und setzt folglich die Existenz dieses Rechts voraus, wenn also die Beklagten dermalen kein Recht an dem strittigen Begräbnisplatz dargetan, so cassiert der Effekt des Reskripts umso mehr, als eine jede Konfirmation oder Bestätigung von Rechts wegen die Einschränkung enthält, daß sie den Rechten eines Dritten nicht präjudizieren sollen. Überdem kann eine Hochlöbliche Königl. Kriegs- und Domänenkammer nach dem Ressort-Reglement vom 1. August 1750 in Sachen, die so wie die gegenwärtige das Privatinteresse betreffen, nicht entscheiden, und mithin auch die in dergleichen Fällen von dieser hohen Instanz gesprochenen Erlaubnisse niemandem zum Cadenz (?) gereichen. Aus allem diesem erhellet, daß die Beklagten nichts angeführt, was den Ansprüchen der Klägerin an den Judenbegräbnisplatz zu entkräften vermöchte, und läme nur noch darauf an zu entscheiden, wem die zeitherigen Früchte und Nutzungen desselben zukommen. Da aber Klägerin darauf Verzicht getan, und solche den Beklagten überlassen, so ist überall wie geschehen, auf die Kompilation und die Kosten aber umdeswillen zu erkennen gewesen, weil Beklagte, geachtet sie in der Hauptache succumbieret, dennoch eine wahrscheinliche Ursache für sich gehabt bei dem gegenwärtigen Streit auf richterlichen Anspruch es ankommen zu lassen.

v. Fragstein, Schneider, Franz Slotta, Primer

Publicatum Beuthen den 13ten März 1789 in Beisein der von Seiten der Klägerin erschienenen Deputierten, Moises Samuel, Leiser Loebel, Samson Wolf, Loebel Samuel, Loebel Nathan, Samson Alischer und Loebel Abraham und der von Seiten der Beklagten erschienenen Hirschel Abraham und Jonas Abraham, und wurde beiden Teilen bekannt gemacht, daß ihnen wieder dieses Erkenntnis die Apellation freistehet, sie aber solche binnen 10 Tagen anmelden müssen.

v. Fragstein, Schneider, Franz Slotta, Primer.

Concordatum Originali Beuthen d. 13ten März 1789.

v. Fragstein, Schneider, Franz Slotta.

Mikultschütz, ein oberschlesischer Wallfahrtsort.

Bon Walter Krause.

Mikultschütz, ein Industrieort von 18 000 Einwohnern, war noch vor wenigen Jahrzehnten ein Gutshof mit einigen hundert Seelen. Allerdings zeigt ein Blick auf die Statistiken des 18. und 19. Jahrhunderts, daß es damals größer und bedeutender war als alle anderen umliegenden Dorfschaften. Diese Bedeutung mag z. T. in seinem Charakter als Wallfahrtsort begründet gewesen sein. Die alte hölzerne Kirche (jetzt in den Beuthener Anlagen) enthielt im Hochaltar ein Bild der Czenstochauer Muttergottes, das als wundertätig galt. Die Kirche war dem hl. Laurentius geweiht, dessen Figur gleichfalls in dem wertvollen barocken Altar zu finden war. Das Gnadenbild mußte auf Bitten des Volkes in die neue Kirche überführt werden, es hängt im linken Seitenaltar. Wann der Wallfahrtsverkehr seinen Anfang genommen hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Berichte von Prozessionen aus Ungarn, Mähren und Polen seit uralter Zeit sind sagenhaft. Aus den Nachbardörfern kommen Prozessionen noch heute nach Mikultschütz, besonders, um für die Ernte gutes Wetter zu erbitten. Im Pfarrarchiv befindet sich unter Kirchenrechnungen u. ä. ein Verzeichnis, das die dem Gnadenbilde von 1748—1771 gestifteten Votivgeschenke enthält. Es enthält sehr viele und wertvolle Gaben, wie wir sehen werden. Es sei noch auf die reichen Fundationen der Kirche hingewiesen. So waren seit 1722 auf das städtische Gut Groß Dombrowka 2000 Taler schlesisch eingetragen. Der Magistrat Beuthen entrichtete die Zinsen (6 bezw. 5 %) alljährlich auf der Pfarrei zu Mikultschütz. Die Zinsen wurden zum Teil nach dem Willen des Stifters, Barons Alexander Martin von Doleczek, Erbherrn auf Mikultschütz, zum Unterhalt des Vicars verwendet. Das ganze Jahrhundert hindurch läßt sich ein Vicar nachweisen, dessen Notwendigkeit jedenfalls mit der gesteigerten seelsorgerischen Tätigkeit infolge des Wallfahrtsverkehrs zu begründen ist. Daneben waren noch andere Fundationen vorhanden.

Nun das Verzeichnis, das eine stattliche Anzahl von Namen des oberschlesischen Adels aufweist. Es ist polnisch und lateinisch und beginnt 1748:

Auf dem Bilde der Muttergottes befanden sich zwei alte silberne Kronen und eine runde silberne Krone. Die letztere war hohl mit Steinen verziert, 12 Sterne ums Haupt gehörten dazu. Sie war ein Geschenk des Oberglogauer Bürgers Franciskus Minzer.

Über dem Haupt des Jesukindes befand sich eine alte silberne Krone, die früher den hl. Laurentius (Patron der Kirche) zierte.

Ein großes silbernes Votivgeschenk opferte Johann de Dunin aus Zabrze und seine Gemahlin. Darauf befand sich die Muttergottes in den Wolken und 4 knieende Personen.

Johanna Kolikraiterin aus Zaborze schenkte ein hohes silbernes Herz mit Kette, Ring und dem Bild der Gottesmutter sowie 5 knieender Personen.

Ein gleiches Geschenk machte Carolo de Dobucki aus Ziemiętiz.

Ein kleineres glattes Herz von der Frau Müllerin aus Gr. Strehliż? (Strzelec), dasselbe von der Baronessa de Welszkin aus Raband.

Eine edige silberne Weihgabe von der hochangesehenen Jungfrau Johanna de Trepkin.

Dasselbe, mit 2 Personen darauf, von Marianna de Krezykin.

Dasselbe, darauf Ohren ausgeschlagen, von Frau von Scholzendorfferin aus Jawada.

Dasselbe, darauf 1 knieende Person von Johanna, Secretaria aus Rybnik. (Vgl. weiter unten.)

Dasselbe mit knieender Person ex aree Sobissowicensi (Petersdorf bei Gleiwitz). Dasselbe ohne Angabe der Herkunft.

2 silberne Händchen, eins von Frau von Welszkin (Wisczek).

Eine silberne vergoldete Münze in Form eines geschlagenen Talers von Frau Johanna Pausquamin, Secretaria de Rybnik.

(1747 fand in der Mikultschützer Kirche die Trauung zwischen Carolum Panswenyj, Geheimsekretär der Rybniker Herrschaft und der Jungfrau Johanna de Trepkin, anscheinend aus Wieschowa statt — Mit. Traumatr.).

Eine Münze mit Carl VI. (Taler) ab Illma Dna Generalissa, eine mit dem Bildnis des hl. Ruppert, Erzbischofs von Salzburg und eine mit der Kaiserin Maria Theresia (10 Groschen Wert) von Bernard Drozdęk, Gleiwitzer Bürger.

6 Münzen, darauf: der hl. Wolfgang, Olmützer Bischof, Karl VI., 2 Herzen, das Angesicht des Erlösers, ein Pferd und eine Inschrift.

Eine ellenlange silberne Kette mit Kreuz.

Ein Bildnis der Czenstochauer Muttergottes, auf Kupfer gemalt mit Silberring.

Ein Nürnberger Kreuzchen mit Steinen, 6 roten und 10 kleinen weißen. Dasselbe mit 27 Steinen. 2 Kreuzchen mit weißen und grünen Steinen.

Perlen Schnüre mit einer Spitze (z galanterja). Gelbe Perlen. Rote Korallen verschiedener Art, 52 schwarze Granaten, eine silberne Spitze (galanterja srebrna) für einen Hut, Skapuliere, ein altes Halsband mit verschiedenen Steinen.

„Was nach der Visitation im Jahre 1749 dazukam“:

Eine Hostien-Backform von der Gräfin Anna Dunin aus Zabrze.

1751 Carolus de Koszembor schenkte einen goldenen Ring für den Marienaltar.

1751 Balthasar de Larysch, Erbherr in Grzbowitz (Pilzendorf) gab eine silberne Krone über das Haupt der hl. Barbara und ein größeres Handtuch für die Sakristei.

1751 Michał Lebek aus Gr. Döbern eine große Messinglampe vor dem Hochaltar (z wielkiego Dobrznia za Opolem).

In demselben Jahre die hochangesehene Frau Johanna Pausqvanin, Sekretärin des Herrn von Węgierski eine silberne Weihegabe für den Marienaltar.

Im selben Jahre Frau Dorothea Wojskin de domo Dobruckin dasselbe für den Marienaltar in gratiarum actionem pro felici portu.

Frau Johanna de Mikuschin aus Łogiewnik (Hohenlinde) 2 Ohrringe mit schwarzen Steinen.

Jedrzej Baron, Bürger aus Gr. Strehlitz, opferte 1751 in seiner Krankheit ein silbernes Herz fürs Marienbild.

Gerzy Krauze durch seinen Bruder Jan Krauze, Schmied und Bürger in Peiskretscham ein vergoldetes Metallkreuz für das Marienbild im J. 1752.

Joséf Baron, Seifensieder und Bürger in Peiskretscham ein silbernes Herz für das Marienbild.

1752 Frau Renata de Zmieszkalin aus Slupsko ein Silberherz fürs Marienbild.

Im selben Jahre Frau Johanna Pausqvanin, Sekretärin aus Laband 2 Kissen fürs Messbuch auf dem Hochaltar.

Im selben Jahre Frau Dorothea de Wojskin 2 Gardinen von roter Farbe und zwei Kissen unters Messbuch für den Marienaltar.

1753 Frau Francisca Szalascina, Bürgerin aus Peiskretscham, ein silbernes Kreuz für das Marienbild.

Eine gewisse Person ein Handtuch, an den Enden rot, mit schwarzer Stickerei.

In demselben Jahre die Jungfrau Anna Romontowska 2 Pendel Perlen auf hellen Schleifen, im Ganzen 16 fürs Bild.

1753 der junge Kaufmann Bartholomäus Galli aus Gleiwitz eine Strahlenkrone über das Haupt seines Patrons, des hl. Bartholomäus. (Es gab in Mikultschütz einen Bartholomäus-Altar.)

Bernardina Ordin. Praemonstr., Professa de monasterio Czarnowansensi obtulit ad Altare Bruae Mariae Virginis duo paria florum artificie factorum constituta in sua infirmitate, Anno Domino 1753.

Im selben Jahre Ludovicus, comes de Hennel und seine Gemahlin schenkten 20 eiserne Stäbe zu den 5 Kirchenfenstern und 24 Pfund Wachs.

Ein türkischer Teppich zum Bedecken der Altarstaffeln wurde vom Herrn Kaspar Hunter für 10 rheinische Taler abgekauft, ein Kirchensiegel mit dem Wilde des Kirchenpatrons, Laurentius wurde angeschafft.

Eine Person aus Czarnowanz schenkte ein Subkorporale mit roter Stickerei, eine andere Person aus Schönwald ein solches mit schwarzer Stickerei.

Die edelgeborene Frau Anna Szalscha z starego Dembieńska (?) opferte fürs Marienbild ein silbernes Weihegeschenk in Form eines Kindleins.

Post Visitationem: accessere:

1754 Herr Martin Weißmann eine kleine Münze fürs Marienbild.

Im selben Jahre Frau Augusta de Palestrin einen goldenen Ring für den Marienaltar, desgleichen Antonia de Dalwig 2 goldene Ringe.

1754 eine gewisse Person aus Tost eine Münze mit Maria Theresia, 6 Groschen wert, für das Marienbild.

1755 Frau Ignazia de Biemientzki 2 silberne Augen, eine Person z Bytniszowa eine kleine Münze, Fräulein Johanna de Paczeńska einen goldenen Ring und Frau Dorothea de Wojskin, geborene Dobruckin aus Biemientzki eine silberne Physis für den Kirchengebrauch, vom Raudener Abt geweiht.

Am 10. Oktober 1755 schenkt der sehr angesehene edle Herr Wenzeslaus Paczeński de Leńczin ein Bild unter Glas (tabellam cum vitro), welches seine wunderbare Errettung durch die Mikultschützer Muttergottes darstellt. Der Stifter war im vierspännigen Wagen über die Brücke von Biemientzki (Kr. Gleiwitz) gefahren, und da diese gebrochen war, wäre er mit den Pferden, dem Rosselenker und dem Diener ertrunken, hätte nicht die Muttergottes alle glücklich und unverletzt ans andere Ufer gebracht. Neben dem Namen ist die Inschrift: quondam Colonelus Austriacus, nunc vero Serenissimi Borussiae Supremus locum tenens sub Cavalleria.

(Das erwähnte Bild ist eben aufgefunden worden und befindet sich auf der Pfarrei zu Mikultschütz. Künstlerischen Wert besitzt es nicht. Im Volksmund hat sich die wunderbare Begebenheit wohl erhalten. Allerdings war sie nach Mikultschütz verlegt und der frühere Mikultschützer Erbherr von Raczeł war Träger des Geschehnisses.)

1756 schenkte Frau Carolina de Buiakowska aus Panjow ein silbernes Herz für das Marienbild, desgl. Frau Anna Miroszowska de Zabrze ein silbernes Weihegeschenk, Frau Maria Zborowska nata de Schymonowska und Domina de Welszki, Baronessa Labantio ein solches mit dem Haupte des hl. Athanasius.

1757. Johanna Pausqvanin, Cancelaria Raudensis ein silbernes Weihegeschenk. Desgleichen obtulit strophium muliebre Perill. Dna de

Nossin ex Świętochłowic qvod argenteis filis pulchre elaboratum pro tegendo Venerabili, Dna Braxatorissa de Tworog strophium pariter muliebre aureis floribus artificiose elaboratum.

1759 eine silberne Münze von Frau Joh. Pausquanin ex voto in partu oblatum ad imaginem B. M. O. affixum.

Im gleichen Jahre Frau Augusta de Palestrem (Palestrem) aus Plawniowic einen goldenen Ring, ebenso ein silbernes Votivgeschenk ex obtenta sanitate ad pedem von Ignatia Biemieckla, geborene de Bruiakowskie aus Miechowic und zwei silberne Herzen von Frau Johanna Pausquanin.

1761 wurde eine hübsche silberne Krone angenommen und über dem Haupte der Muttergottes befestigt. Desgleichen ein silbernes Bein von Ignatia de Biemieckla.

Im gleichen Jahre wurde eine schöne und kostbare Casula für die hohen Feste mit allen Requisiten zum Gebrauch bei der hl. Messe der Kirche von Jacob Witalski, mansionario Cracoviensi geschenkt.

1763 schenkte Frau Ewa Nastalczycka aus Tarnowic der Muttergottes zu Ehren eine Albe aus bescheidener Leinwand, eine Humerale, Subcorporale und ein Handtuch. Dazu schickte sie 11 Ellen derbe Leinwand für die Kommunionbank. Da aber bei dem großen Andrang nicht am Altare kommuniziert werden kann, sondern in der ganzen Kirche, ließ der Pfarrer die Frau mit Grüßen benachrichtigen, er habe die Absicht, Messhemden (Komze) daraus anzufertigen zu lassen.

1763 schenkte Frau Eleonore, geb. Baronin von Banzin, des Herrn Rudolph Maximilian de Zborowski Gattin, ein kunstvoll hergestelltes Crucifix und 2 Spiegel mit Leuchtern für den Hochaltar.

Im selben Jahre gaben 2 Krappißer Bürgerinnen zwei kleine silberne Votivgeschenke.

1765 Frau Czefka aus Zabrze eine silberne Weihegabe.

1767 Frau Johanna Pausquanin aus Rauden „vetamina rosacei colori“ ad B. M. V. Eine andere Person schenkte ein vierfüiges Silbergeschenk mit einem Auge als Bildnis, noch eine andere eine silberne Hand als Dank für Genesung einer franken, kraftlosen Hand.

1770 die Frau Baronin aus Plawniowic ein silbernes Geschenk für das Marienbild aus Anlaß einer glücklichen Geburt.

1771 gab eine Person eine Schnur weiße Korallen, eine andere eine Schnur rote Korallen.

Damit schließt die Aufstellung. Über den Verbleib der Weihgeschenke ist nichts bekannt, in Mikultschütz sind keine vorhanden.

Max Waldau und Marie Bennecke.

Von Dr. W. Mat.

Der Dichter der oberschlesischen Heimat Max Waldau (Georg von Hauenschild) ist lange Zeit fast vollständig vergessen gewesen. Da frischten nach dem Kriege einige wissenschaftliche Arbeiten sein Andenken auf. Zunächst erschien Görlitz 1921 „Richard Georg von Hauenschild, ein Beitrag zur Geschichte des jungen Deutschlands“, von Franz Pietzsch. Im vergangenen Jahre gab dann aus Anlaß des 100. Geburtstages Max Waldaus die Zeitschrift „Der Oberschlesier“ ein starkes Sonderheft heraus, das Dr. W. Mat bearbeitet hat, und das Beiträge von verschiedenen Verfassern enthält. Im Herbst desselben Jahres kam die lang erwartete Arbeit von Dr. Karl Schumacher in den Germanischen Studien heraus, die viel neues Material brachte.

In den vorliegenden Arbeiten wurde das Jugendleben des Dichters wenig beachtet. Aus dem Nachlaß Max Waldaus, den der Sohn des Dichters, Geheimrat von Hauenschild, auf Schloß Tscheidt verwaltet, gewinnen wir einen ziemlich guten Einblick in die Jugendzeit unseres Dichters. Max Waldau hat seine Verse meist zu kleinen Handschriften zusammengefaßt. Diese sind vom Jahre 1843 bis 46 fast ausschließlich einem Fräulein Marie Bennecke gewidmet, die mit den Schwestern des Dichters befreundet war, und deren Vater das Gut Groß-Peterwitz besaß. Jahrelang stand Max Waldau im Banne Maries, die sehr schön gewesen sein muß. Besonders haben es dem Dichter die dunkelglühenden Augen angetan. Wir gewinnen aber aus den Versen den Eindruck, daß sie den Dichter nicht recht ernst genommen und mit ihm nur gespielt hat.

In einer Handschrift aus dem Jahre 1843, die mit einem gelben Seidenfaden zusammengeheftet ist, sind drei Gedichte aus den Jahren 1841, 42 und 43 nebeneinander gestellt. Über dem Gedicht aus dem Jahre 1841 steht „An M.“ Es ist also offenbar an Marie gerichtet. Aus den Versen geht hervor, daß der Dichter an sie denkt. Seiner Liebe wird er sich erst 1842, also siebzehnjährig, bewußt. Er schreibt in dem Gedichte dieses Jahres:

„Schon seh' die Sonne ich, die neue, glühen
Auf ihrer Schönheit prächtigem Strahlenthron.
Und, wie mich auch verfolge Hass und Hohn,
Vor dem Altare wird es gern verziehen.“

Und in den Versen vom Jahre 1843 jubelt er: „Ich habe Dich!“ Die Liebe des jungen Dichters scheint Marie aber in ihrer Familie Verdrüß bereitet zu haben. In einer ihr gewidmeten Handschrift mit der Aufschrift „Eins! G. s. M. im August 1843“ finden wir ein Gedicht „Erinnerung“, dazu die Zeitangabe 28. September 1842:

„Nun wird es bald ein Jahr, mein Mädchen, werden,
Daz̄ unserer Liebe erste Blüte sproß,
Magst mir zu Lieb' vergessen die Beschwerden,
Von denen sich seit da ein Strom ergoß,
Der oft den lichten Frohsinn dir gedunkelt,
Mit den geliebten Deinen dich entzweit:
Durch welchen auch nur selten hat gefunkelt
Ganz hell ein Strahl von Liebesseligkeit.“

Sein Liebesglück scheint aber nicht von langer Dauer gewesen zu sein, denn in dem Gedichte dieser Handschrift „Des Jünglings Lieben“ besingt er offenbar sein eigenes Schicksal.

„Und einer Maid erglühn die Flammen:
Sie sieht's, sie schürt die ganze Glut,
Und läßt sich scheinbar selbst umklammen,
Aus Mitleid oder Übermut.
Sie kann das „Kind“ doch nicht verlezen,
S'ist ja so froh und blickt so treu,
Und seine Lieder auch ergözen —
Bis nur in ihren falschen Nezen
Ein anderer Mann gefangen sei.“

Trotz dieser Erkenntnis konnte er sich von seiner Marie nicht losreißen. Im folgenden Jahre 1844 schenkte er seiner Angebeteten ein wundervoll geschriebenes, in hellblauer Seide gebundenes Buch, das jetzt im Besitz des Lehrers Simon ist. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Gedichte sind sehr abwechslungsreich ausgemalt. Die Titelseite ist mit goldenen Ranken verziert und trägt die Aufschrift: Gedichte von Georg von Hauenschild. Auf der nachfolgenden Seite steht in schön verschökelten silbernen Buchstaben die Widmung: Dem Fräulein Marie Bennede, der Verfasser. Demütig überreicht der neunzehnjährige Dichter seiner Geliebten die Handschrift:

„Nimm gütig diese Liederranken,
Sie sproßten Dir, drum sind sie Dein,
Laß mir den seligen Gedanken,
Daz̄ einzelne Dich mögen freun!“

In den Gedichten kommt aber bereits an einigen Stellen zum Ausdruck, daß Max Waldau mit seiner Liebe kein Glück hat und seine Sache auch als verloren ansieht, so z. B. wenn er sagt:

„Hat um Entscheidung ein Sänger gebeten,
Wird wohl der Seele Hoffen zertreten!“

Im Jahre 1845 widmet er ihr aber trotzdem wieder eine Handschrift und ruft freudig aus:

„Dir singe ich fröhlich wieder,
Du liebe, herzige Maid,
Dir sehn nicht nur die Lieder,
Dir ist auch mein Leben geweiht.“

Es scheint so, als ob Marie Max Waldau vor allem deswegen nicht gemocht hat, weil er nicht Offizier war. Aus diesem Grunde sagt er ihr bereits im Jahre 1843, daß er ja ein Soldatenkind ist.

„Auch ward ich nicht erzogen
Zu feigem, feilern Knecht.
Des Königs sei mein Leben,
Des Königs sei mein Schwert,
Des Vaterlandes mein Streben,
So ward mir's jung gelehrt.“

Im Jahre 1845 erklärt er ihr seine Abneigung gegen den bunten Rock:

„Ich könnte mich nimmer entschließen
Zum Friedenssoldatenspiel,
Paraden, Patronen verschließen,
Das frommt dem Lande nicht viel.“

Sobald aber ein ehrlicher Krieg käme, würde er gern Soldat werden. Doch hofft er auch so, daß sie noch hören wird, wie sein Name mit Ehren genannt wird.

Marie war offenbar eine fühlende und berechnende Natur, die sich das Liebeswerben des Dichters gerne gefallen ließ, solange eben kein anderer kam. Gelegentlich hat Max Waldau die ruhige Kühle selbst empfunden:

„Weißt Du, warum ich Dich nenne
Nur immer meine Fee?
Ich tu's, weil, seit ich Dich kenne,
Ich immer ruhig Dich seh'.
Die Geister nur sind erhaben
Weit über das Weh und die Lust.
Und Dir ist beides begraben,
Wohnt nimmer in Deiner Brust.“

An einer anderen Stelle klagt er:

„Nur eine menschliche Schwäche,
Da liebte Dich alle Welt.“

Im Laufe des Sommers kam es offenbar zu einem Verwürfnis mit seiner Geliebten, die sich nicht entschließen konnte, eine bindende Erklärung abzugeben. Der Dichter schrieb damals in sehr schlechter Laune drei schmiedrige Episteln, die letzte leitet er mit den Worten ein: „harmloser Unsinn, verschiedene Pulschläge, aber kein Spazierritt auf dem zum Klepper gewordenen Pegasus, der nun einen holprigen Trapp kennt, nebst allerhand naseweisem Geplauder.“ Aus dem Inhalt entnehmen wir, daß Marie sich in Berlin aufgehalten hat. Boshaft fragt er sie:

„Brachst keine Berliner Motte
Im wollenen Stoff Du zurück?“

Er selbst scheint mit Marie nicht zusammengekommen zu sein, er hat nur Nachricht von seinen Schwestern, daß sie sehr vergnügt ist. So verabschiedet er sich am 2. September 1845 von ihr mit den Schlußzeilen der dritten Epistel:

„Doch küß ich mit gutem Gewissen
Dir noch zum Abschied die Hand.“

Unter diesen Versen steht: Ende der dritten Geduldsprobe. Jetzt erst scheint der Dichter seine Bemühungen um Marie aufgegeben zu haben. Er setzte sein Studium in Heidelberg fort und lernt dort Rose Willy kennen, mit der er sich 1846 verlobt hat. In einer Handschrift „Mosaik“ aus dem Jahre 1847 finden wir ein bemerkenswertes Gedicht „Gebet.“ Aus diesem ersehen wir, daß Max Waldau bei seiner Verlobung mit der evangelischen Rose in einen schweren Gewissenskonflikt gekommen ist. In seinem „Gebet“ führt er uns zu einem Kloster. Die Glocken läuten das Ave, die Männer ziehen ihre Hüte und beten. Der Dichter fährt aber fort:

„Wie bet' ich heiß, doch mein Gebet ist Sünde,
So sagten mir die bleichen Mönche drüben,
Weil ich auf andrem Herd mein Herz entzünde,
Als wo sie ihre alten Bräuche üben.
Und doch, und doch, ich kann nicht weichen,
Ich folge meiner Gottheit Zeichen.“

In die Unruhe seines Herzens klingt auch noch die alte Liebe mit, wie wir aus einem anderen Gedicht der Handschrift „Mosaik“ ersehen, das später auch in die „Blätter im Winde“ übergegangen ist. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir bei der alten Liebe an Marie denken:

„Wenn ich die Stimme hörte,
Die Stimme so glockenrein,
Da wollte die alte Liebe
Am alten Platze sein.
Wenn ich die Stimme hörte,
Da habe ich immer gemeint,
In mir die alte Liebe,
Sie betet leise und weint.“

So wundern wir uns auch nicht, daß Max Waldau herzliche Abschiedsworte gefunden hat, als Marie heiratete. Wie wir aus den Hochzeitsgedichten erfahren, lernte sie in Bad Landeck den Leutnant von Pannewitz kennen und heiratete ihn am 8. Juni 1848. Der Erwählte ihres Herzens soll sich nach einer mündlichen Überlieferung durch bedeutende Körperlänge und auch dadurch ausgezeichnet haben, daß er zu den wenigen gehörte, die damals ein Einglas trugen. Der Dichter hat an der Hochzeit in Groß-Peterwitz teilgenommen und hat seiner Marie ein gedrucktes Abschiedsgedicht überreicht: Gruß an Frau Marie am 8. Juni 1848 vom Bruder einer Freundin. Gedruckt ist das Gedicht bei Herzog & Deutsch in Ratibor. An der Vorfeier des Hochzeitstages hat sich Max Waldau gleichfalls beteiligt. Er scheint dort das Gedicht „Mit dem Brautkranze“ gesprochen zu haben, es ist aber auch möglich, daß es eine seiner Schwestern vorgetragen hat.

„Marie! laß mich den Kranz Dir überreichen,
Der bald Dein Haupt als ernste Bieder schmückt:
Er ist endloser Liebe endlos Zeichen
Von herbem Schmerz der Trennung nie zerstört.“

„Er ist der Hoffnung immergrünes Leben,
Der Reinheit bräutlich milder Heilgenschein.
Wie seine Zweige innig sich verweben,
Verklingt auch ihr zu innigstem Verein.“

„Und wie dies Fest in unsrer Tage Wüten
Dasengleich in durrer Wüste glänzt,
So mag der Herr das junge Glück behüten,
Das Lippe jetzt und Stirn Euch hold umkränzt.“

„Ob draußen auch die Zeit ihr Opfer fordert,
Ob Altes stürzt und Neues sich empört,
Die Zwietracht rings mit giftigen Flammen lodert,
Nie werde Euer Glück vom Sturm zerstört.“

Aus diesem Glückwünsch ersieht man, daß Max Waldau Marie alles Gute gewünscht hat. Er hat für die Vorfeier ihres Hochzeitstages auch noch

eine Anzahl Gedichte für andere Personen geschrieben, wie z. B. für seine Schwester, die als Tirolerin aufgetreten ist. Über die Beteiligung des Dichters an der Vorfeier erfahren wir aus einer Randbemerkung seiner jüngeren Schwester Anna Nachfolgendes: „Der Dichter erschien als Trödler, in blauer Bluse, trug einen Sack auf dem Rücken, aus dem er allerlei entnahm und dazu die aufgezeichneten Worte sprach. Er schrieb das ganze Gedicht erst nachher so auf wie es ist, denn gesprochen hat er, glaube ich nicht alles, was hier steht. Er improvisierte das meiste und erst auf den Wunsch der Braut schrieb er das ganze auf.“ Das Gedicht selbst ist unbedeutend.

Mit der Hochzeit Marias fand diese Episode seines Lebens ihren Abschluß. Er selbst war ja bereits auch verlobt. Wenn wir aber ein Gedicht aus dem Jahre 1848, das sich in der kurzen Handschrift „Aus dem Tornister eines Bagabunden“ findet, auf Marie beziehen können, so muß sich der Dichter nach der Hochzeit über ihr Verhalten geärgert haben.

Verratene Liebe.

„Dieselbe, die eben vorübergegangen,
Und die mich nicht zu kennen scheint,
Sie hat an meinem Halse gehangen,
Und hat an meinem Herzen geweint.
Und ihre dunklen Augensterne,
Vertraulich haben sie oft geblickt,
Sie kannten mich schon aus weiter Ferne
Und haben immer Grüße geschickt.

Sie wandte sich, — vielleicht zerdrückt
Sie eine Träne jetzt,
Sie tropft auf Blumen, die ich gepflückt,
Für sie gepflückt zuletzt.
Wenn eine Perle ins Aug ihr kam,
Die an den Wimpern zerstiebt,
Ich glaube, sie weint aus Kummer und Scham,
Aus Scham, daß sie mich geliebt.

Wir haben uns nicht im Born geschieden,
Wir reichten uns freundlich noch die Hand,
Im Auge Glück und im Herzen Frieden,
Es schien ein unauflöslich Band.
Heimtückisch ist die Trennung gekommen,
Ich weiß nicht wie, — sie kam über Nacht.
Heut sind die Freuden alle verglommen,
Zusammen haben wir gestern gelacht.

Ein Bucken entstellt ihr bleiches Gesicht,
„Er rächt sich“, murmelst sie,
Hab keine Furcht, ich räche mich nicht,
An einem Weibe — nie.
Die Freude sei dein ewiger Gast.
Fahr wohl in Lust und Scherz.
Nur, wenn Du wieder zu weinen hast,
Komm wieder an mein Herz.“

Der Dichter hat seine Braut Rose Willy im Jahre 1850 heimgeführt und war stets sehr stolz auf ihre Schönheit. Als sie ihm gar einen Sohn schenkte, war sein Glück vollkommen.

**Konsistorialrat Karl Hertlein,
Pfarrer von Ottmachau**

(1824—1886)

Von Archivdirektor Prof. Dr. Nowack.

An der prächtigen, unter Fürstbischof Kurfürst Franz Ludwig im Barockstil erbauten Pfarrkirche St. Nikolaus und St. Franz Xaver in Ottmachau, die nebst dem hochragenden alten Bischofsschlosse dem vor die blaue Gebirgswand der Sudeten hingestreckten Städtchen eine überaus malerische Note verleiht, wirkte als Pfarrer von 1867 bis 1886 eine bei Klerus und Volk gleich hoch angesehene Persönlichkeit — Konsistorialrat Karl Hertlein, ehemaliger Domprediger in Breslau und glänzender Redner auf den schlesischen Katholikentagen.

Hertlein erblickte am 1. Mai 1824 in Bobten am Berge als Sohn des Domänenpächters Karl Hertlein und seiner Gemahlin Amalia das Licht der Welt. Mit zwölf Jahren erst trat der gut veranlagte Knabe in das Matthiasgymnasium zu Breslau ein und verließ es nach achtjährigem Besuch als Abiturient mit Auszeichnung. Ließ er sich anfangs als Hörer bei der philosophischen Fakultät in Breslau einschreiben, so erkannte er doch später seinen Beruf zur Theologie und warf sich mit so großem Eifer auf dieses Studium, daß ihm wiederholt Preise für seine wissenschaftlichen Arbeiten zu teil wurden. Auch aus den Zeitereignissen gab es für den jungen Theologen gar manches zu lernen. In seine Studienzeit fiel ja das Auftreten des Apostaten Johannes Nante und die Revolution von 1848! In Hertleins Alumnatszeugnis werden seine trefflichen Leistungen im Predigen und Katechisieren hervorgehoben. Am 1. Juli 1849 empfing Hertlein zusammen mit neununddreißig anderen Alumnen vom Fürstbischof Melchior Freiherrn von Diepenbrock in der Kreuzkirche die Priesterweihe. Der Fürstbischof drückte in einer tiefergründenden Ansprache seine Freude darüber aus, daß er, obwohl erst am Abende vorher vom Kongress der österreichischen Bischöfe aus Wien zugekehrt und durch Kranklichkeit nicht wenig angegriffen, die Weihekandidaten, „seine teureren Brüder“ von Angesicht zu Angesicht sehen und durch die Priesterweihe in das Heiligtum einführen könne, und gab ihnen ernste und liebevolle Mahnungen für ihre priesterliche Laufbahn.

Im August desselben Jahres erhielt Hertlein seine Anstellung als Kaplan in Hochkirch. Noch vor Jahresende wurde er als Kaplan nach Landeshut und Anfang 1851 nach Neisse berufen, wo er an der Seite des Stadtpfarrers und Ehrendomherrn Ferdinand Neumann eine überaus segens-

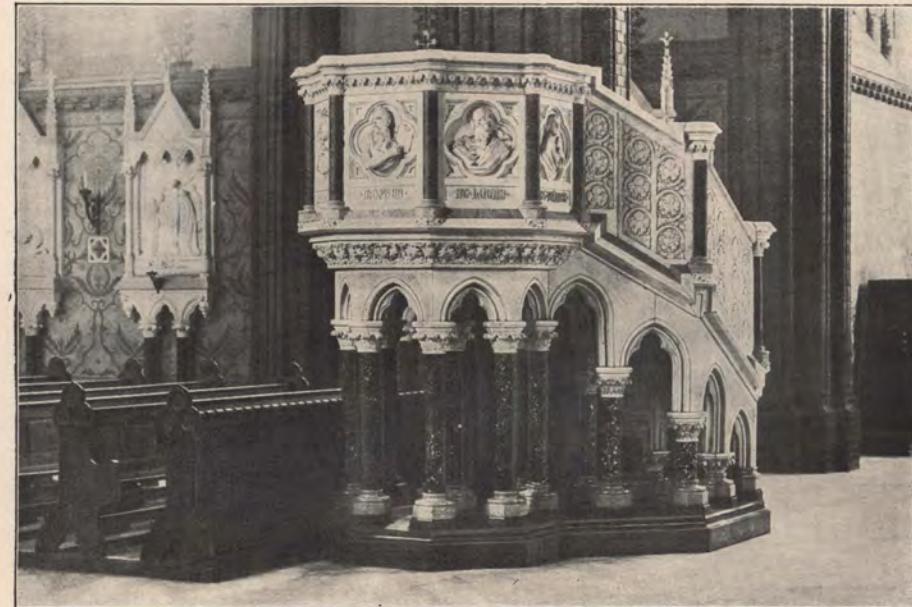
reiche Wirksamkeit entfaltete. „Ach, so ein kleiner Herr, der wird wohl für Neisse zu klein sein,“ scherzte der Pfarrer beim Amtsantritt Hertleins, aber der „kleine Herr“ zog bald durch seine einzigartige Kanzelberedsamkeit die Augen aller auf sich. In Neisse war es auch, wo Hertlein zu Josef von Eichendorff, der ihm im Pfarrhause einen Besuch abstattete, in engere Beziehungen trat. Er besuchte gelegentlich den Dichter, der Ende 1855 mit seiner todkranken Gemahlin zu seinem Schwiegersohn Ludwig von Besserer-Dahlsingen nach Neisse übersiedelt war, und erfreute sich des besonderen Vertrauens der Eichendorffschen Familie. Raum vierzehn Tage nach dem Eintreffen Eichendorffs in der alten Bischofsstadt spendete er der Gemahlin des Dichters die hl. Sterbesakramente und hat sie wohl auch nach ihrem am 3. Dezember erfolgten Hinscheiden am 6. dieses Monats auf dem „schönen, friedlichen Kirchhofe an der Jerusalemer Kirche“ beerdigt. Fast zwei Jahre später erwies Hertlein diese letzten Liebessdienste dem Dichter selbst, der ihn zu seinem Beichtvater gewählt hatte. Der an einer Lungenentzündung schwer erkrankte Eichendorff, „dem bereits der Tod die bleichen Züge in das Antlitz gezeichnet hatte“, wurde von Hertlein auf die nahe, schwerste Stunde durch die hl. Sterbesakramente vorbereitet, und als dann am 25. November der greise Dichter die Augen für diese Welt geschlossen hatte, war Hertlein berufen, den trauernden Angehörigen, namentlich der ganz fassungslos gewordenen Tochter des Verstorbenen, Theresia von Besserer-Dahlsingen christlichen Trost zu spenden. Am 30. November früh um 9 Uhr hielt Hertlein im Trauerhause an dem mit Kränzen von Lorbeer und Immortellen geschmückten Sarge vor etwa 30 Trauergästen eine kurze Gedächtnisrede. Er gab seinem Bedauern Ausdruck, nicht mehr wie ehedem, wenn es ihm vergönnt war, in diesen Familienkreis zu treten, den freundlichen, liebenswürdigen Kreis zu sehen, schilderte sodann den Lebenslauf des Heimgegangenen und wies hierbei auf das gute Beispiel hin, das Eichendorff der katholischen Pfarrgemeinde Neisse gegeben. „Obwohl Herr von Eichendorff am hiesigen Ort in stiller Zurückgezogenheit lebte, war für ihn doch nur kurze Zeit erforderlich, um sich durch sein edles, biederer Wesen, durch seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit, durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit, in der er ein erbauliches Vorbild für die ganze Gemeinde war, die ungeteilte Achtung aller Schichten der Bevölkerung zu erwerben. Nach Worten des Trostes an die Hinterbliebenen schloß er seine Ansprache mit den Worten: „Und nun wohl an denn, du treuer Verwalter des von Gott dir verliehenen Pfundes! Das Totenglöcklein ruft dich! Der Friedhof hat seine Tore geöffnet! Das Grab ist für dich aufgeworfen! Die Gemahlin harret dein, um dich im Reiche der Toten zu begrüßen, zu empfangen! Zum letzten Male im Kreise der Deinen! So ziehe denn hin im Frieden! Ruhe sanft aus nach den Mühen eines vielbewegten Lebens! Gott gebe dir das Erbe seiner Herrlichkeit,

welches er denen verheißen hat, die ihn lieben!" Zeitlebens bewahrte Hertlein die Erinnerung an den Verkehr mit Eichendorff als ein kostbares Vermächtnis.

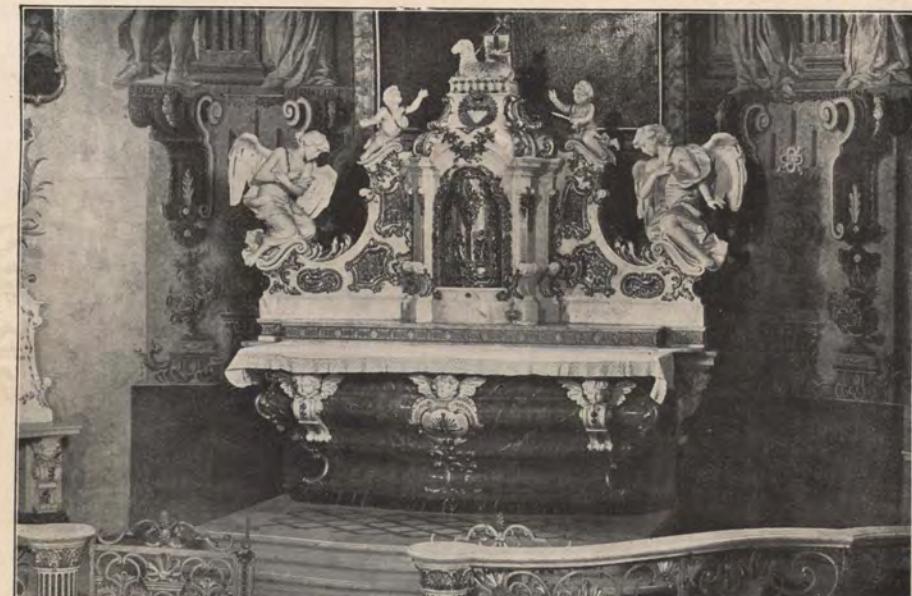
Bald nach dem Heimgang Eichendorffs nahm auch Hertlein Abschied von der schönen Bischofstadt. Gelegentlich eines Besuches in Neisse hatte ihm Fürstbischof Heinrich Förster vertraulich eröffnet, daß er die Absicht hege, ihn als Benefiziaten an die Kurfürstliche Kapelle der Kathedrale zu berufen mit der Verpflichtung, das Amt eines zweiten Dompredigers zu übernehmen. Hertlein erklärte sich mit Freuden dazu bereit. Hier beginnt nun der zweite Abschnitt in Hertleins Priesterleben.

Im Januar 1858 trat der neue Benefiziat seine Stellung in Breslau an. Neun Jahre zierte er nun als Festtagsprediger die Domkanzel, der ein Dezennium vorher Heinrich Förster durch seine musterhaften Predigten eine Berühmtheit in ganz Deutschland verschafft hatte. Meer, der Hertleins Predigten im Dom beigewohnt hat, schreibt: „Das Predigtamt auf der Kanzel übte er mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Sorgfältig arbeitete er jede Predigt aus und memorierte sie peinlichst. Wie er selbst gestand, verwandte er auf manche Predigt zehn bis zwölf Tage. Seine Predigten flossen aus dem Herzen und waren von tiefer Begeisterung für die göttliche Wahrheit durchdrungen. Voll des heiligen Feuers trug er dieselben vor. Ich habe ihn, obwohl es schon fünfundzwanzig Jahre her sind, noch lebhaft vor Augen. Seine kaum mittelgroße Figur schien auf der Kanzel in ihrer Größe zuzunehmen.“¹⁾ Einzelne Predigten und Zyklen von Predigten sind in Druck erschienen, so z. B. die Aufsehen erregende Predigt, die er am Sieges-Dankfeste im Jahre 1866 hielt. Er hatte dieser Predigt die Schriftstelle Lucas 16,1 „Er kam in übeln Ruf“ zu Grunde gelegt. Von gewisser Seite war nämlich beim Ausbruch des Bruderkrieges zwischen Preußen und Österreich der katholische Klerus Schlesiens, der Fürstbischof an der Spitze, schmachvoll verleumdet worden, indem man ihn des Landesverrates beschuldigte. Der Fürstbischof war sogar auf öffentlicher Straße auf das gräßlichste beleidigt worden. Der Festprediger brachte nun Gott dem Lenker der Geschicke den Tribut des Dankes dar für die von den preußischen Waffen errungenen Siege, legte aber gleichzeitig feierlich Verwahrung ein gegen die fanatische Katholikenhetze, die sich in Breslau breitmachte. Er wies darauf hin, daß mehr als 100 000 katholische Soldaten die Siege miterringen halfen, daß auch die Söhne des preußischen katholischen Volkes mit ihrem Blute die Schlachtfelder tränkten, daß Hunderte von Priestern und Ordenspersonen in den Lazaretten und auf den Schlachtfeldern Samariterdienste leisteten, und daß vor etwa zwanzig Jahren Kardinal Diepenbrock im Verein mit seinem Klerus und dem katholischen Schlesien in Zeiten

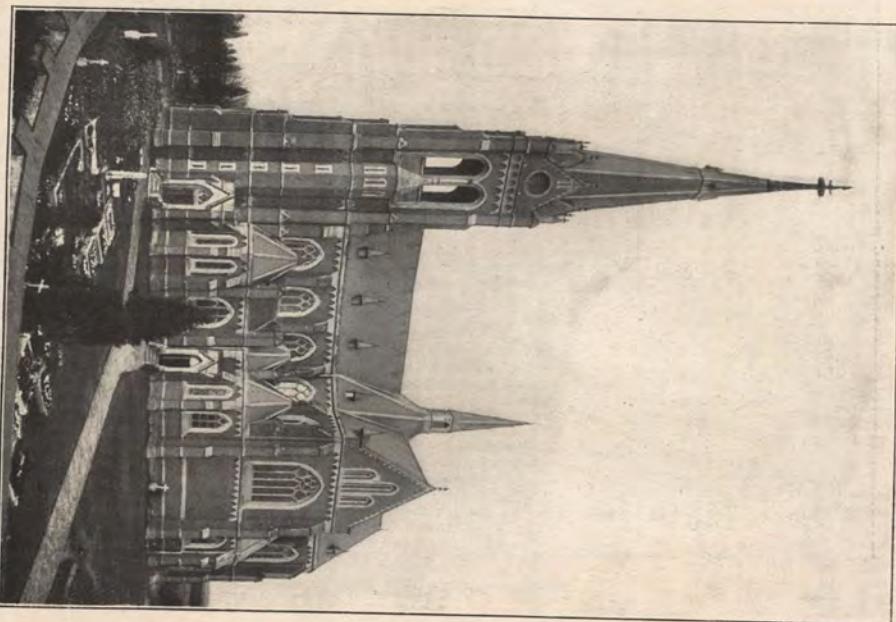
¹⁾ Schles. Pastoralblatt 1886, Nr. 5.



Kanzel für Deutsch-Krawarn

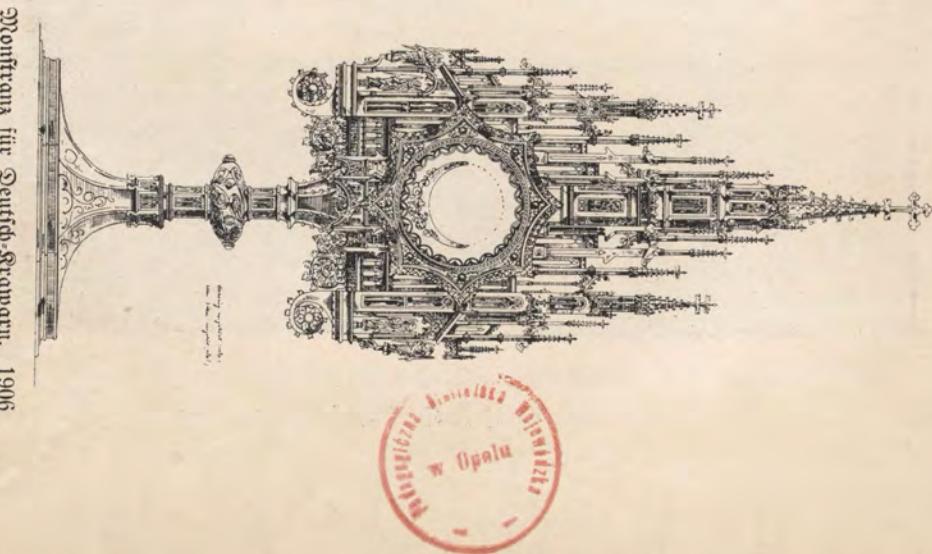


Hochaltar in Groß-Koschütz
Zu dem Aufsatz „Josef Seyfried“



Kathol. Pfarrkirche in Zauditz

Zu dem Quiffas „Josef Geysried“



Monstrum für Deutsch-Romanien. 1906

großer Gefahr für den preußischen Staat eine der festesten Stützen des Staates gewesen sei!

Abgesehen von seiner Wirksamkeit auf der Kanzel machte sich Hertlein auch durch die Leitung des Vereins für verlassene und verwahrloste Kinder und des Paramentenvereins verdient. Der Fürstbischof machte seine Fähigkeiten auch für die Verwaltung dienstbar. Er ernannte ihn 1860 zum Assessor des Konsistoriums erster Instanz und 1862 zum Konsistorialrat.

Unvergeßlich blieb unserem Hertlein aus seiner Breslauer Zeit der 17. September 1860. Er war am Morgen dieses Tages mit dem Weihbischof Joseph Bernhard Bogedain als dessen Sekretär und Ceremoniar zur Spendung der hl. Firmung nach Pleß gereist. Als der Bischof nach dem feierlichen Einzuge durch die erleuchteten Ehrenpforten in die Kirche eingetreten war, befahl ihm ein Unwohlsein, so daß er sich nur mit Aufbietung aller Kräfte am Altare aufrecht erhalten und dem versammelten Volke den bischöflichen Segen erteilen konnte. Bald nachdem sich der Bischof in sein Zimmer zurückgezogen hatte, machten sich die Zeichen seiner nahen Auslösung an ihm bemerkbar. Nach kurzem, schweren Todesskampfe, während dessen Hertlein dem Bischof die hl. Ölung und Generalabsolution erteilte, gab Bogedain seinen Geist auf. Unbeschreiblich war die Bestürzung des Volkes, als bald nach 9 Uhr abends die Totenglocke den Heimgang des hoch verehrten, volkstümlichen Bischofs verkündete. In wehmütiger Stimmung trat Hertlein, nachdem die Leiche auf dem Kirchhof beigesetzt war, die Rücksreise nach Breslau an und veröffentlichte einen eingehenden Bericht²⁾ über die Reise des Weihbischofs nach Pleß und ihren tragischen Ausgang.

Im 43. Lebensjahr stehend, entschloß sich Hertlein, dem Drange nach einer selbständigen seelsorgerischen Stellung folgend, eine Pfarrrei zu übernehmen. Der Fürstbischof verlieh ihm die durch den Tod des Pfarrers Nippe freigewordene Pfarrrei Ottmachau. Am 21. Februar 1867 hielt Hertlein seinen feierlichen Einzug in die imposante, damals freilich restaurationsbedürftige Pfarrkirche St. Nicolai et St. Franciscum Xaverium.³⁾ Bei der Übernahme der etwa 8 432 Seelen umfassenden Pfarrerstelle, zu der noch die mater adjuneta Woitz gehörte, bat er Gott um die Gnade, ein recht würdiger Pfarrer zu sein, der das Brot der Kirche nicht müßig isst, sondern zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Pfarrkinder wirkt. Und in der Tat, des Volkes Stimme und die über sein Wirken vorhandenen Aufzeichnungen bezeugen, daß Hertlein sich der großen Verantwortung seines Amtes stets bewußt geblieben ist. Sein gewaltiges Rednertalent fesselte die Barochianen — und nicht bloß diese — an seine Kanzel. Bei seiner und seiner Kapläne gewissenhaften Tätigkeit im Beichtstuhl nahm der Sakramen-

²⁾ Schles. Kirchenblatt 1860 Nr. 39.

³⁾ Die Investitur erfolgte erst am 18. Juni 1868.

tenempfang in der Parochie in augensfälliger Weise zu. Er rief eine katholische Spielschule ins Leben, die er Barmherzigen Schwestern anvertraute, und führte in seiner Pfarrei den Vincenzverein, den Bonifatiusverein und den Katholischen Volksverein ein. Auch der Cäcilienverein erfreute sich seiner sorgsamen Pflege. Opferwilliges Interesse wandte Hertlein der Aufgabe zu, seine Pfarrkirche zu erneuern und zu verschönern. Nachdem bei einem entsetzlichen Sturm der südliche der beiden Türme sich bedenklich geneigt hatte, ließ er beide Türme einer gründlichen Reparatur unterziehen. Später folgte die Renovation der Orgel, des Hochaltares und der Kanzel. Einen bedeutenden Teil der nicht geringen Unkosten nahm er auf sein Konto.⁴⁾ Überhaupt war Freigebigkeit eine seiner hervorstechendsten Charaktereigenschaften. In den ersten Jahren seiner Ottmachauer Wirksamkeit lieh er sich Geld, um seinen Armen helfen zu können. In späterer Zeit wurde durch die Unmenge der einlaufenden Bittgesuche seine Geduld gar oft auf die Probe gestellt, so daß er wohl einmal äußerte: „Man scheint wahrhaftig zu glauben, Ottmachau sei eine Goldgrube.“ Durch seine Herzengüte, seinen musterhaften priesterlichen Wandel und seinen seelsorgerischen Eifer erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe seiner Parochianen. Bei all seiner Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit wußte er aber stets die priesterliche Würde zu wahren. Hohe seelische Qualitäten und eine feine äußere Form vereinigten sich bei ihm in selten harmonischer Weise. Während des Kulturmäßiges blieben auch ihm traurige Erfahrungen nicht erspart. Am 18. Februar 1875 wurde ihm und seinen zwei Kaplanen Teuber und Jander vom weltlichen Schulinspektor die Erteilung des Religionsunterrichts während der Schulzeit in den Schulgebäuden der Pfarrei Ottmachau untersagt. Am 4. Juni desselben Jahres verweigerten die städtischen Behörden unter dem Einfluß der Kulturmäßigphose den seit Jahrhunderten üblichen Geldbeitrag zu der Prozession nach Wartha. Die Kleinen machten es den Großen nach! War doch bereits seitens der staatlichen Behörde beschlossen, am 7. Mai 1875 früh den Fürstbischof Heinrich Förster, der sein Gewissen nicht durch Beobachtung der ungerechten Kulturmäßiggesetze beschweren wollte, in seinem Palais zu Breslau zu verhaften. Der Fürstbischof entzog sich dieser Maßregel durch die Flucht nach Johannesberg, wurde aber durch ein vom staatlichen Gerichtshofe für gerichtliche Angelegenheiten am 5. Oktober 1875 ergangenes Urteil für abgesetzt erklärt. „Wie lange noch, so schrieb Hertlein damals in die Pfarrchronik, wird man Frevel auf Frevel häufen, und welches schauerliche Ende wird dieses verwegene Treiben nehmen?“ Freudig stellte Hertlein trotz seiner vielen seelsorglichen Arbeiten seine hohen rednerischen Talente in den Dienst der heiligen Sache. Nicht nur in seiner eigenen Pfarrei, sondern wohin er immer gerufen wurde, trat er auf den Plan,

⁴⁾ In seinem Testamente vermachte er der Pfarrkirche ca. 12 000 Taler.

um mit seinem feurigen Wort die Freiheit der Kirche zu verteidigen und die Glaubensgenossen zur Ausdauer in dem ihnen vom Liberalismus aufgedrungenen Kampfe anzuspornen. Auf der stark besuchten Generalversammlung der Katholiken Schlesiens zu Neisse am 5. und 7. September 1875 beantwortete er in packender Rede die Frage: „Was wünschen und erstreben die Katholiken?“ Auf der Katholikenversammlung in Beuthen 1879 präsidierte er der „kirchlichen Sektion“ und wurde von den dort versammelten ca. 300 Geistlichen aufgefordert, eine an den Kultusminister v. Puttkamer zu richtende Adresse in Angelegenheiten der „Schulfrage“ zu entwerfen. Nachdem eine Klerusversammlung, die im Oktober des gleichen Jahres im Vincenzhause zu Breslau unter Hertleins Vorsitz tagte, seinen Entwurf angenommen hatte, erklärten 865 Priester ihr Einverständnis mit der Adresse, die Hertlein dem Kultusminister übersandte. Auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im Oktober 1880 bestieg er, auf die Einladung des vorbereitenden Komitees, unmittelbar nach Erzellen Windthorst die Rednertribüne und behandelte vor den etwa 6 000 Zuhörern, von lebhaftem Beifall unterbrochen, in glänzender Rede die Schulfrage. Fürstbischof Heinrich Förster richtete aus diesem Anlaß unterm 27. Oktober 1880 an ihn von Johannesberg aus folgendes Schreiben:

„Es gereicht uns zu freudiger Genugtuung, Ew. Hochwürden, für die in der katholischen Generalversammlung zu Breslau am 12. dieses Monats gehaltenen Rede, durch welche Sie die Rechte der Kirche bezüglich der Schule mit ebenso frommer Veredsamkeit als tiefer Gründlichkeit glänzend verteidigten. Unsere wärmste Anerkennung auszusprechen.

Fürstbischof Heinrich.“

Die letzte Katholikenversammlung, auf der Hertlein durch sein kräftiges Wort die Glaubensgenossen begeisterte, war die zu Frankenstein Ende August 1881. Wenige Wochen nachher schied auf seinem Felsenhofe Johannesberg, dessen hohe Mauern Hertlein von seinem Pfarramte aus gut sehen konnte, der greise Fürstbischof aus dem Leben. Tiefergriffen stand Hertlein am Tage darauf an der Leiche des Dulderbischofs und betete für seine Seelenruhe. Der Verstorbene hatte ihm stets besonderes Wohlwollen entgegengebracht, ihn in gesunden Tagen von seiner Sommerresidenz aus in Ottmachau besucht, seinen Besuch in Johannesberg empfangen und ihm auch einmal durch Schenkung eines zahmen Rehbocks eine Freude bereitet.

Eine gewisse Genugtuung bereitete es Hertlein, als ihm 1883 von der Königlichen Regierung Oppeln die Lokalinspektion über die katholischen Elementarschulen in Ottmachau und Woiz übertragen wurde. So trat er nach der schlimmen Kulturmäßigzeit wieder in engere Beziehungen zu der Schule, der er stets reges Interesse entgegengebracht hatte.

Hertlein hatte zeitlebens viel unter Krankheit zu leiden, so daß er oft Badeorte aufsuchen mußte. Infolge eines schweren Herzleidens wurde er besonders im Herbst 1885 von asthmatischen Beschwerden heimgesucht, so daß er sich mit den hl. Sterbesakramenten versehen ließ. Von jetzt ab beschäftigte ihn noch mehr als früher der Gedanke an die Ewigkeit. Als er acht Tage vor seinem Hinscheiden dem Hochamt in der Pfarrkirche beiwohnte, äußerte er bei der Rückkehr ins Pfarrhaus: „Heut habe ich noch einmal meine schöne Kirche gesehen, noch einmal die Orgel gehört.“ Als ihn am Abende des 24. Januar 1886 seine Kapläne Kowalsky und Wittek besuchten, sagte er zu ihnen: „Ich leide schwer, meine Herren, beten Sie für mich, besonders in dieser Nacht.“ Er sollte das Licht des folgenden Tages nicht mehr schauen. Um 1 $\frac{1}{4}$ Uhr derselben Nacht nahm ihn der Tod unerwartet von der Erde.

Groß war die Trauer seiner Gemeinde, als am Morgen die Glocken der Pfarrkirche den Tod des Seelenhirten verkündeten! Seine Kapläne, der Kirchenvorstand, der Magistrat, die Stadtverordnetenversammlung, die Lehrerschaft, gaben in den Zeitungen ihrer Trauer in tiefempfundener Weise Ausdruck. Die Archipresbyteratsgeistlichkeit fasste in ihrem Nachruf das, was Hertlein gewesen, in wenige aber inhaltsreiche Worte zusammen: „In seinem reinen, echt priesterlichen Wandel, in seiner aufrichtigen Frömmigkeit, in seinem Eifer als Seelenhirt, in seiner umsichtigen Tätigkeit als Pfarrer war er uns allzeit ein Muster und Vorbild. Was er durch seine hervorragende Veredsamkeit auf der Kanzel und in öffentlichen Versammlungen gewirkt hat, ist allgemein und weithin bekannt. Sein Verlust ist überaus herbe.“

Siebenundvierzig Priester und eine zahllose Volksmenge gaben dem Verstorbenen das letzte Geleit auf den Friedhof, wo er an der Nordecke der westlichen Umfassungsmauer dem Auferstehungsmorgen entgegenhartt.

Die kleine, ehrwürdige Priestergestalt, die man so oft in Begleitung eines der beiden Kapläne und zwar stets im hohen Hut durch die Straßen von Ottmachau wandeln und freundliches Zwiespräch mit den Pfarrkindern halten sah, fehlte von nun an im Stadtbilde von Ottmachau, aber das Andenken an den gottbegnadeten Redner und Edelpriester Karl Hertlein lebt noch fort in Stadt und Land.⁵⁾

⁵⁾ Herrn Erzpriester Ganse und Herrn Rector Gründel in Ottmachau bin ich für freundliche Auskunft über Rat Hertlein sehr verbunden. Auch wurde außer den eigenen Aufzeichnungen Hertleins im Pfarrarchiv Ottmachau das von Meer in den „Charakterbildern aus dem Clerus Schlesiens“ veröffentlichte Lebensbild Hertleins benutzt.

Josef Seyfried.

Von Pfarrer Ernst Jureczka.

Auf dem Friedhofe zu Deutsch Krawarn, im Schatten der Kirche, die er gebaut hat, wurde am 20. September 1923 der Architekt und Chordirigent Josef Seyfried zur letzten Ruhe bestattet. 18 Priester und viel Volk aus der Gemeinde und aus der Umgegend gaben ihm das Geleite; war er doch als Erbauer der schönsten Kirchen im Oppalande weit bekannt.

Josef Seyfried war geboren in Deutsch Krawarn am 25. September 1865. Sein Vater war Maurerpolier, ein ehrlicher, gerader Mann mit offenem Blick, der die Bauarbeiter aus der Heimat zu besserem Verdienst nach Ungarn und dann nach Warshaw führte; später war er in dauernder Arbeit bei der Verwaltung des im Teschener Bezirk begüterten Erzherzogs Albrecht.

Der geistig sehr begabte Knabe zog in der Schule die Aufmerksamkeit des Ortskaplans Maiß auf sich, und dieser bereitete ihn für die dritte Gymnasialklasse vor. Zum Eintritt ins Gymnasium kam es aber nicht, weil der Vater die Kosten für das Studium nicht glaubte erschwingen zu können. Weil er sehr gut zeichnete, wurde er nach dem Schulaustritte von Baumeister Lundwall in Troppau als Baueleve ins Büro aufgenommen. Nach seiner Ausbildung fand er Beschäftigung als Zeichner in der erzherzoglichen Bauabteilung in Teschen. Wegen der Sauberkeit und Genauigkeit seiner Zeichnungen wurde er von seinen Kollegen der Lithograph genannt. Doch das Sitzen in der Amtsstube war seiner zarten Gesundheit nicht zuträglich. Ein Blutsturz, der ihn in seinem 18. Lebensjahr befiel, gabot dieser Tätigkeit ein jähes Ende. Nachdem er sich etwas erholt hatte, besuchte er das Musikconservatorium in Breslau, um bei der Gewerkapelle als Orgel- und Violinspieler Verdienst zu finden. Aber auch diesen Plan mußte er aufgeben, weil seine Krankheit als phthisisch angesehen wurde. So blieb er zu Hause und beschäftigte sich mit Studien, vorwiegend Architektur, Musik und Geschichte, und er schaffte sich eine ausgesuchte und reiche Bibliothek an. Er studierte mit solchem Eifer und Erfolge, daß ein späterer Kreisarzt, mit dem er viel verkehrte, ihn als einen Polymathen und ein Universalgenie bezeichnete.

In der Gemeinde nahm er regen Anteil am Vereins- und öffentlichen Leben. Es wurde der katholische Männerverein, der kath. Arbeiterverein, der kath. Gesellenverein gegründet; Seyfried hatte bei allen trotz seiner Jugend

eine führende Rolle. Bei den Wahlen sammelte er die katholischen Wähler zur Urne. So war es natürlich, daß er auch bald in die Gemeindevertretung und später ins Kreiswahlkomitee gewählt wurde. Die Universitätsstudenten der Umgegend fanden sich in den Ferien gern bei ihm ein; er war ihnen ein lieber Gesellschafter und machte gern einen fröhlichen Scherz mit. Die Musik vernachlässigte er nicht. Mehrere Jahre gab es im Pfarrhause allwöchentlich einen Abend für Streichquartett; Seyfried meisterte dabei seine Geige. Häufig vertrat er den Organisten auf der Orgel. Lange Jahre verfaßte er das Amt des Kirchenrendanten und wurde auch von anderen Pfarrern zur Anfertigung der Jahresrechnungen berufen.

Als er sich kräftiger fühlte, entschloß er sich, das Baufach auszuüben und wollte sich das Baumeisterdiplom auf der Baugewerkschule in Holzminden holen. Während er aber die letzten Anstalten dazu machte, wurde er vor die erste große Aufgabe gestellt. Nach 40 jährigen Verhandlungen mit Patron und Regierung über den Neubau der Pfarrkirche in Deutsch Krawarn kam es 1893 zur Einigung; Seyfried wurde die Ausarbeitung des Planes und die Bauleitung übertragen. Der Kirchenpatron hatte sich mit 27 000 M abgefunden, nicht viel mehr hatte die Kirchenkasse. Aber Seyfried verstand es, die Parochianen zu freiwilligen Beiträgen aufzumuntern, und so entstand 1894/96 die große frühgotische Hallenkirche in Bautzen mit Sandstein-Einfassungen, die den Namen Seyfrieds als Kirchenbaumeister bald populär machte.

Die innere Ausstattung der Kirche, Altäre, Taufstein, Kanzel, Kreuzweg, auch die Fußbodenplatten, sind von Marmor.¹⁾ Die Form des Daches ist belebt durch Satteldächer über den Seitenschiffen und damit auch vermieden, daß das Dach bei der weiten Spannung zu hoch und schwer würde. Nur ein Ärger wurde ihm nicht erspart; der Turm wurde als Eigentum der politischen Gemeinde erklärt, und dem Pfarrer zum Trotz wurde der unschöne alte Turm neu verputzt und zur Unzier des Baues belassen. Bald darauf baute Seyfried das schöne Postgebäude und andere Privathäuser in Deutsch Krawarn und gab damit den Anstoß dazu, daß bei Neubauten die Häuser sich die Besitzer bemühten, auf die Gefälligkeit der Form zu achten. Dann entstand das Kloster der Dienerinnen des hlst. Herzens Jesu in Deutsch Krawarn, nach dem Urteil des Generalvisitators aus Wien das schönste und praktischste, das die Kongregation besitzt, und das Krankenhaus der Grauen Schwestern in Benkowitz. Nebenher baute er eine Brunnenkapelle bei der Wallfahrtskirche von Groß Peterwitz. Für ein Krankenhaus in Kra nowitz fertigte er auf Bestellung des Stifters Pläne an; diese wurden jedoch vom Kuratorium der Grauen Schwestern in Breslau nicht genehmigt, weil

¹⁾ Sämtliche Marmorarbeiten für die Seyfriedschen Bauten fertigte die Firma Wilh. Drechsler in Troppau.

man dort nicht glauben wollte, daß Seyfried diesen Plan für so billiges Geld ausführen könnte. Ein anderer Unternehmer übernahm den Bau; schließlich aber wurde Seyfried doch berufen, um den mißlungenen Bau zu reparieren und zu erweitern. Für Groß Hoschütz besorgte er fünf marmorne Barockaltäre, für Szepankowiz den romanischen Hochaltar (1897) und die Kanzel, für Ludgerowitz Kanzel und Taufstein, sämtlich von Marmor. In Buslawitz legte er die Kirche trocken, die durch Grundwasser mit dem Ruin bedroht war. Dort sollte auch ein neues Pfarrhaus gebaut werden, und als der Vertreter des Barons Rothschild die von Seyfried angefertigten Zeichnungen sah, erklärte er: „Nur so muß gebaut werden,“ setzte aber vorsichtigerweise hinzu: „wenn dem Baron die Patronatspflicht nachgewiesen wird.“ Denn der Vertreter des armen Barons Rothschild machte dort und anderwärts Schwierigkeiten. Der Plan kam nicht zur Ausführung, ebenso wie der für den Neubau des Pfarrhauses in Ratharein. 1903 wurde die Pfarrkirche in Odersch erweitert und dabei außer den neuen Altären auch die Kanzel eingestellt, die wegen ihrer graziösen Originalität (Tulpenform) bei der Landesausstellung in Troppau viel beachtet wurde. 1904/5 entstand die frühgotische Basilika in Zauditz. Damit man von jeder Stelle der Kirche freien Blick zum Hochaltar und zur Kanzel habe, wurde die Säulenreihe im Querschiff unterbrochen; dort wölbt sich die mit Rippen in Form eines Johanniterkreuzes gezeichnete Kuppel. Im Grundriss bildet dieses Kreuz vier gleichseitige Dreiecke, und die Grundlinie und die Entfernung dieser Dreiecke geben die zwei Grundmaße für die Komposition der Kirche an. Acht symmetrische Kapellen fassen die Arme des Querschiffes ein, von welch ersteren zwei die Räume für die Sakristei und die Paramentenkammer abgeben. Da die Steinmezarbeiten, obgleich durchschnittlich 40 Steinmeister beschäftigt waren, gegen den Fortgang der Maurerarbeit zurückblieben, wurde der Neubau des Pfarrhauses und der Wirtschaftsgebäude eingeschoben. 1905 kam auch der Neubau der Pfarrkirche in Liptin hinzu. In Hultschin wurde das Presbyterium der Pfarrkirche umgebaut und von Maler Martin aus München, der durch Seyfried in der hiesigen Gegend eingeführt worden war, ausgemalt. Als nach einigen Jahren Verhandlungen über den Umbau der ganzen Kirche geführt wurden, äußerte der Provinzialkonservator, dem von dem Bau des Presbyteriums nichts bekannt war: „Das hat ein alter Meister gemalt, einen solchen finden Sie jetzt nicht!“ Der „alte Meister“ stand dabei, durfte sich aber nicht verraten. 1906 erhielt das alte Pfarrhaus in Deutsch Krawarn, das schmucklos einem Bauernhause ähnlich sah, durch Umbau eine imponierende Gestalt.

Manche Besteller wurden ungeduldig, wenn Seyfried auf die Bestellung nicht bald die Zeichnungen lieferte. Er überlegte reiflich, entwarf verschiedene Skizzen, bevor er zum festen Entschluß kam, zeichnete sorgfältig, sodaß auf

den Planzeichnungen jede einzelne Ziegellage ersichtlich ist; und um die Kosten für den Detailzeichner zu sparen, fertigte er jede Detailzeichnung und auch die Schablonen selbst an.

Bisher hatte Seyfried meist im gotischen Stil, für den er durch das Studium der Christen Reichenspergers eingenommen war, gearbeitet. In Volatitz sollte die Pfarrkirche erweitert, nach der Bestimmung des Provinzialkonservators aber Turm und Stil der alten Kirche belassen werden. So baute er 1909 die schöne Kirche im Barockstil, die, von Martin ausgemalt, einen recht einnehmenden Eindruck macht. In demselben Jahre wurde die Kapelle in Swoboda gebaut. 1913 brannte infolge Blitzschlages die Kirche in Kranowitz bis auf den Turm ab. Der Form des Turmes entsprechend baute Seyfried die prächtige Barockkirche mit einem benutzbaren Raum von 1200 qm. Sie war sein letztes großes Werk.

Bei verschiedenen Gelegenheiten unternahm Seyfried größere Reisen, die zugleich der Erholung und dem Studium dienten. So war er 1899 beim christlich-sozialen Kursus in Wien und saß beim Begrüßungsabend im Rathauskeller neben Bürgermeister Queger. Von Wien gings nach Maria Läserl, zurück auf dem Donaudampfer. Beim Anblick der weinbehangenen Hügel, der Burgen und Stifter meinte ein Reisegefährte: „Schöner kann eine Rheinfahrt auch nicht sein!“ Das Jubiläumsjahr 1900 führte ihn nach Florenz, Rom und Venetien. Auch das Hochgebirge suchte Seyfried auf, und im Jahre 1902 durchstreifte er die Hohe Tatra. 1903 kam er zur Generalversammlung des Augustinusvereins nach Berlin. 1904 besuchte er Kremsier, das mährische Athen, und Brünn mit der mährischen Schweiz, und 1905 sah er sich Prag an. Wiederholt besuchte er München, wo er unter den Künstlern Freunde und Geschäftsverbindungen hatte.

Der schmale Mann von mittlerer Größe unter dem breiten Kalabreser, mit den langen Schnurrbartspitzen, im langen schwarzen Gehrock fand sich oft in der Gesellschaft von Geistlichen, und als einmal in der mariannischen Priesterkongregation ein Kaplan einen Mann von dieser Gestalt knien sah und fragte: „Ist Baumeister Seyfried auch Mitglied der Kongregation?“ da hätte sich eigentlich niemand gewundert, wenn es tatsächlich der Fall gewesen wäre; es war aber ein Kapuziner in der Kleidung eines Weltgeistlichen. Die liturgischen Vorschriften, sowohl bezüglich der kirchlichen Bauten und der Kultgeräte als auch bezüglich der gottesdienstlichen Feier, kannte er gründlich, und man konnte sich auf sein Urteil verlassen. Seine Arbeiten als Baumeister machte er entweder um Gotteslohn, oder für eine sehr mäßige Bezahlung. Für seine Person war er von ausgesprochener Bescheidenheit, und wenn er bei der Konsekration der von ihm gebauten Kirchen seinen Dienst mit der Kelle getan hatte, verschwand er vor Tische, denn er wollte bei den Tischreden nicht sein Lob hören. Als ich ihn um Daten und Einzel-

heiten aus seinem Leben ersuchte, die ich in einem Necrolog verwerten könnte, da gab er mir zur Antwort: „Wenn ich gestorben bin, dann beten Sie für mich ein Vaterunser mit Requiem aeternam, das ist der beste Necrolog.“

Im Jahre 1913 übernahm er das Organistenamt in Deutsch Krawarn, und er gab sich Mühe, die unter seinem Vorgänger ganz außer Übung gebrachte lateinische Kirchenmusik bei den Hochämtern wieder einzuführen. Sein Gesundheitszustand war immer ein problematischer, und schon seit 1904 hatte man, so oft er wieder einen Bau unternahm, Bedenken, ob er das Ende des Baues erleben würde. Aber sein starker Willen hielt den schwachen Leib zusammen, ja es hatte den Anschein, als ob er im Drange der Arbeiten an Kräften gewinne. Seit 1919 meldete sich seine Lungenkrankheit (Lungenröhrlung) in verstärktem Maße, und mühsam nur konnte er seinen Dienst am Chore versehen; langsam und mit Unterbrechungen machte er den Weg zur Kirche und die Treppen hinauf zum Chore. War er aber bei seinem Instrument, so kamen die Lebensgeister in ihn. Zu Hause hatte er noch viele Zeichenbogen mit angefangenen Zeichnungen auf den Reißbrettern aufgehängt; aber im Winter konnte er vor Kälte nicht arbeiten — es war ja die Zeit der Kohlenrationierung —, und im Sommer vor Schwäche. Doch machte er auch in diesen Tagen die Zeichnung für den Hochaltar und eine Krieger-Gedächtnis-Kapelle in Zauditz noch soweit fertig, daß darnach wird gebaut werden können. Seine Beschäftigung in dieser Zeit waren seine Bücher und Kirchenrechnungen. Seit dem Frühjahr 1923 konnte er sein Zimmer nicht mehr verlassen, und am 15. September beendete ein ruhiger Tod sein arbeitsreiches Leben.

Zur Volkskunde von Patschkau.

Von Alfons Perlich.

Übersicht: 1. Die Patschkauer Dohlen (Dohlenfang, Gebäck). 2. Die Schleizen. 3. Die frühere weibliche Kleidung. 4. Einige häuslerische Hochzeitsbräuche (Brautfuß, Traufrau, Druschma). 5. Kinderlied und Kinderspiel (Lieder beim Sommersingen, Goldene Brücke, Kreisspiel, Auszählreime, Kinder und Pflanzen.) 6. Volksheilkunde (Die Giga-Mutter, Aus einem Patschkauer Garten.) 7. Volksposie in Sprüchen (Grabsteinsprüche, Trinssprüche). 8. Sagen (Vom Hirtenlied in der Kirche, Tartarenbrunnen, Wie H. reich geworden sind, Hund bei Alt-Patschkau, Feinigmannla auf der Neissebrücke). 9. Rede des Volkes und Namenkunde (Sprichwörtliche Redensarten, Pirolruf, Volkstümliche Ortsbezeichnungen, Gasthof-, Villennamen).

1. Die Patschkauer Dohlen („Dohlen“).

Im alten Turm und in den Mauerlöchern der burgartigen Patschkauer Kirche nisten die Dohlen in so großer Anzahl, daß dieser Vogel für die Stadt Patschkau geradezu typisch und sprichwörtlich geworden ist, ja sogar im Stadttypen geführt wird.

Ende Mai, Anfang Juni machen die jungen Dohlen auf der Patschkauer Kirche die ersten Flugversuche und fallen dabei häufig aus ihren Nestern heraus. Unten warten Kinder darauf, die schon seit Morgengrauen auf den Treppen und im Kirchgässel auf der Lauer liegen, um einen Vogel zu erwischen. Mit Freuden werden die gefangenen Dohlen nach Hause getragen und in einen Käfig gesperrt. Meist richten die Kinder die Vögel so weit ab, daß diese im Zimmer frei umherlaufen und auch versuchen, die menschliche Stimme nachzuahmen. Wird der Familie aber das Geplärre der Dohle doch zu arg, so wandert sie kurzerhand in die Bratpfanne.

Wer aus Patschkau stammt, brachte früher beim Besuch seiner Angehörigen und Bekannten, die auswärts wohnten, immer die üblichen „Patschkauer Dohlen“ mit. Dieses Gebäck mußte jeder Patschkauer Bäckergeselle herstellen können. Die Patschkauer Dohlen werden aus derbem Striezelteig gebacken. Ein langes rundes Stück des Teiges, das in der Mitte dicker und an den Enden dünner ist, wird zu einem flachen Knoten geschrückt, so daß unten das Schwanzende und oben das ründliche Kopfende hervorquellt. Das Schwanzende wird in der Mitte mit einem Messer geteilt, so daß es gabelförmig wird. Das ründliche Kopfende wird zu einer Schnabelspitze ausgezogen; diese schlägt man quer mit einer Scheere, so daß der Schnabel offen steht. Rosinen werden als Augen eingesetzt.

Schön braun wird das Gebäck aus dem Ofen genommen und mit einem Eiweißzuckerguß glasiert.

Je nach Wunsch werden junge oder alte Dohlen hergestellt. Häufig läßt man sich eine Alte und 8 bis 10 Jungen backen, macht aus Heu ein Nest, setzt die Alte in die Mitte und die Jungen ringsherum. Aber auch der Bäcker stellt aus geflochtenem Teig ein Nest her, setzt die Dohlenfamilie hinein und bakt alles im Ofen zusammen.¹⁾

2. Die Schleizen.

In der Patschkauer Gegend wurde früher, wie überall mit Schleizen (Holzspänen) geseuchtet. Im Herbst kamen die Schleizenhändler aus dem Gebirge und zogen mit ihrer Ware von Haus zu Haus.

Die Schleizen waren $\frac{1}{2}$ m lange, dünn gehobelte, möglichst breite Buchenholzspäne; je fünf waren zu einem kleinen Bündel zusammen gebunden und dieses wurde mit vier anderen zu einem großen Bündel vereinigt, „Platsche“ genannt. Eine Platsche kostete 2 Groschen; je nach Bedarf wurden 10 bis 20 Platschen für den ganzen Winter gekauft. Der Schleizenvorrat wurde auf dem Boden aufbewahrt, nur eine Platsche lag auf dem Ofen, damit die Schleizen gut austrockneten. Beim Gebrauch wurde der Sparsamkeit wegen jede Schleife der Länge nach gespalten (Schleefza spal'n), indem man sie mit der Hand geschickt brach. Ein solcher Span wurde nun in einem kleinen Ständer eingeklemmt, auf den Tisch gestellt und angezündet. Außer diesen kleinen Tischständern, die die Größe unserer Leuchter hatten, gab es noch große Schleizeständer in Tischhöhe, die auf den Boden gestellt werden konnten. Am Fuße des Ständers war ein Kohlenbecken angebracht, welches die Holzsäße auffing. War eine Schleife heruntergebrannt, so durfte man es nicht verpassen, die neue Schleife an dem alten Rest anzuzünden, wenn man sich das mühevolle Feueranmachen ersparen wollte.

An einem langen Winterabende verbrauchte man durchschnittlich etwa 4—5 ganze Schleizen.²⁾

¹⁾ Vgl. K. v. Holtei, „Patschkauer Dohlen“ (Schles. Gedichte 1883¹⁸, 183). Holtei erzählt (Noch ein Jahr in Schlesien I, 110) von seiner Reise nach Patschkau im Jahre 1861: „Um 12 Uhr hab' ich in Patschkau, während Fuhrwerk und Pferde gewechselt wurden, ein dejeuner dinaatoire eingenommen, wobei mich die treuherzige alte Inhaberin des Postgastzimmers auch mit „Patschkauer Dohlen“ bewirtete.“ Drechsler II, 81. Bötticher hat wohl in „Holteis Werk als Quelle der schles. Volkskunde“ (Schles. Jahrbücher I, 1923, 185) dieses Gebäck übersehen. Brosig J. erwähnt 1909 (Patschkauer Miszellen 8, 09—10, 134), daß die Dohlen von jedem Patschkauer Bäcker auf Verlangen gebacken werden. Noch 1926 hat die Arbeitsgemeinschaft für oberschles. Volkskunde für ihre Sammlungen Dohlengebäcke aus Patschkau bezogen.

²⁾ Vgl. Chrobok, Haus- und Straßenbeleuchtung in Miechowiz in früherer Zeit AbBQ 1, 1924, 182—183.

3. Die weibliche Bürgerkleidung um die Wende des 19. Jahrhunderts.

Selten finden wir in einer Stadt heute noch so viele Anklänge an die Zeit der Krinoline wie in Patschkau. Der größere Teil der älteren Frauen trägt am Sonntag im Sommer das schwarz bebänderte Kapotthütchen und den Fischoufragen, im Winter die gefütterte pelzbesetzte Haube und die warme Mantille.

Hier wurde auch noch in den ersten Jahren des 20. Jahrh. die helle Sommerhaube getragen, die um diese Zeit anderwärts in Oberschlesien längst ausgestorben war. Die Sonntags-Sommerhaube war aus weißem Tüll mit weißen Spizzen überarbeitet und mit weißem Seidenband garniert. Die Wochen-Sommerhaube war auch aus weißem Tüll, nur wurde zur Garnierung buntes Band genommen. Diese Sommerhauben bedeckten den Hinterkopf ganz und umschlossen auch das Haarnest, vorn aber ließen sie den halben Kopf frei, so daß man noch ein ganzes Stück des in der Mitte gescheiterten Haares sehen konnte.

Im Frühjahr wurden die Sommerhauben aufgefrischt. Das besorgten bestimmte Büzmacherinnen, die auch die Hauben herstellten. Spizzen und Tüll trennten sie ab und wuschen sie. Dann wurden die Hauben neu garniert und mit neuem Band benäht. Hier nannte man das Auffrischen der Haube „Abtrocknen“ und sagte: „Ich muß meine Haube zum Abtroiga troan . . .“

Den Übergang von der weißen Haube zu dem heute noch so viel gebrauchten schwarzen Kapotthütlchen bildete das weiße Kapotthütchen. Es war ein kleines Käppchen, das nur den Haarwirbel bedeckte und dem Haarknoten aufsaß. Vorn herum war eine halb aufrecht stehende Krempe ange setzt. Es war aus sehr verschiedenem Material: Seide, Borte, Stroh . . . und in mannigfachen Farben mit Feder- und Blumenaufspitz und seidenen Bindebändern. Es ist noch 1923 in Patschkau ganz vereinzelt von sehr alten Frauen getragen worden.

Gleichzeitig mit der weißen Sommerhaube wurde der Riesrock mit dem faltigen Oberrock, der Spencer und das bunt gestickte Schultertüchlein getragen. Die nächste Periode beherrschten Schotstaile und Tunikarock mit Rie, denen das eingangs erwähnte Kapotthütchen mit dem Fischoufragen und im Winter die Mantille mit der Haube folgte. Auch diese letzten Reste der Tracht werden aus Patschkau verschwinden, wenn sie einmal abgetragen sind, da sie keine heutige Schneiderin mehr herstellen kann.³⁾

³⁾ Vgl. Maria Blümel-Perlid, Studien zur Kleiderkunde des 19. Jahrhunderts in Beuthen Abß 2, 1925, 47 und 54. — Zur Naturgeschichte der Hauben, Schles. Pr.-Bl.

4. Einige bäuerliche Hochzeitsbräuche.

Bei den Bauern im Weichbilde der Stadt sind noch mancherlei Hochzeitsbräuche üblich.

Das Braut- oder Bettfuder. Wenn die Braut nach beendeter Nachfeier zum Bräutigam zog, wurde ihr das Braut- oder Bettfuder mitgegeben, das war ein Wagen, mit der Aussteuer der Braut beladen. Darauf waren zunächst die Kisten mit Wäsche und Leinen angefüllt, ferner alles Küchen- und Wirtschaftsgerät und für die Stube ein Kleiderschrank und ein Glas- oder Spiegelschrank oder eine Glasservante für das Festtagsgeschirr. Unbedingt gehörte auf das Brautfuder auch ein Gebund Besen und obenauf wurden die Betten gepackt. Sie waren überzogen und in große Leinentücher eingebunden. Auf der Spitze dieses Fuders wimpelte der mit bunten Schleifen und Bändern geschmückte Spinnrocken und das Spinnrad. In dem Rocken war Zuckerzeug und Süßgebäck eingebunden. Versteckte die Braut ihren Rocken nicht gleich, dann räuberten ihn die Junggesellen beim Abladen aus.

Die Trau- oder Bettfrau („Treufrau“), hieß sie, weil sie die Traukränzel aus Myrte zu flechten hatte, da man früher nicht mit Ringen getraut wurde. Sie hatte sich auch um das Brautfuder zu kümmern, sie schmückte und füllte den Spinnrocken. Sie nahm nach der Hochzeitsfeier den Brautleuten die Kränzel ab, hatte ihnen als Hochzeitsgeschenk eine Tauf- und Kinderaussteuer zu schenken und war später Taufzeugin beim ersten Kind.

Der „Druschma“ (Brautdiener) ging mit dem „Druschma-Riechla“ (Sträußchen) die Gäste zur Hochzeit einladen, ließ sich von der Traufrau die Kränzel geben, ließ sie weihen, besorgte die Bedienung in der Kirche und bei Tisch und die Hochzeitsunterhaltung.⁴⁾

5. Kinderlied und Kinderspiel.

Lieder beim Sommersingen.

Kleine Fischla, kleine,
Schwimmen ei dam Teiche.
::: Der Herr is schien, :::
Die Frau is wie 'ne Leiche,
Die Frau, die hoat a'n ruta Rock,
Die guft goar gern ei a Gruschatop,
Sie wärd sich wohl bedenka
Sie wärd mir wohl woas schenka.

18, 1874, 31, 88 und 512.

⁴⁾ Zu Drechsler I, 284—283. — Vgl. Kuhna, Eine Bauerhut in Woiz bei Neisse ums Jahr 1850. Mittelgeb. II, 1896, 53—56 und Popig, Eine altschles. Bauernhochzeit (Warmbrunn) ebd. 4, 1900, VII, 11—16.

Der Herr, dar hoat an hucha Hüt,
Der gukt goar gern ei a Gruschatop,
Er wärd sich wohl bedenka
Er wärd mir wohl woas schenka.

Rute Rusa, rute
Wachsa uf am Stengel,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
Die Frau is wie a Engel.

Gelobt sei Jesus Christ' zum Summer,
Ich bin a kleener Pummer,
Ich bin a kleener Keenig,
Gat mer nich zu wenig,
Luft mich nich zu lange stiehn,
Ich muß a Häusla weiter giehn.⁵⁾

Die goldene Brücke.

Kriechet durch, kriechet durch,
Durch die gold'ne Brücke.
Sie ist entzwei, sie ist entzwei,
Wir woll'n sie lassen flicken.
Mit was? Mit Gras!
Mit einerei, mit zweierlei,
Der erste kommt, der zweite kommt,
Der dritte muß gesangen sein.

(Zeigt hat sich der Gefangene zu entscheiden, ob er Teufel oder Engel sein will. Dementsprechend wird nun der eine oder der andere Nachreim gesungen, wobei das gesangene Kind in der Brücke geschaufelt wird. Der Teufel wird bei „Bumm, bumm, bumm“ etwas unsanft auf die Erde aufstoßen).

Wir tragen den Teufel in's schwarze Haus,
Wir setzen die schwarze Krone auf,
Bumm, bumm, bumm.
Wir tragen den Engel in's goldene Haus,
Wir setzen die gold'ne Krone auf.
Kling, Kling, Kling.⁶⁾

⁵⁾ Zu Drechsler I, 101—03 und Günther 220.

⁶⁾ Zu Lewalter-Schläger, Dtsch. Kinderlied und Kinderspiel 418.

Tink, Tank, Tellerlein (Kreisspiel).

Tink, Tank, Tellerlein,
Wer klopft an meine Tür?
Ein wunderschönes Engelein
Und sprach zu mir:
Erster Schein, zweiter Schein,
Dritter Schein muß bei mir sein:
1, 2, 3.

Die Kinder bilden einen Kreis und gehen dieses Liedchen singend, herum. Ein Kind schreitet außen in entgegengesetzter Richtung um den Kreis und schlägt bei den Worten: „Erster Schein, zweiter . . .“ immer ein Kind mit flacher Hand auf den Rücken, desgleichen bei 1, 2, 3 drei aufeinander folgende Kinder. Das zuletzt geschlagene Kind scheidet aus dem Kreise aus und muß dem außen herumgehenden Kinde folgen. Dieses Ausscheiden wiederholt sich so lange, bis der Kreis aufgelöst ist. Dann beginnt das Spiel von Neuem.⁷⁾

Auszählreime.

Ene, dene, deck,
Und du schiebst weg.⁸⁾
1, 2, 3 10,
Wo fährt die Eisenbahn hin?
Ber . . . lin, Ber . . . lin!
Wir machen erst kein' langen Mist
Und du bist's.⁹⁾

1, 2, 5,
Strid' mir ein paar Strümpf,
Nicht zu groß und nicht zu klein
Sonst mußt du Haschermann sein.¹⁰⁾

Kinder und Pflanzen.

Aus Eichenblättern machen die Kinder Kränze. Die Blätter werden teilweise so aufeinander gelegt, daß immer die Spitze des einen den Blattgrund des anderen deckt. Durch trockene Ästchen in Streichholzstärke werden die Blätter miteinander befestigt und zwar in der Weise, daß sie

⁷⁾ Zu Lewalter-Schläger 330.

⁸⁾ Zu Perlic, Deutsche Auszählreime aus Rokittniž Dř. 15, 1919, 87, Nr. 8 b—c; Paul, Kinderauszählreime aus Ratibor (DD 8, 1926, 187).

⁹⁾ Zu Paul ebd. 138.

¹⁰⁾ Zu Perlic ebd. Nr. 46, Paul ebd. 139.

quer zur Blattrippe, diese unterfassend, durch das Blatt durchgestoßen werden.

Auch aus den Blättern des „blauen Holunders“ (*Syringa*) werden Kränze gefertigt. Das Blatt wird doppelt zusammengelegt und der Stiel durch die Spitze gestoßen. Das zweite Blatt wird durch die breite doppelt liegende Seite des ersten Blattes und die Spitze des zweiten Blattes gestoßen und so fort.

An den Wegen kommt hier häufig der „rote Holunder“ (*Leu- felszwirn*) vor. Die Blüten, die „Nägel“ werden von den Kindern aus den Kelchen herausgezogen, um dann den Honig mit Vergnügen herauszutischen zu können.

Schließlich gibt der „weiße Holunder“ (*Sambucus*) sein Holz auch hier zum Herstellen von Pfeifen und Sprizen her.

Die Früchte des Laub- und Lebfräutes (*Gallium*), „Kläber“ genannt, werden von den Kindern wie die Kletten gebraucht. Aus den letzteren machen sie mit Vorliebe Körbchen, Stühle mit Lehnen . . . (auch Ottmachau).

Aus Lehm wird „Brot gebacken“; als „Käse und Butter“ kommen dann die Früchte der Malve auf den Tisch („Käsenappla“, „Butterklümpla“). Der noch häufig an und auf der alten Stadtmauer wachsende Mauerpfeffer (*Sedum acre*) wird „Mauerraute“ genannt. Die Kinder verwenden die kleinen dicken Blättchen beim Kaufmannsspielen als Gurken.¹¹⁾

6. Volksheilkunde.

Die Giza-Mutter.

Überall bekannt in Patschau und Umgegend war eine heilkundige Frau, namens Theresia Giza, geborene Klamt (1802—1879). Ihre Kunst war Familienerbgut und hatte nichts mit den Geheimkünsten der Quacksalber und Schäfer zu tun. Sie hatte reiche Erfahrungen in der Anwendung von Naturheilmitteln. Ihre Heilkräuter zog sie selbst im Hausegarten oder sammelte sie auf Wiese und Feld. Sie verlangte für ihre Hilfe keine Entschädigungen, wenn die Patienten ihr nicht selbst etwas anboten. Sie hatte von überall her reichen Zuspruch. Sie war durchaus keine Feindin des Arztes, empfahl ihn sogar öfters in schwierigen Fällen. Kam er dann und fragte: „Was haben Sie bisher unternommen?“ und sagten die Leute: „Wer hoan halt die Giza-Mutter hulla loan,“ dann sagte er meistens: „Da sind Sie ja in guten Händen“.

¹¹⁾ Vgl. Perlick, Zur Verwendung der Pflanzen durch die Kinder in Oberschles., DO 3, 1921, 516. Dazu Czmoł, Zur Verwendung ebd. 583, Hilse, Pflanzen im Kinder- spiel, Opp. Heimatbl. 2, 1926, Nr. 4 und J. O., Der Zieder im Kinderglauben ebd.



1.



2.



3.



4.



5.



6.



7.



9.

Wappenstein aus der Pfarrkirche
zu Deutsch-Krawarn



8.

Zu dem Aufsatz „Über das Wappen der Eichendorff“

Gern hätte sie es gesehen, wenn ihre einzige Tochter mehr Interesse für ihre Heilkunde gehabt hätte. Doch diese wollte nichts mit den „Flaschlan und Salbatöppen“ zu tun haben. So sind mit ihrem Tode die meisten Rezepte verloren gegangen. Nur einige haben sich bis auf ihre in Patschkau lebende Enkeltochter vererbt.

Die Gix'sche Salbe. Diese nach einem alten Familienrezepte hergestellte Salbe zieht mit Leichtigkeit aus gefährlichen Eiterwunden alle Unreinigkeiten heraus, so daß die Stelle von innen heraus bequem ausheilen kann. Die Salbe wird auf folgende Weise hergestellt: Bienenwachs, Rindstalg und weißes Fichtenharz (Weißpech) werden zu gleichen Teilen zusammen gekocht. Nachher wird die Masse in ein Gefäß, das man vorher mit kaltem Wasser ausspülte, gegossen und zum Erhärten ins Kühle gestellt. Beim Gebrauch wird von dieser Masse stets ein Klümpchen auf ein altes, ausgewaschenes Leinwandläppchen geschmiert, so daß ein Pflaster von der Größe der Wunde entsteht, das man auflegt.

Das Gix'sche Harzpflaster. Noch ein anderes Pflaster stellte die Gixa-Mutter her, das man auf ausgerenkte und gebrochene Glieder nach dem Schienen und Einrenken auflegte, um die Heilung zu befördern. Fichtenharz und Rindstalg wird zu gleichen Teilen zusammengekocht und diese Masse noch warm auf starkes Papier aufgeschmiert. Nach dem Erkalten konnte man jede Pflastergröße nach Bedarf davon abschneiden.

Die Ringelrosensalbe. Die Blüten der Ringelrosen (Calendula) wurden in ungesalzener Butter ausgekocht. Dann goß man die flüssige Butter durch ein Sieb, so daß die Blütenteile zurückblieben, ließ die Masse erkalten, und die Salbe war fertig. Sie wurde auf offene Beinwunden, die von Krampfadern herrührten, aufgelegt.

Aus einem Patschauer Garten.

Die Melisse gilt als Tee gegen Krampf. Das Melissenkraut findet aber auch eine ganz besondere Verwendung bei der Behandlung von Bienen, die den Geruch der Pflanze lieben. Wollte man einen Schwarm einfangen, so wurde zuerst der Stock mit Melisse eingerieben, ebenso die Hände. Auch wurden einige Zweige von dem Kraute in das Sieb gelegt, wo der Schwarm hineingeschüttelt wurde. Auf die Weise beruhigten sich die Bienen und „krobselten wie die Schoafe“. Mit den Bienen zugleich steckte man die Melissenzweige in den Stock; sie wurden erst dann herausgenommen, wenn alle Bienen in den Bau eingelaufen waren.

Der Rainfarn (Tanacetum), „Rteenwich“, benutzt man als Tee fürs Vieh, besonders um den Kühen das Kalben leichter zu machen. Für denselben Zweck verwendet man die Kräuter des Weihgebundes (u. a.



Wermut, Weißfuss, Rainsarn...), die am Sonntag Mariä Himmelfahrt (15. August oder Sonntag darauf) geweiht wurden. Das Ganze wird nach dem Weihen abgetrocknet und beim Kalben den Kühen in die Tränke gekocht.

Estragon wird zum Einsauern der Gurken verwendet; auch dient das Kraut als Gewürz zum Schmorbraten. Das Pefferkraut, das man beim Einkaufen von Bohnen dazu bekommt, gibt den Schnittbohnen einen angenehmen Geschmack.

Aus der „Ringelröschen“ (Calendula) wird die schon oben erwähnte „Schmeere“ für offene Wunden gemacht. Peffermünze, Wermut, Tausendguldenkraut hilft gegen Leibschmerzen und verdorbenen Magen, Eibischwurzel (Althaea) gegen Brustleiden und Husten.

An Bierblumen sind vorhanden: „Herrgottskätschla“ (Aconitum), Akelei, „Judas-Silberlinge“ oder „Peterspfennige“, „Tränendes Herz“, Phlox „Liebessflammla“ (Herrgottskresse) u. a. mehr.¹²⁾

7. Volkspoesie in Sprüchen.

Grabsteinsprüche.¹³⁾

Alter Kirchhof.

Nur wer dich im Leben näher kannte,
Weiß, wie viel dieß stille Grab umschließt.

1839 u. 1849.

Du kamst, du gingst mit stiller Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland!

Woher? Wohin? Wir wissen nur —
Aus Gottes Haus in Gottes Hand.

1875.

Wir oft mit Tränen an Deinem Grabe stehn,
uns inniglich nach Dir sehnen,
bis wir Dich wiedersehn.

1868.

Was wollt ihr euch betrüben,
Dass wir zur Ruh gebracht,
Seid still, ihr unsere Lieben,
Gott hat es wohl gemacht.

1887.

Duldend schwerer Krankheit Schmerzen
Gingst Du ein zur ew'gen Ruh;
Mutig mit ergebnem Herzen
Strebtest Du dem Himmel zu.

1897.

¹²⁾ Vgl. Perlic, Aus der Volksmedizin, Schw. Adl. 3, 1921, 31, 1; Wunschit, Im Bauerngärtchen, Nr. 1, 1924, Nr. 7 und Czerny, Die Pflanze im Gebrauch, Sitte, Kult und Übergläuben in Oberschles., Buch. 1, 1924, 37.

¹³⁾ Zu Perlic, Volkskundliche Bibliographie 1923—24, 161—62.

Von den Deinen früh geschieden
Gehst Du schon zum ew'gen Frieden,
Hörest nicht der Gattin Klagen,
Siehst nicht Deiner Kinder Schmerz,
Ach, sie könnens kaum ertragen
Und vor Wehmut bricht ihr Herz.

1897.

Neuer Kirchhof.

Eine Morgenrose stand
Im betauten Glanze;
Eh die Mittags-Gluth sie drückte,
Kam der Gärtner, und er pflückte
Sie zum schönsten Kränze.

1892.

Liebe Eltern, laszt das Weinen,
Mit Engeln tat mich Gott vereinen.

1904.

Was wir geliebt, das lebt
in unserem Herzen ewiglich.

1905.

Ruhe sanft, Du kleiner Engel,
Decke Dich die Erde leicht,
Du entgingst der Welt voll Mängel,
Und hast früh Dein Ziel erreicht.

1912.

Trinksprüche.

Das Trinken lernt der Mensch zuerst,
Biel später erst das Essen,
Drum soll der Mensch aus Dankbarkeit
Das Trinken nicht vergessen.

Trinkst d', sterbst d'
Trinkst nich, sterbst och!
Also trinkst d'.



8. Sagen.

Vom Hirtenbilde in der Kirche.

In der Patschkauer Pfarrkirche, oben an einer Gewölbekappe des Mittelschiffes steht man das lebensgroße Bild eines Hirten in knieender Stellung, der die Hände zum Gebet erhoben hat. Zur Rechten der Figur ist eine Kanne, und zu ihrer Linken ist ein Hirtenhorn abgebildet.

Der Sage nach soll nämlich Ende des 15. Jahrh. der Gemeindehirt Thomas Werner (Martin Werner, Werner Thomas, Martin Vogt) auf der städt. Viehweide durch das Wühlen der Schweine eine zinnerne, mit Gold- und Silberstücken angefüllte Kanne gefunden und dieses Geld zum Kirchenbau geschenkt haben.¹⁴⁾

Der Tartarenbrunnen in der Kirche.

Im westlichen Seitenschiff steht innerhalb der Kirche ein Brunnen. Über den Ursprung wird folgende Sage erzählt:

Die Tartaren hätten sich bei einer Belagerung in die Stadt eingeschlichen und sämtliche Brunnen vergiftet. Die Bewohner zogen darauf in die Kirche und batzen Gott um Wasser, da sie sonst verdursten müssten. Beim Beten sprang Wasser in der Kirche hervor.

Eine andere Fassung lautet: Tartaren seien in die Stadt eingedrungen. Die bedrängten Bewohner zogen sich in die Kirche zurück und verteidigten sich hier. Da sie hier Not an Wasser litten, gruben sie in der Kirche nach Wasser und fanden eine Quelle, den heutigen Tartarenbrunnen.¹⁵⁾

Wie S. reich geworden sind.

Dem Vater der beiden jekigen S. soll eines Nachts einmal ein Feuermann erschienen sein, das ihn aufforderte, eine Hacke zu nehmen und in den Keller zu steigen. Erst als das Männchen das dritte Mal erschien, ging S. mit und fand unter dem Gemäuer eine Kiste mit einem Schatz, der ihn zum Ansehen und Reichtum vechalf. So erklären sich die Patschkauer das Reichwerden der S.¹⁶⁾

¹⁴⁾ Vgl. Zimmermann, Beiträge 1786, III, 302; Patschkauer Wochenblatt 1838, Nr. 13, 102; Nr. 18, 141 (Schneider); Schneider, Geschichte der Stadt Patschkau 1843, 560—61; Brosig, Patschkauer Wochenblatt 1895, Nr. 12; Kopieß, Schles. Vorzeit 49, Bericht S. 58; Brosig, Patschkau im Sprichwort, D 7, 08—09, 598—605, Brosig, Adress- und Auskunftsbuch der Stadt Patschkau v. J. 9; Brosig, Führer durch Patschkau und Umgebung (1911) 16—17.

¹⁵⁾ Vgl. Zimmermann III, 302 (Tartaren haben 1241 den Brunnen angelegt); Schneider, Geschichte von Patschkau 1843, 20, 559—560; Brosig, Führer. (1919), 19; Brosig, Adressbuch . . . 10.

¹⁶⁾ Moderne Sage.

Der Hund bei Alt-Patschkau.

An der Chaussee von Patschkau nach Alt-Patschkau steht links ein ziegelgemauerter Bildstock, in dem ein Bildchen mit der Darstellung Jesu im Tempel hängt.

An dieser Stelle soll oft Leuten, die spät in der Nacht dort vorbeigingen, ein schwarzer Hund ohne Kopf erschienen und ein Stück des Weges nachgelaufen sein.¹⁷⁾

Die Fenizmannla an der Neissebrücke.

Nachts zwischen zwölf und ein Uhr soll man öfters an der Patschkauer Neissebrücke die Fenizmannla in eifriger Tätigkeit gesehen haben. Sie waschen in der Neisse ihre winzigen Wäschestücke und hingen sie am Brückengeländer oder auf Schnuren am Ufer zum Trocknen auf.¹⁸⁾

9. Reden des Volkes und Namenkunde.

Sprichwörtliche Redensarten. Wenn der Herrgott a Narr will haben, so lässt er dem alla Manne sein Weib sterben. Da macht er dann die tümmlsta Stückla. — Ein Hause, wo's Weib regiert, do tanzt der Teufe usm Hersta.

Patschkauer Witz,
Ottmachauer Geschütz,
Neisser Bier
Und Wansener Geld
Sein die besten in der Welt.¹⁹⁾



Die Patschkauer alten Jungfern müssen den Kirchturm waschen, während die alten Junggesellen das Wasser in Sieben hinaufzutragen haben.²⁰⁾

¹⁷⁾ Zu Kühnau I, 307—322. Lesart zu Nr. 279.

¹⁸⁾ Zu Kühnau II, 64—150. Wahrscheinlich verbreitet vom Münsterberger Gebiete aus. Überhaupt ist hier das Motiv von dem Überschreiten der Oder durch die Fenizmännchen zu Hause.

¹⁹⁾ Patschkauer Wochenblatt 1836, 245; Brosig, Patschkau im Sprichwort, D 8, 09—10, 79—85.

²⁰⁾ Patschkauer Wochenblatt 1838, Nr. 11, 85; Nr. 19, 146; Kühnau III, 147; Drechsler I, 282, II, 181; Brosig Missellen, D 8, 09—10, 131—34; F. R., Alte Jungfern und Türme, D 9, 10—11, 213; Gleiche Redensart vom Stephansturm in Wien, nach Erl. Freiheit, die ich meine. Wien 1848.

Such' mich bei Patschke (zu Potschke).²¹⁾ Der ist vun Frankensteen, der hot a lohmes und a krummes Been.²²⁾

Vogelrufe (Pirol) Schenk' mer a Rändla Bier ei. — Der Herr von Bülow („vom Büro“).²³⁾

Namenkunde. Volkstümliche Ortsbezeichnungen.

„Gänsewinkel“ (Am Kämischbache); „Kirchgässel“;²⁴⁾ „Jägerberg“ (Questenberg). Bischof Johannes verlieh 1514 der Stadt das Recht, hier für ihre Zwecke Steine zu brechen. Vgl. Schneider 155—56); „Pelsberg“ (nach dem Besitzer Pels vom Marienhof, Hof am früheren Burgberge. Vgl. Schneider 14); „Nachtigallenstieg“, „Hohe Ufer (An der Neisse); „Rosinkaberg“ (Rosinenberg); „Schneckenberg“ (beim Altersheim). „Galgenberg“ (Schneider 477). — Gasthöfen. Zum Bürgerlichen Brauhaus (Marktplatz, Ecke Neisserstr.); zum Rautenfranz (Marktplatz 16); zum weißen Ross (ebd. 40); gelber Löwe (Bollstr. 16); zum gold'nem Becher (ebd. 1); zum goldenen Schwert (Frankensteiner Straße); zum Eisernen Kreuz (Wallstraße 120); zum Schlesischen Hof (Nikolaistraße 132); zum Schwan (früher zum goldenen Stern, Breslauer Straße 107); zum Kronprinzen (ebd. 110); zur goldenen Sonne (ebd. 85, jetzt Salzniederlage der Firma Colmar Wenzel); zum Schützenhaus (Schützenstr. 178); zum deutschen Haus (Neisser Straße); zum Feldschlößchen (Nikolaistraße).²⁵⁾ — Villennamen. „Elsa“ (Wallstr. 12); „Rosa“ (ebd. 115 b, J. G. 1902); „Maria“ (Dr. Hahnstr. 161 g); „Süß-Heil“ (161 m); „Daheim“ (Bollstraße).

²¹⁾ Vgl. Patschauer Wochenblatt 1838, Nr. 13, 102; Nr. 18, 14 (Schneider); Schneider ebd. 1842, Nr. 39, 308; Nr. 40, 316; Nr. 41, 323; Nr. 42, 33; Schles. Provinzial-Blätter 5, 1866, 428 und 485; 6, 1867, 215—216; Wanderer, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 1873, III, 1198; Schröller, Schlesiens Land und Leute I, 65; Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 4, 1901, VIII, 89; Brosig, Patschau im Sprichwort 8, 09—10, 79—85; Knötel, zum Artikel Patschau im Sprichwort 8, 09—10, 197; der schles. Dialekt und das schles. Sprichwort im Notgeld, DD 4, 22, 238.

²²⁾ Vgl. Mitteilungen der Schles. G. für Volkskunde 4, 1901, VIII, 89.

²³⁾ Vgl. Willisch, Die Vogelwelt in der Sprache und im Glauben des oberösterreich. Volkes, DD. 3, 1921, 551.

²⁴⁾ Vgl. Schneider, Über die Benennung der Straßen und Plätze in älterer und neuerer Zeit (Geschichte der Stadt Patschau 588—591); vgl. Zeit, Breslauer Häusernamen, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 36, 1901, 121.

²⁵⁾ Vgl. Kamiensky, Aktuelle Gasthausinschriften aus der Vergangenheit (Oppeln) 1913, 1917, 92—93. Zeit, Wirtschaftsbilder, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 8, 1906, 40—43; Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 36, 1901, 121; Schles. Zeitung 1902, Nr. 60, 67 und 76; Klapper, Volkskunde 1925, 32—33 (Breslau).

Heimatkundliche Bestandsaufnahme durch die Schlesischen Provinzialblätter.

Von Bibliothekar Friedrich Kamiensky-Hindenburg.¹⁾

Der folgende Beitrag enthält einen Vorschlag für die Ausstattung der Heimatkunde. An diesem Vorschlag ist aber der Historiker interessiert. So wohl seine Arbeitsweise (Kritik und Heranziehung anderer Quellen) wie seine Freude am Fundergebnis werden berührt. Am Werke soll aber der Heimatkundler sein.

Bisher war es meistens so, daß der heimatkundlich arbeitende Forscher oder Kenner jeden, auch den kleinsten Fund zu Aufzählen verarbeitete. In vielen Fällen wurde dies auch sehr dankbar begrüßt. Besonders in Orten oder Kreisen, wo bisher wenig für die Erforschung der Heimat getan worden war. Seit einigen Jahren nahm das Verarbeiten einzelner Altenstücke oder historisch-statistischer Verzeichnisse sogar einen großen Umfang an. Da nur wenige der Kenner oder Forscher Anschluß an große Archive (Staatsarchiv, Diözesanarchiv, Stadtarchive Neisse, Troppau, Ratibor) hatten, blieb das Forschungsergebnis auf halben Wege stehen. Da aber die Druckmaschine lief und laufen mußte, da z. B. auch die Zeitungen „heimatkundlichen Stoff“ brauchten usw., verlor sich die heimatkundliche Forschung bald in einem un durchdringlichen Wald von Zeitungsartikeln. Nur der Fachmann aber kann an diesen unterscheiden, ob es nur feuilletonistische Bearbeitungen schon bekannten Stoffs²⁾ oder neu geschöpfte Quellenstudien waren. Selbst der landeskundlich interessierte Redakteur war oft zu dieser Unterscheidung machtlos. Dazu kommt, daß die „Heimatkundlichen Beilagen“ der Tageszeitungen geradezu sich zu ganzen Magazinen von Einzelergebnissen der Heimatforschung auswachsen. Einzelne könnte man fast als Regesten zur Geschichte

¹⁾ Zur Zeit befindet sich folgende größere Arbeit des oben genannten Verfassers im Druck „Zur Geschichte des Buchdruck-, Buchbinder-, Buchhandelungs- und Zeitungswesens in Oberschlesien bis 1816“, wofür der Verfasser längere Zeit Archivstudien getrieben hat. — (Anmerkung der Redaktion.)

²⁾ An dieser Stelle sei auf eine eigenartige Ausnutzung heimatkundlicher Arbeit durch 2 Zeitungen des Industriegebietes hingewiesen. Nachdem eine so wenig Erfindungsgabe aufbrachte, daß sie einfach den Titel meiner Zeitschrift „Volk und Heimat“ für ihre Beilage widerrechtlich benutzte, indem sie, die Worte umstellend, „Heimat und Volk“ gebrauchte, setzte ihre Konkurrentin der Erfindungsarmut die Krone auf, indem sie ihre Beilage tatsächlich „Volk und Heimat“ nannte. Man sollte meinen, daß auf dem Gebiete der Heimatpflege solche Dinge besser unterblieben.

Oberschlesiens seit der Zeit Friedrich des Großen bezeichnen. Leider berücksichtigten diese aber auch nicht das in den großen Archiven geborgene Altenmaterial. Geht diese Methode noch etwa 4—5 Jahre so weiter, dann sind einzelne Kreise, Gau oder Städte so weit, daß sie ganze Registerbände zu den Einzelfunden werden herausgeben müssen. Übersichtlichkeit ist in der Geschichtsforschung der ordnende Leitgedanke bei der Materialsammlung.

Nehmen wir einmal an, in irgend einem Altenstück oder auch in einer Literaturstelle wird ein nur lokal zu wertender Fund gemacht. Es erscheint in der nächsten Zeit dann ein Zeitungsartikel darüber. Nach einem halben Jahr wird eine andere Literaturstelle dazu gefunden. Alle Beteiligten können nun von Glück reden, wenn ein anderer Kenner die Sache ebenfalls nur in einem Zeitungsartikel aufgreift und mit mäßiger Wiederholung dasselbe noch mal, nur mit einer andern Schattierung sagt. Und so geht es fort, bis durch 5—6 malige mosaikähnliche Ergänzung das Einzelbild historisch feststeht. Das die Forschung begrenzende und regelnde Motiv der Materialbeschränktheit der Archive fehlt hier. Dem Historiker geht das 5—6 malige Durchkauen einer Sache auf die Nerven, der gewöhnliche Zeitungsleser aber wird durch die ständige Wiederholung abgestumpft. Die Folge ist Gleichgültigkeit gegen Fragen der Heimatkunde.

Ganz wird sich der geschilderte Übelstand nicht vermeiden lassen, denn man kann Feuilletonisten, Zeitungen, Forscher und Heimatfreunde nicht unter einen Hut bringen. Dafür sollte aber ein Versuch gemacht werden, eine unserer größten Quellenwerke für Schlesien, die „Schlesischen Provinzialblätter“ einer heimatkundlichen Bestandsaufnahme zu unterziehen. Auch muß zugegeben werden, daß gerade der Heimatkundler, d. h. der aus Liebhaberei der Heimatpflege dienende Heimatfreund berufen ist, der Forschung Dienste zu erweisen, auf die der streng wissenschaftliche Forscher nicht verzichten kann. Um nur ein Beispiel anzuführen: Das ganze Gebiet der Volkskunde ist ohne die Mitarbeit vieler, selbst der einfachsten Personen ganz undenkbar. Gerade wegen dieser Unerlässlichkeit dieser Quellen, die von der Heimat- und Volksforschung erschlossen werden, gilt es, die Anteilnahme der interessierten Kreise wach zu erhalten.

I.

Setzen wir neben die biologische und physiologische Bestandsaufnahme, die wir aus der Naturforschung kennen, die heimatkundliche Bestandsaufnahme durch große historisch-statistische Zeitschriften. Die „Schles. Provinzialblätter“ mit ihrer von 1785 bis 1875 (mit 13 Jahren Unterbrechung) reichenden Sammlung unendlich vieler Einzelheiten bieten dazu die reichste Fundgrube. Wer Band für Band, Blatt für Blatt durchgeht, wird darin eine fast endlose Reihe von Notizen über oberschlesische Städte, Dörfer, Schlösser,

Familien, Einzelpersonen, Ereignisse, Landesteile, Gebräuche und sonstige Einzelheiten vorfinden. Besonders die im Anhang und literarischen Teil enthaltenen Angaben, Inserate und Personalnotizen liefern fast Zeile für Zeile Material. Dieses genau herauszuziehen, erfordert den Zeitraum von mehreren Monaten für jeden Band. Da jedes Jahr 2 Bände zählt, hat eine Kraft mit der Durchsicht ein Jahr daran zu tun. Der Stoff ist spröde. Wenn z. B. nur Nord-Oberschlesien interessiert, wird an den Einzelheiten aus Ostoberschlesien immer wieder vorbeigleiten wollen. Daher muß die konsequente Durchsicht eines Jahres aufgewogen werden durch das Bewußtsein, daß in Oberschlesien 89 andere Bearbeiter an die 89 weiteren Bände ihre Mühe setzen. Daher sollte niemand — er sei denn ein Kröbus in seiner Zeit — die Arbeit allein beginnen.

Die Bestandsaufnahme erfolgt natürlich auf einheitlichen Zetteln.

Beispiel 1.

Kiß: 71. Bd., S. 449, Jahr 1890.

Gießereiaufseher Kiss wird zum Hüttenmeister und dritten hüttenamtlichen Mitglied in Gleiwitz ernannt.³⁾
(andere Kennworte:) Hüttenmeister, Gießerei Gleiwitz.

Beispiel 2.

Bahrze: 71. Bd., S. 450, 1820.

Der kgl. Schichtmeister Nehler wird zum Bergzehnter beim kgl. Münsterberg-Glatzischen Bergamt in Reichenstein ernannt.
(andere Kennworte:) Nehler, Reichenstein, Bergmännische Namen.

Beispiel 3.

Wunster, Karl: 71. Bd., S. 436, 1820.

Schreibt einen Artikel darüber, daß der Leibarzt des Fürsten von Pleß, Kreisphysikus Dr. Pfaff einer 119 Jahre alten Greisin Chomihalek in Kraßow geholfen hat.
(andere Kennworte:) Kraßow, hohes Alter, Pfaff, Fürst Pleß, Kreisphysikus, ärztliche Kunst, Philanthropie, Chomihalek verw. Biobro.⁴⁾

Diese Zettel werden fortlaufend nummeriert und erhalten schon während der Niederschrift vom Bearbeiter Verweisungszahlen, die hinter den unteren Kennworten folgen.⁵⁾ Jeder Zettel darf aber vom Bearbeiter nur einseitig

³⁾ Eine außergewöhnliche Bereicherung würde so die Familienforschung erfahren.

⁴⁾ Bei Bedenken gegen die Sorgfalt der Durchsicht können Stichproben sofort die Brauchbarkeit und Vollständigkeit des Zettelmaterials feststellen.

⁵⁾ Sollten doch Umstellungen vergessen worden sein, so können die nachträglich erfolgten einfach durch Hinzufügung von a, b, c, d usw. an die Numerierung richtig eingereiht werden.

und einfarbig beschrieben weden. Es sagt dann schon die Vorderseite des Blatts, daß ihr ganzer Inhalt vom Bearbeiter des Bandes 71 (1820) stammt.

II.

Die ganz Oberschlesien und alle erschienenen Bände der „Schles. Provinzialblätter“ umfassende Sammlung dieser vielleicht 100 000 übersteigenden Zettel ist klar, soweit es sich um die lokale Einordnung handelt.

Beispiel: Der Bearbeiter G. in Leobschütz hat im Jahre 1890 200 Zettel für Beuthen herausgezogen. Er sendet diese an eine Vermittlungsstelle, die sie nach Beuthen an den dortigen Bearbeiter F. abgibt, sobald dieser aus dem Jahrgang 1821 oder sonst einem die darin vorkommenden Zettel über Leobschütz abgesandt hat. Aus 78 Jahrgängen hätte z. B. Beuthen bei einer Durchschnittszahl von 200 Zetteln rund 15 000 Notizen zur Ergänzung seiner Geschichtsforschung zu erwarten. Kommen die Zettel aus dem Austauschverkehr zurück, so lassen sie sich nach der laufenden Nummer leicht wieder einordnen.

Bedeutend interessanter wird aber das Austauschsystem, sobald die einzelnen Bearbeiter die Zahl für einzelne Kennworte nach systematischer Anordnung sich gegenseitig bekannt geben.

Beispiel: In einer gemeinsamen Sitzung oder durch den Druck wird von einem Bearbeiter das „Quartan-Fieber“ festgestellt. Sofort erinnern sich andre Bearbeiter, daß auch in ihrem Material das Quartan-Fieber vorkommt. Alle darauf verweisenden Zettel wandern nur zur Abschrift an den Sucher und dann wieder zurück zur Fundstelle.

Es wird sich in der Praxis bald herausstellen, an welchen Stellen einzelne Stoffe bearbeitet werden können und sollen, z. B. Vorgeschichte, Volkskunde, Sagen, Volkslieder, kirchliche Ereignisse, Kunstdenkmäler usw. Voraussetzung ist, daß die systematische Verarbeitung von allen Bearbeitern einheitlich erfolgt. Selbstverständlich muß sich auch jeder Bearbeiter einen Schlagwortkatalog anfertigen. Dieser weist nur das Thema und die Nummer des jeweils dazugehörigen Zettels auf. Der Wert dieses Katalogs wird durch folgenden „Schlüssel“ noch erhöht, der selbst bei einem etwaigen Abhandenkommen der Zettel den Benutzer des Schlagwortkatalogs in Stand setzt, die betreffenden Stellen im „Schles. Prov.-Blatt“ selbst aufzusuchen. Durch Hinzusetzen der römischen Ziffern I—VI (je nach dem Monat, in welchem die Stelle vorkommt) wird die Katalogangabe schärfer datiert und leichter auffindbar.

Sollte z. B. in Oberschlesien eine Bibliothek, ein Museum oder eine Heimatstelle sich dazu ausschwingen, Abschriften von allen diesen Schlagwortkatalogen anzufertigen, dann kann diese Stelle überhaupt der Vermittler

eines beträchtlichen Teils der oberschlesischen Geschichtsforschung werden, mindestens aber von 1740 an. Natürlich sollen diese Zettel und Zettelabschriften den Einblick in die Literaturstelle und dergleichen selbst nicht ersetzen. Aber als Auskunftsmitte und zur lückenlosen Quellennachweisung gibt es keinen geeigneteren Vorschlag als diese „heimatkundliche Bestandsaufnahme der Schlesischen Provinzialblätter“. — Daß nach Vollendung derselben weitere Zeitungen, Zeitschriften, Sammelwerke usw. ebenso bestandsverzettelt werden können, liegt auf der Hand.

III.

Die oben geschilderte Bestandsaufnahme kann durch Heranziehung mehrerer Zeitschriftenfolgen zu einem Auskunftsmitte für das 17., 18. und 19. Jahrhundert werden. Mühsamer wird aber die Arbeit, wenn es sich um die Zeit des Mittelalters handelt. Hier müssen zur Bestandsaufnahme Regesten, Altenauszüge, Protokolle, ja ganze Archive herangezogen werden. Hier setzt die Aufgabe der Wissenschaft ein. Es kommen sprachliche Schwierigkeiten hinzu. Es ist aber nicht zu verkennen, daß gerade dann, wenn eine Reihe von Erfahrungen aus der Bestandsaufnahme durch Zeitschriftenfolgen vorliegen werden, auch die wissenschaftliche Forschung aus diesen Erfahrungen wertvolle Fingerzeige, Entlastungen und Ersparnisse erhalten kann.

Gerade in Oberschlesien, wo die Frage der Schaffung eines Staats- oder Landesarchivs noch fraglich ist, wird bei der eigentümlichen Verkettung des ober- mit dem niederschlesischen Forschungsmaterial man ja doch vielfach zu umfangreichen Altenauszügen im Staatsarchiv Breslau schreiten müssen. Und selbst wenn es Oberschlesien gelingen sollte, ein eigenes Archiv sich einzurichten, in dem auch Altenbestände aus dem Mittelalter enthalten sind, so wird es dennoch sich als notwendig erweisen, alles das, was zeitlich zwischen dem 17. Jahrhundert und dem Schlußband der schlesischen Regesten an Alten vorhanden ist, nach und nach irgendwie durchzusehen und einer intensiven Forschung durch Veröffentlichung oder Sammlung zugänglich zu machen. Es zeigt sich auch hier, daß die heimatkundliche Forschung unmittelbar in die Bahnen der geschichtswissenschaftlichen Methode mündet, diese voraussetzt oder sie vorbereitet.

Beiträge zur oberschlesischen Volksheilkunde.

Von Emanuel Czmoł.

1. Von oberschlesischen Schäfern.

In Oberschlesien pflegte man früher, namentlich auf dem Lande, in Krankheitsfällen nicht einen Arzt aufzusuchen, sondern man begab sich zu einem im Rufe großer Heilerfolge stehenden Schäfer. Diese erfreuten sich beim Volke eines größeren Vertrauens als die studierten Ärzte und hatten demzufolge auch mehr Zuspruch als letztere. Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte in Birawa im Kreise Kosel ein solcher „Wunderdoktor“, dessen Ruhm weit über die Grenzen Oberschlesiens gedrungen war und zu dem Patienten selbst aus Mähren, Polen und Österreich-Schlesien pilgerten. Eine persönliche Vorstellung des Kranken oder der leidenden Person war aber bei ihm nicht erforderlich, denn er erkannte die Art der Krankheit aus dem Urin und verordnete dementsprechende Heilmittel. Den Urin brachte man ihm in kleineren Glassfläschchen, und im Dorfgraben vor seiner Wohnung hatte sich ein ansehnlicher Haufen dieser weggeworfenen „Urinpusques“ angesammelt.

Fast ebenso berühmt wie dieser Schäfer in Birawa war sein Bruder in Ruda O.-S., bekannt im Volke unter der Bezeichnung: „Der alte Schäfer von Ruda.“ Beide waren von Hause aus richtiggehende Schäfer; wandten sich aber, nachdem von ihrer Dominialherrschaft die Schafzucht aufgegeben worden war, der „Heilkunst“ zu. Sie beschränkten sich in ihrer Praxis nicht auf ein bestimmtes Gebiet, sondern behandelten sämtliche Gebrechen und Krankheiten bei Menschen und Vieh.

Jeder von ihnen hatte sich eine besondere Behandlungsmethode zurechtgebildet. Während der Birawaer Schäfer sich mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben verstand, pflegte sein Rudaer Kollege im Medusalap seine Besucher erst mit einer gehörigen Moralspaufe zu empfangen und sie ob ihres lasterhaften Lebenswandels tüchtig auszuweichen. — Nachdem er so dem Patienten den Standpunkt gehörig klargemacht hatte, ließ er sich zur Inaugenscheinnahme des in einem Glassfläschchen mitgebrachten Urins herbei und traf darnach seine Anordnungen.

Die Medizin, welche in einem Kupferkessel auf dem Herde aus zwölferlei Ingredienzien, meist aus Kräutern und Wurzeln, gekocht wurde, pflegte er in die vom Urin entleerten Fläschchen zu füllen. Sie bildete gewissermaßen ein „Universalelixier“ gegen alle möglichen Krankheiten

und Beschwerden. — Bezahlung heisste er nicht für seinen Rat; jedoch spendeten ihm seine zahlreichen dankbaren Patienten so reichlich, daß er davon leben und seine Angehörigen unterstützen konnte.

Ein Sohn des Rudaer Schäfers übte seine Heilpraxis in Zernik bei Gleiwitz aus; jedoch erlangte er bei weitem nicht die Berühmtheit, die sein Vater und Onkel besaß. — Dasselbst lebte auch ein anderer „Heilbesessener“, ein unter der Bevölkerung unter der Bezeichnung: „wróz“ bekannter weißer Mann, dessen Spezialität das „Besprechen“ von Seropfleiden und Augenübeln bildete. Man nannte dies „luska zażegnować“. Zu diesem Zwecke mußten die Patienten sich bei ihm früh vor Sonnenaufgang einfinden, wo er dann mit nach Osten gewandtem Gesicht durch Handauflegen auf den Scheitel des Patienten und Hersagen eines Spruches die Besprechung des Übels vornahm.

Ein berühmter Schäfer ordinierte in Himmelwitz, jenem Dorfe im Groß-Strehlitzer Kreise, bekannt durch seine Cisterzienser-Klosterkirche. Dieser übte ebenfalls die Methode der Erkennung der Krankheiten aus dem Urin, jedoch stellte er die Medizin nicht selbst her, sondern fertigte richtige Rezepte aus und schickte damit die Leute in die Apotheke.

In Annaberg (Preuß. Oderberg), Kreis Ratibor, lebte noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, im alten Rothschildschen Schloß ein Schäfer, der, nachdem die Schafzucht im dortigen Dominium aufgehoben worden war, auch „Doktor“ wurde; im Schlosse hatte er seine Auszugswohnung. Durch seine Tätigkeit als praktischer Schäfer hatte er sich viel Gewandtheit im Heilen innerer Krankheiten angeeignet. Von weither kamen Leute zu ihm und bei langwierigen Krankheiten bezogen sie sogar im Dorfe möblierte Zimmer. So weilte in den 80er Jahren eine reiche Dame aus Wien bei dem Annaberger Doktor; sie hatte ein inneres Leiden und ihr damals 10 jähriger Sohn hatte ein gebrochenes Bein; beide wurden ausgeheilt. Ein andermal weilte eine reiche Dame aus dem Elsaß in Annaberg, um sich von dem „Wunderdoktor“ heilen zu lassen; auch ihr wurde geholfen. Jedenfalls hatte dieser Schäfer viele Heilerfolge zu verzeichnen. Auf Knochenbrüche verstand er sich besonders gut. Eine jüngere Dame kam zu ihm mit einem schief geheilten Unterschenkel. Ohne viel Federlesens brach der große und kräftige Mann das Bein nochmals und heilte es gerade. Als die Dame vor Schmerz aufschrie, sagte der „Doktor“ lächelnd: „Was schreist du, es ist ja schon vorbei.“ Es wurden überhaupt von diesem Manne viele witzige Geschichten erzählt.

In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts war auch in Groß-Peterwitz, Kreis Ratibor, ein Wunderdoktor; obwohl früherer Schäfer, heilte er mehr nach der Art von „Doktor Ast“, meist nach dem Urinbefund; er hatte großen Zuspruch.

Unrichtig und ungerecht wäre es, diese Männer als bewußte Kurpfuscher zu bezeichnen. Nichts weniger als das. Sie handelten vielmehr im besten Glauben, ihren leidenden Mitmenschen zu helfen, und zwar jeder auf seine Art.

2. Ihre Heilmethoden.

Obgleich die Schäfer jahrzehntelang ihre Praxis ausgeübt haben, hat es keiner von ihnen zu einem nennenswerten finanziellen Erfolg, wie ihr Kollege Aßt in Radbruch in Westfalen, gebracht. Ihr Arzneimittelschatz umfaßte in der Regel nur eine geringere Anzahl verschiedener pflanzlicher Drogen und Produkte aus dem Tier- und Mineralreiche. Es dürfte daher von keinem Interesse sein, einen Blick in den „Arzneischrank eines solchen oberschlesischen „Medizinmannes“ zu werfen. Da ist an erster Stelle der Lehm zu erwähnen, welcher zu mannigfachen Umschlägen (bei Verbrennungen, Bienen- und Wespenstichen) Anwendung findet. Als Universalheilmittel bei Gliederreizen, Gicht und Rheumatismus diente eine Salbe aus Harz, Pech und Wachs. Diese Salbe wurde auf gelbes Strohpapier ausgestrichen, und mit diesem Papier wurden dann die schmerzenden Glieder umwickelt. — Bei Halsschmerzen und Mandelentzündung wurde um den Hals ein Umschlag aus Schwabbensteern aufgelegt, welche in einem Topf mit Fett zusammengeschmort worden waren. —

Auch Umschläge mit Speck und heißenwärmtem Kochsalz wurden angewendet. Bei Brustfell- und Rippenfell-Entzündung wurde folgendermaßen verfahren: Ein Stück Räucherspeck wurde angezündet und das herabtropfende, brennende Fett in ein daruntergehaltenes Gefäß mit heißer Milch aufgefangen. Diese mit dem gebrannten Fett vermischte Milch mußte so heiß als nur möglich von dem Kranken getrunken werden. Dieses Mittel soll selbst in hoffnungslosen Fällen, wo der Kranke bereits von den Ärzten aufgegeben war, noch geholfen haben.

Unter der Hindenburger Bevölkerung wird vielfach auch noch jetzt das aus den starken Schenkelnöchen des Pferdes herstammende Knochenmark (in Oberschlesien nennt man es allgemein „Marks“) als einzig sicher wirkendes Schmiermittel bei Rheumatismus und Gliederreizen angewendet.

Hundefett gilt als ausgezeichnetes Heilmittel bei Auszehrung und Schwinducht. Dasselbe wird wie Lebertran eingenommen oder auch in Kaffee zusammen getrunken.

Hasenfett ist seit altersher ein bekanntes und beliebtes Hausmittel zum Auflegen auf Geschwüre; bei eiternden Wunden wird es aufgelegt; auch dient es zur Entfernung von unter die Haut gedrungenen Splittern und Dornen. Die Raubschützen und Wilderer benutzten es zur Heilung von Schußverletzungen, die ihnen öfters bei Ausübung ihres nächtlichen Handwerks von den Jagdhütern beigebracht werden.

Rindstalg wird bei wundgelaufenen Füßen und zum Auflegen auf stark blutende Wunden verwendet.

Bei Quetschungen und Verrenkungen wird ein Pflaster von in Fett geschmorten Wurzelstöcken des Weinweiss (Symphytum officinale L.) aufgelegt.

Bei Husten und katarrhalischen Erkrankungen der Atmungswege wird der aus geschmorten Zwiebeln ausgedrückte Saft mit Kandiszucker eingenommen. Auch ein Tee, bereitet aus Haserrispen oder Haserstroh, und versüßt getrunken, leistet gute Dienste in diesem Falle.

Bei Erschöpfungszuständen, Schwinducht pp. wird ein Tee bezw. eine Abkochung von Hanf- oder Leinsamen, auch von Roggen, von den Schäfern als lebenerhaltendes und lebenfristendes Getränk verordnet.

3. Sonstige Volksheilmittel.

Geröstete ganze Zwiebeln, unter die Fußsohlen angelegt, helfen sofort auch gegen den hartnäckigsten Schnupfen. An Auszehrung leidende Kinder sollen in einer Abkochung von Kamuswurzelstäben und den Stengeln des wohlriechenden Kälberkropfes (Chaerophyllum aromaticum) gebadet werden. — Quendel, Malvenblüten und junge Kiefernzprossen spielen in der Volksheilkunde eine große Rolle. Ebenso Liebstöckel, das Mutterkraut, die römische und die echte Kamille werden vielseitig angewendet. — Salbei, Pfefferminze, Tausendguldenkraut, Sanikel, Gundermann, Bitterklee, echter Ehrenpreis, Königskerze, Baldrian, Baumrübe, Mant, Schafgarbe, Rainfarn, Wermut, Beifuß, Husflattich, Ringelblume, Gänsefingerkraut, Blutwurz oder Tormentille und Schachtelhalm bilden den Hauptbestandteil der von den Kräuterfrauen auf den oberschlesischen Märkten zum Verkauf gebrachten Heilkräuter. Blaubereiste Wacholderbeeren werden als Schutz gegen ansteckende Krankheiten gekauft.

Die zerquetschten Blätter des breitblättrigen Weigerichs werden mit nie aussbleibendem Erfolge auf schwerheilende Wunden und Geschwüre aufgelegt. Zu gleichem Zweck werden die frischen flebrigen Blätter der Schwarzerle verwendet.

Der aus den Blättern der Weißbirke bereitete Tee ist schon von altersher als ein sicher wirkendes harntreibendes Mittel und deshalb als ein Heilmittel bei Wassersucht bekannt. Gleiche Wirkung wird auch dem Binnkraut oder Ackerschachtelhalm zugeschrieben.

Einer besonderen Werthächzung als Heilmittel gegen Lungenleiden und Epilepsie erfreut sich seit altersher die auf verschiedenen Baumarten, vorzugsweise auf Pappeln und Apfelbäumen schmarotzende Mistel.

Von den Pilzarten wird einzig und allein nur die *Stinkmorchel* als unübertreffliches Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus geschätzt und gesucht.

Gesichtsröse wird durch Räucherungen mit Wallnusschalen und getrockneten Blütenblättern der Centifolie behandelt.

Bei verschiedenen Teilnehmern an den Wallfahrtsprozessionen, welche von dem St. Annaberge nach Richtersdorf und Ostroppa bei Gleiwitz heimkehrten, sah man Bündel mit der auf dem Annaberge selbst und in dessen näherer Umgebung häufig vorkommenden gemeinen *Eberwurz* oder *Wetterdistel*. Dieselbe wird von der bäuerlichen Bevölkerung als Heilmittel bei Viehkrankheiten, namentlich bei der Lendenlähmung (postrzół) der Kuh und Druse der Pferde zu Räucherungen angewendet.

Schließlich sei noch des geheimnisvollen als Heilmittel gegen siebzehnerlei verschiedenen Krankheiten angepriesenen und auch in Deutsch-Oberschlesien immer weitere Verbreitung findenden *Teekwäßpilz* Erwähnung getan. Der Teekwäßpilz ist eigentlich kein einheitlicher Organismus, sondern er stellt eine Lebensgemeinschaft einer Kultur des *Bacterium xilinum* mit seinen Begleitorganismen, den Hefen, dar. — Dieser „Pilz“ ist an den Rändern gallertartig, bläulich durchsichtig, in der Mitte weißlich und sieht wenig appetitlich aus. Die meiste Ähnlichkeit hat er mit einer zerquetschten Auster. Er wird in einem Aufguß von russischem Tee aufgesetzt, dem etwa 2 Eßlöffel voll Zucker zugesetzt werden. Die Hefen bewirken eine Gärung, wodurch der Zucker in Alkohol und Kohlensäure umgewandelt wird. Den Alkohol verwandelt der Pilz alsdann zu Essigäure. Wie der Name „Teekwäß“ schon besagt, stammt die Anwendung dieses Getränks aus dem fernen Osten. Russische Kriegsgefangene sollen bei der Rückkehr aus Japan diesen Pilz in ihre Heimat mitgebracht haben, von wo aus er über Kongresspolen, Ostoberschlesien nunmehr auch in unserem Westoberschlesien Eingang und immer weitere Verbreitung gefunden hat.

3. Auf dem Zaborzer Kräutemarkt.

Als ich neulich mit dem Abendzuge von Gleiwitz nach Hindenburg heimkehrte, schlug mir beim Betreten des Waggons der liebliche Duft unserer echten, im oberösterreichischen Industriebezirk bereits sehr selten gewordenen Kamille (*Matricaria Chamomilla*) entgegen. Auf meine erstaunte Frage nach der Ursache dieses angenehmen Blumengeruches, deuteten die 3 Insassen des Wagens, alte, verschrumpelte Mütterchen, auf die ringsum aufgestapelten, mit Kräutern und Blumen verschiedenster Art angefüllten Tragkörbe, Säcke und Bündel. Sie erzählten mir, daß sie durch die Not gezwungen wären, ihren Lebensunterhalt durch den Kräuter- und Blumenhandel zu fristen. Da aber aus der näheren Umgebung der Industrieorte

und Städte die Pflanzenwelt fast völlig verschwunden ist, wären sie gezwungen, oft weite Fahrten bis in die Gegend von Kosel und Oppeln zu unternehmen, um sich die gewünschten Blumen und Heilkräuter zu verschaffen. So stammten z. B. die großen Mengen der in den Säcken verstreuten Kamillen von den Hafenanlagen des Koseler Hafens. Infolge der fortschreitenden volksheilkundlichen Bewegung durch die zahlreichen Kneipp-Vereine, ist die Nachfrage nach Heilkräutern auf den Märkten der größeren oberösterreichischen Industrieorte ziemlich lebhaft, und die auf den Markt gebrachten Pflanzenmengen finden auch flotten Absatz.

Ein Gang bei den Kräuterfrauen auf dem Wochenmarktplatz von Hindenburg oder Zaborze ist für den Botaniker durchaus lohnend und interessant. Hier kann er mühelos und leicht die Flora der verschiedenen Gebiete unserer oberösterreichischen Heimat bequem studieren, wobei er öfters manch seltenen und interessanten Fund zu machen Gelegenheit haben wird. Ringsum den großen Laternenständen in der Mitte des Marktplatzes hocken die Kräuterweiblein à la turca auf dem Pflaster, vor sich, auf Grastüchern und Papierbogen in Häufchen und Bündelchen sortiert, die verschiedensten, in Feld und Wald gesammelten Heil-Gewürzkräuter und Blumen zum Kauf anbietend. Die wunderbaren Heilwirkungen der verschiedenen Kräutertees in allen Tonarten preisend, gelingt es ihnen, ihre Ware — „gut für alle Krankheiten bei Menschen und Vieh“ — an den Mann d. h. an die Frau zu bringen; denn die Käuferinnen dieser Blumensträuße und Tee- und Suppenkräuter sind ausschließlich Hausfrauen.

Je nach der Jahreszeit wird alles in Wald und Wiese Erreichbare an Kräutern und Blumen gepflückt und zum Verkauf gebracht. — Im zeitigen Frühjahr erscheinen zuerst „die Suppenkräuter“ auf dem Plan. Es sind dies meistens die ersten zarten Sprosse des Gundermanns, (*Glechoma hederacea* L.), der da am Dorfzaun am üppigsten und saftigsten gedeiht, wo die Dorf-Köter ihre Bissitenkarte stets abzugeben pflegen, ferner der Giersch oder Geißfuß (*Aegopodium Podagraria*), die verschiedenen Laubnesselarten als *Lamium album*, *L. purpureum*, *L. amplexiaule* und *L. maculatum*. In größeren Mengen erscheinen sodann auf dem Markte die gelben Blütenköpfe des gemeinen Husflattich (*Tussilago Farfara* L.), als allbekanntes Volksheilmittel gegen Husten und Brustschmerzen. Ganze Wellen des Zinnkrautes oder Schachtelhalmarten (*Equisetum arvense* und *E. siliculosum*) lagern hier und werden als unübertroffenes Heilmittel bei Blasenleiden angepriesen.

Blühender Sumpfporst oder wilder Rosmarin (*Ledum palustre* L.) findet als Vertreibungs- und Schutzmittel gegen Motten — daher der volkstümliche Name — Mottenkraut — flotten Absatz. Ebenso wird das als „Erika“ bezeichnete gemeine Heidekraut (*Calluna vulgaris*) und dessen ab-

gestreifte Blüten als Tee gegen Rheumatismus viel und stark gekauft. — Der fälschlich bezeichnete „britische Mant“ oder Wasseralant (*Inula britannica*) und die Rudbeckie (*Rudbeckia laciniata L.*) werden unter der Marke als „Arnika“ viel verkauft. — Die Wurzelstöcke des Kalmus (*Acorus Calamus*) und die Stengel des aromatischen Kälberkopfes (*Chaerophyllum aromaticum L.*) werden als Heilmittel (zur Bereitung von Bädern) gegen die Auszehrung bei kleinen Kindern verwendet. Vom Wacholder (*Juniperus communis*) werden die blaubereisten schwarzen Beeren und von Birken das abgestreifte Laub als Heilmittel gegen Rheumatismus pp. gekauft.

Von den Rosengewächsen werden die als „Schlafapfel“ bezeichneten Rosengallen, von den Brombeeren und Erdbeeren die zarten jungen Blätter „als Blutreinigungsmittel“ gehandelt. Ferner sind noch je nach der Jahreszeit oder Blütenaison auf dem Markt vertreten: Sträuße von Mai-glöckchen (*Convallaria majalis*); der Salomonssiegel (*Polygonatum officinale*), das Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), die Hauchेहel (*Ononis arvensis*); Stiefmütterchen (*Viola tricolor*), Kümmel (*Carum Carvi*), Bibernelle (*Pimpinella Saxifraga*); Liebstökel (*Levisticum officinale*); Engelwurz (*Angelica silvestris L.*). Zur Bereitung blutreinigender Tees: Blätter der Heidelbeere (*Vaccinium Myrtillus*) und der Preiselbeere (*Vaccinium Vitis-idaea*). Auch die Schlüsselblume (*Primula officinalis*), Bitterklee (*Menyanthes trifoliata*), Tausendguldenkraut (*Erythraea Centaurium*); der Beinwell (*Symphytum off.*), Hundszunge (*Cynoglossum off.*), Lungenkraut (*Pulmonaria off.*), Salbei (*Salvia off.*), Quendel (*Thymus Serpyllum*); die verschiedenen Minzen, Königs- und Nachtferzen, Spitzwegerich, Baldrian, Schafgarbe, Rainfarn, Wermut, Weisuß pp. sind auf dem Markt zu haben. Abgesehen von dem Schaden, der durch das massenhafte Ausraufen so vieler z. T. schon seltener Pflanzenarten der Natur zugefügt wird, ist auch die Anwendung dieser auf dem Markt gekauften Heilkräuter nicht ohne Gefahr für die Leidenden, in dem von den Kräuter-sammlerinnen oft Gift pflanzen wie Schierling und Hundspetersilie als „Feldkümmel“ und „Peterfilie“ verkauft worden sind. Darum Vorsicht!

Aus Franz von Windlers Leben.

(Nach Bonzeks „Stary kościół Miechowski“, Oppeln 1918.)

Zusammengestellt und übertragen von Ludwig Chrobok.

1. Franz von Windlers Herkunft und seine Heiraten.

Windler ist unsrer Heimat nicht entsprossen; Nein, aus Österreich¹⁾ kam er. Wegen seiner großen Fähigkeiten und seines Eifers im Studieren konnte Windler die Bergbauschule absolvieren, Ward Kalides Vertrauter durch sein Wissen, Können, Durfte später gar dessen Schwiegersohn sich nennen. Als der grausame Tod dann bei ihm vorgesprochen Und die Bande der ersten Ehe hat zerbrochen, konnte Windler dennoch für weitres Schaffen, Streben So am Geiste wie auch am Herzen neu aufleben. Denn es reichte die Hand zu ehelichem Bunde Ihm Maria, die Witwe Arefins,²⁾ die Wunde Also schließend und Lebenslust an statt der Schmerzen Fröhlich pflanzend. Gott selber einte diese Herzen; Denn seitdem sie in Liebe füreinander glühten, Goldne Zeiten den Oberschlesiern erblühten.

(IV. Kap., S. 71.)

2. Windlers Tod wird angezeigt und prophezeit.

Jenen Morgen nun, da der Herr zum letzten Male In die Ferne fuhr, standen vor dem Schloß wir alle. Ehrerbietig die Dienerschaft sich tief verneigt, Als er aus dem Flur tritt und in den Wagen steigt. Wie der Gnädige noch, zum letzten Male grüßend, Steht, da stürzt eine Taube, aus der Höhe schließend,

¹⁾ Franz v. Windler wurde zu Tarnau bei Frankenstein geboren. Seine Vorfahren sollen aber nach der „Chronik von Miechowiz“ von Böhmen nach Schlesien gekommen sein. (Vgl. des Verfassers „Beiträge zur Lebensgeschichte Franz von Windlers“ in Heft 5/6 der „Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins“, 1924, 14—18.)

²⁾ Franz Arefin, Gutsbesitzer von Miechowiz, war erster Gemahl Marias, geb. Comes; er starb am 11. Mai 1881.

Vor dem Falken Schuß, Rettung suchend, in die Karrete.
 Ehe ich, ihr zu Hilfe, an den Wagen trete,
 Ist die Arme schon tot, zerfetzt von scharfen Krallen.
 Feder schweigt; des Entsetzens Blässe spielt auf allen
 Wangen. Merklich erregt ist auch der Herr; er wendet
 Sich zu uns, dann zum Schloß er seine Grüße sendet,
 Um die Blicke drauf sinnend nach dem Tor zu lenken.
 Und wir schweigen und wagen kaum zu atmen, denken:
 Diese Reise, die bringt nichts Gutes! Und wir fragen
 Voller Neugier uns: Wird die Fahrt er dennoch wagen?
 Oder steigt er aus? — Nun, er setzte sich; die Rosse
 Bogen an auf den Pfiff des Simon,³⁾ — die Karosse,
 Herr und Knecht rasch dem Schloß, dem Dorfe jäh entweichen!
 Schon kann sie das Gehör, das Auge nicht erreichen! — —
 Traurig standen wir lange, tiefes Mitleid wühlte
 In uns. Bei ihm sich jeder wohlgeborgen fühlte,
 Deut' doch waren verwaist wir. Er fuhr nach fernen Breiten
 Und kommt nie, niemals wieder. Bis zu ew'gen Zeiten
 Läß, o Herr, ihn bei dir in deinem Himmel wohnen!
 Deine Hand möge dort ihm alles Gute lohnen!
 Als im Dorfe nach vielen langen, bangen Tagen
 Wie ein Blitz jene Nachricht hatte eingeschlagen,
 Daß wir nun keinen Herrn mehr haben, daß der schlimme
 Tod ihn hatte hinweggerafft in blindem Grimm,
 Da besprach man von neuem, was sich vor der Reise
 Hat ereignet. So hatte man nun zwei Beweise,
 Daß der Himmel Herrn Windler Zeichen wollte geben,
 Ihm zu künden, er werde nicht mehr lange leben.
 Solches hatte der Herr bereits vor vielen Jahren
 Aus dem prophetischen Munde einer Frau erfahren.

(V. Kap., S. 106/07.)

An die Tafel, an der die Herrschaft saß im Kreise,
 Trat ein Weib, das bis dahin niemand kannte, leise,
 In das gütige Antlitz unsres Herren bohrte
 Sie den Blick und sprach prophezeiend dann die Worte:
 „Treu dich, Herr; denn nur wenig Zeit wird noch vergehen,
 Und die Uhr deines Lebens bleibt für immer stehen!
 Ein gewaltiger Sturm wird vorher sich erheben,

³⁾ Herrschaftlicher Kutscher.

Nach dem Sturme wirst kräftig du zur Höhe streben,
 Dann verdorren. Dein Aug', das stets so klar und heiter
 Blicken konnte, das schließt sich jäh in fremder, weiter
 Erde. Doch wird dein töchterliches Reich — wenn's über
 Deinem Grabe drei Venze hat an sich vorüber
 Ziehen lassen — auch ohne Stütze kräftig treiben.
 Und das Schicksal läßt es nicht lange einsam bleiben;
 Denn ein Fremdling, der hergereist aus fernen Breiten,⁴⁾
 Wird, gar freudig begrüßt, das alte Nest rasch weiten.
 Und sein Name wird sich mit deinem fest verschlingen,
 Weit und breit werden beide hell und ruhmvoll klingen!"
 Als sie dieses gesagt, ist spurlos sie verschwunden.
 Und dahin waren auch des Festess⁵⁾ frohe Stunden!
 Schweigend-ernst saß die Herrschaft! Bald sprang nur das eine
 Leise Wort durch die Reihen, daß die Gnädige weine.
 Kurz darauf sich die Scharen auf den Rainen, Wegen
 Ohne Lied und Musik zum Dorf zurück bewegen.
 So ist oft schon, nur Leid verbreitend, trüb zerronnen,
 Was die Hoffnung vor Zeiten fröhlich hat erfonnen! — —

(V. Kap., S. 110.)

3. Wie sich im Jahre 1847 die Arbeiter zu Windler stellten.

Wußt ihr, wie diese Prophezeiung von den Leuten
 Aufgerommen ward? Rasch verstand man sie zu deuten.
 In dem Jahr achtzehnhundertvierzig und noch sieben
 Ward durch Hunger die halbe Welt in den Tod getrieben,
 Und dazu hat bei uns, bei den schon hungerblassen
 Oberschesiern, sich die Seuche niedergelassen.
 (Dieser Kirchhof hier könnte wohl von jener schlimmen
 Zeit ein Klagedienst, das zum Herzen greift, anstimmen!)
 Immer noch war der Seuche Würgkraft ungebrochen,
 Als im Lande ein neuer Feind hat vorgesprochen:
 Jener Geist, der im Frankenland zuerst erklangen
 Und, süß lockend, sogar bis Russland ist gedrungen,

⁴⁾ Bezieht sich auf Lieutenant Hubert von Tiele, der Baleska von Windler ehelichte. Nach der Sage soll die Familie der Tiele aus Westfalen stammen. Später war sie in Livland und Kurland ansässig. (Vgl. Chrobok L., Zur Geschichte derer v. Tiele, Ost-deutsche Morgenpost vom 23. 6. 23 und Berlick A., Das Geschlecht derer von Tiele, Aus dem Beuthener Lande 2, 1925, 166.)

⁵⁾ Der Vorfall ereignete sich bei einem Maifest, an dem die Schulkinder mit deren Eltern teilnahmen; die Herrschaft beteiligte sich auch an diesem Schulfestzug.

Freiheit, Gleichheit verkündend und wie Kolsharfen
Lönend! Dörfer und Städte haben sich, mit scharfen
Waffen klirrend, erhoben. Mann für Mann, sie zückten
Alle feierlich-ernst die Schwerter, so, als rückten
Sie zum heiligsten Kampfe aus! Die Schlösser bebten!
Und die Herren, die reichen, die gar stolz einst lebten,
Beugten jetzt vor dem Mann die Knie; den Jungen, Alten
Goldne Zukunft vecheitzend, süße Worte sie mahlten.

Anders war es bei uns! Der Herr, der brauchte keine
Angst zu hegeln. Man hatte aus Beamten eine
Kompanie gar gebildet, welche jede Minute
Sich zu stellen bereit war, um mit freud'gem Mute
Ihre Herrschaft zu schützen. Jeden Sonntag kamen
Diese dörflichen Ritter in dem Schloßhof zusammen;
Wenn Knossallas Trompetenstöße schmetternd riefen,
Alle wie auf das Priesters Wort zum Schlosse ließen.
Dort dann die ungeübte Rotte exerzierte,
Die der alte Gardist Bonhke¹⁾) kommandierte,
Um die Wendungen, wie er sie noch aus den Tagen
Seiner Dienstzeit behalten, tüchtig einzuschlagen.
Und der gnädige Herr gab Wurst und Bier und Waffen;
So war hier man bemüht, die Freiheit sich zu schaffen!
Während rings in den Nachbardörfern sich die Bauern
Spreizten, wandelte Friede zwischen unsern Mauern;
Nur daß billiger alle aßen, öfters tranken
Und, den gnädigen Herrn zu preisen, ihm zu danken,
Öfter, lauter, die Gläser hebend, ihn zu loben
Wagten. —

(V. Kap., S. 110—112.)

4. Windler als Abgeordneter.

So hat Herr Windler herrlich sich erhoben.
Bald doch wuchs er noch höher, als des Kaisers Auge
Einen suchte, der wohl als Volksvertreter tauge;
In die preußische Kammer²⁾ alle, die ihn kannten,
Nach Berlin ihn als ihren Abgeordneten sandten.

(V. Kap., S. 111—112.)

¹⁾ Valentin Bonhke, der Vater des Pfarrers Norbert Bonhke, war auf der Mariagrube als Steiger beschäftigt, hatte bei der Garde gedient.

²⁾ Franz v. Windler nahm zu Anfang des Jahres 1849 das Mandat als Abgeordneter zur 1. Kammer an, legte es aber schon nach 2 Monaten nieder. (Nach der „Chronik von Miechowiz.“)

5. Windlers Ruhm und Ende.

Unser gnädiger Herr, der hatte weite Felder,
Hütten, Gruben, er hatte Dörfer, Städte, Wälder.
(Grundmann weiß sein Besitztum immer noch zu mehren.)
Es gehörte nebst Kujau Kattowitz dem Herren;
Woschczütz, Myslowitz, Moschen er sein eigen nannte,
Selbst das ferne Orzesche ihn als Herrn erkannte.
Palowitz und Lagiewnik wußt' er zu erwecken,
Rokitnitz und auch Schierokau wird die Tochter erben
(Außer unserem Dorfe), und wer kann es wissen,
Was ihn noch außer diesen muß als Herrn grüßen!
Unser Schloß schon, das ist mit seinen Gärten, Auen
Und der Grube wie Gottes Statue anzuschauen!
Dennoch konnte sich Windler nie recht glücklich preisen,
Machte mit dem Arzt³⁾ und dem Förster Reichelt Reisen,
Um da irgendwo in der Welt sein Grab zu finden!
Fuhr bis England gar, suchte drüben zu ergründen,
Wie wohl Zink aus dem Galmei zu gewinnen wäre.
Und er erntete überall nur Ruhm und Ehre,
Ward, wohin er kam, wie ein großer Herr empfangen!
Nach Italien trieb ihn schließlich das Verlangen,
Bis, als er in Triest einst oder Laibach⁴⁾ weilte,
Doch ganz plötzlich der unbarmherzige Tod ereilte.

(II. Kap., S. 47.)

Doch es war Gottes Fügung. Alles muß vergehen,
Daz auf Trümmern dann neues Leben kann erstehen.
Unser gnädiger Herr frühzeitig sterben mußte,
Wie die fremde Prophetin einst zu künden wußte.
Kaum war über Godullas Leichnam grün der Hügel,
Als der Tod schon Herrn Windler aus der Hand die Bügel
Riß; so mußte der Nachbar hinterm Nachbarn wandern,
Wie im Leben er's auch gepflegt: den Pfad des andern
Immerdar zu verfolgen. —

(V. Kap., S. 112.)

³⁾ Dr. Meiselbach.

⁴⁾ Von Triest wollte Franz v. Windler über Laibach und Wien nach der Heimat reisen, er kam aber nur bis Adelsberg, am 5. August 1851. Am nächsten Morgen sollte die berühmte Grotte besichtigt werden; doch kaum 30 Schritte in derselben vorgedrungen, stürzte Franz v. Windler, vom Schlag getroffen, zusammen und haucht wenige Stunden darauf seine Seele aus. (Nach der „Chronik von Miechowiz.“)

Niemand kann es beschreiben, welches Weinen, Trauern
Bei der schrecklichen Nachricht einzog in die Mauern
Unsres Schlosses, als Frau und Tochter sie vernahmen.
Kurz darauf sie mit einem großen Sarge kamen.
Hör, die sterblichen Überreste unsres guten
Gnäd'gen Gutsherrn in einem Kupfersarge ruhten,
Der mit Blei verlotet und von einem großen
Schönen Eichensarg wiederum war eingeschlossen.
Niemand hat so den Leichnam unsres Herrn gesehen;
Und so konnte im Volke das Gerücht entstehen,
Daz man Särge nur, leere Särge¹⁰⁾ in die Erde
Senkte, und daß der Herr einst wiederkommen werde.

Herr, bist tot; doch dein Herz kam her in weiter Reise,
Daz du ausruhen könntest in der Deinen Kreise!

(II. Kap., S. 47—48.)

6. Windlers erste Ruhestätte.

Seine sterblichen teuren Überreste haben
Drüber in der Gruft der Kapelle¹¹⁾ sie begraben,
Welche man in der mächt'gen Holzlastanien fühlen
Schatten einstens hat hingestellt vor vielen, vielen
Jahren, nah an dem Tore,¹²⁾ das den Kirchhofsfrieden
Von dem Schloßgarten unsrer Herrschaft hat geschieden.

(V. Kap., S. 113.)

¹⁰⁾ Auch die Meinung kursiert, man hätte Steine oder einen Hund in den Sarg getan.

¹¹⁾ Die „Domessche Kapelle und Familiengruft“, erbaut 1827, abgebrochen 1872. Von hier wurden Windlers Gebeine nach der Gruft in der Kreuzkirche überführt, wo sie bis heute ruhen. (Vgl. des Verfassers Berichte über „Die Überführung der Särge aus der Domesschen Kapelle nach der Gruft der Miechowitzer Kreuzkirche“, Aus dem Beuthener Lande 2, 1925, 111 und „Särge in der Gruft zu Miechowitz“, Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins 1924, Heft 5/6, 67.)

¹²⁾ Das Friedhofsstor bei der 1853 abgebrochenen Kreuzkirche, die im jetzigen Schloßpark stand.

II. Kleinere Beiträge.

Eine adlige Hochzeitseinladung vom Jahre 1583.

Von Staatsarchivdirektor Dr. Konrad Wutke.

Durchlauchter, hochgeborener Fürst, gnädiger Herr. E. F. G.¹⁾ seindt
meine höchst geslieene willige Dienst neben Wünschungen von Gott alle-
gnadenreichen Wolffarth beuor zc.

Und kan E. F. G. hierneben dienstlich nit verhalten, demnach mir
aus sonderer Schickung des Allmechtigen Gottes, dann' auch neben Berat-
schlagung beiderseits zugethaner Freundschaft auf meine freundliche Pitt
der edle gestrenge Herr Herr Daniel Schirowski von Schirau auf Kotulin
und Slupke die edle wohltugendsame Jungfrau Margaretha, seine geliebte
Tochter, ehlichen versprochen, dessen hochzeitliche Freuden und Beilager nach
christlicher Ordnung den dreizehenden Januarj jeztkomenden vierundacht-
zigistren Jahres bestimmet. Sintemal aber der edle gestrenge Herr Adam
Gotsch von Künast auf der Herrschaft Viliz und Fridelandt sambt seiner
lieben Hausfrauen nach Absterben wohlgedachtes Herrn Daniel Schirowskin
geliebten Hausfrauen meine vielgeliebte Braut aus tragender Freundschaft,
als seiner Schwester Tochter zu sich genommen, ist er auch die hochzeitliche
Freuden auf dem Schloß Viliz neben dem Herrn Schirowski reichlich aus-
zurichten gesonnen. Damit aber diese meine Hochzeit mir und meiner Braut,
sowohl beiderseits Freundschaft desto ehrlicher und rühmlicher vorgenommen
und verbracht mecht werden, Als hab E. F. G. ich zu dieser meiner hochzeit-
lichen Freuden, dienstlich einzuladen nit unterlassen wollen, mit unter dienst-
licher Pitt, E. F. G. wollen dies mein hochzeitlich Fest neben andern für-
nehmnen Potentaten durch E. F. G. Abgesantten ehren und zieren helfen. Als
ich dann nit zweiffel, weil ich von E. F. G. alle Gnad und Wohstadt alle-
zeit gespüret, E. F. G. meine dienstliche Pitt nit abschlagen werden. Und
weil alldar ansehnliche Gäste zu hoffen, ich auch wie mit ansehnlichen und
unter ansehnliche leuth einem Breutigam zukummen gebüret, mich erzeigen
und aber den unnützen Uncoften gern erspahren woltt, ist mehr an E. F. G.
mein dienstgehorsame fleißige Pitt, E. F. G. wollen mich mit etlich Rossen
und ein Paar Jungen sambt derselben Zier²⁾ mit einem Roß, darauf ich,

¹⁾ E. F. G. = Euer Fürstlichen Gnaden.

²⁾ d. h. in ihrem Hofgewand.

mit den andern, darauf die zwien Jungen, und ein Paar Reittknecht, die die Rosz in Acht hetten, einkommen mechten, gnedig befürdern. Dis umb E. F. G., ob ihs wohl bis hero nit verdiint, so soll es doch an meinem Fleiß höchst möglichst zu verdienien nitt gespart sein. Da mir dann E. F. G. diese Gnad, als ich nit zweiffel, erzeigen wollen, so pit ich dienstlichen, E. F. G. wollen solche Rosz auf Trium Regum⁹⁾ alher gen Rosenberg zu mir zu kohmen, damit sie ein tag drey alhie ausrasten mechten, gnedigist verschaffen. Es sollen E. F. G. mit underdienstlichem Dank ohne allen Mangel gen Briegk hinwider nach Vollendung der Hochzeit ehist zugeschickt werden. Mich hieneben in E. F. G. Gnad und Gunst dienstgehorsamst empfehlendt. Dattum Rosenberg den 13 Decembris Ao. 83.

E. F. G.

dienstgehorsamer

Hans Bes von Wirsches auf
Rosenberg vnd Woytichau.

Anschrift: Dem Durchlauchten Hochgeborenen Fürsten vnd Herrn Herrn George Herzogen in Schlesien zuer Ligniz vnd Briegk, meinem gnedigen Fürsten vnd Herrnn.

Bresl. Staatsarchiv. Rep. 47 Pers. Bess. Orig. Pap. mit aufgedrucktem Siegel.

Der Empfänger des vorstehend abgedruckten Gesuchs ist der wohlbekannte Herzog Georg II. von Brieg-Wohlau (geb. 1523 Juli 18, gest. 17. Mai (n. St.) 1586), der damals angesehenste Fürst Schlesiens, an den viele derartige Gesuche seitens der schlesischen Adligen gerichtet zu werden pflegten, die in der Haupsache darauf hinaussliessen, daß der gutherzige, wenn auch sonst haushälterische Fürst ein ansehnliches Hochzeitsgeschenk, sei es auch nur durch Spedition von Wildbret verehre und durch Sendung von fürstlichen Abgesandten, falls er nicht in eigener Person die Hochzeitsfeier verherrlichte, den Glanz und die Vornehmheit der Hochzeit erhöhen half. Leider liegt die Antwort des Herzogs nicht vor, da die fürstlichen Missiven (Briefbücher) gerade aus dieser Zeit sich nicht erhalten haben¹⁰⁾, und auch sonst war in den einschlägigen Archivalien des Bresl. Staatsarchivs (z. B. in den Personalien des Geschlechts Beeß und Bierowski, Rep. 47) nichts weiteres darüber zu ermitteln. Jedoch liegt kein Grund zur Annahme vor, daß Herzog Georg II. nicht dem ihm wohlbekannten oberschlesischen Adligen, der seiner Abstammung nach zugleich auch sein Vasall war, in irgend einer Weise folgte gewillfahrt haben.

Der Gesuchsteller Jan Beeß von Wirsches auf Rosenberg und Woytichau war der Sprößling eines der ältesten schlesischen Adelsgeschlechter,

⁹⁾ 6. Januar.

¹⁰⁾ Breslauer Staatsarchiv f. Brieg III.

welches besonders in den Fürstentümern Brieg und Oppeln blühte, inzwischen aber in Schlesien ausgestorben ist. Es spaltete sich in die Linien Köln-Reckendorf (Karlsmarkt i. f. Brieg), Löwen, Mahlendorf, Lossen, Schurgast usw. Adam v. Beeß, Herr auf Köln, wurde 1518 von Kaiser Maximilian I. in den alten Herrenstand mit dem Prädikat „des heiligen Römischen Reiches Panierherr“ erhoben.⁵⁾ Ein Zweig dieser Herren von Beeß und Reckendorf schrieben sich auch Freiherren von Wochles (Wochles = Hochwald) und Rosenberg⁶⁾. Dieser Linie gehörte auch unser Jan Beeß an. Er war kaiserlicher Truchsess und ist als Besitzer von Chudoba, Kr. Rosenberg, 1581, 1594 und 1603 nachweisbar.⁷⁾ Die Herrschaft Alt-Rosenberg besaß bereits in den Jahren 1570 und 1573 ein Laurentius Beeß v. Wochles, und Jan Beeß von Wochles auf Chudoba (sein Sohn?) verkaufte Alt-Rosenberg nebst dem Chudober Walde 1594 um 17 400 Rtl. an Melchior Gashin auf Katscher.⁸⁾ Der kaiserliche Truchsess Jan Beeß, also unser Hochzeiter, ist als Herr der Stadt Rosenberg i. f. 1581 nachweisbar.⁹⁾ 1589 gab er als solcher den Rosenberger Leinwebern ihre Kunsteinrichtungen und privilegierte 1592 die Stadt mit einem Pfefferkuchentisch.¹⁰⁾ Im gleichen Jahre 1592 verschrieb er seiner Gattin Margaretha Shrowski ein Leibgedinge auf Czarncze, Lencze und den Chudober Wald.¹¹⁾

Diese Margaretha Shrowski ist aber eben die Jungfrau Margaretha, Tochter des edlen, gestrengen Herrn Daniel Schirowski von Schierau auf Kotulin und Slupko, mit der am 24. Januar 1584 auf Schloß Vieitz, wie er in dem oben abgedruckten Schreiben an Herzog Georg II. berichtete, die Hochzeit zu begehen gedachte. Diese Verehelichung hat demnach auch tatsächlich stattgefunden.

Das Geschlecht der Braut war nicht minder vornehm als das des Bräutigams. Die Schirowski (Bierowski, Ostromoski, Shrowski usw.) gehörten zum oberschlesischen Uradel polnischen Ursprungs und waren Stammes- und Wappengenossen der hochangesehenen Grafen von Prossau.¹²⁾ Unser Brautvater Daniel Bierowski auf Slupko, Kotulin und Proboschowiz (gest. 1605) war ein Sohn des Georg v. Bierowski auf Kotulin (gest. 1585)

⁵⁾ C. Blazek, Der abgestorbene Adel der Provinz Schlesien (Neuer Siebmacher) I (1887), 6.

⁶⁾ Sinapius, Schles. Adel II (1728), 46.

⁷⁾ Breslauer Staatsarchiv Rep. 135 E 70 K I (Pfarrer Welzels orts geschichtliche Sammlungen).

⁸⁾ Breslauer Staatsarchiv E 70 K II (Welzel) aus den Oppeln-Ratiborer Landbüchern V, 232 und 404.

⁹⁾ Ebenda.

¹⁰⁾ J. Lompa, Geschichtliche Darstellung von Rosenberg (1855), S. 22.

¹¹⁾ Bresl. Staatsarchiv E 70 K II aus dem Oppeln-Ratiborer Landbuch VII, 209.

¹²⁾ Blazek, Der abgestorbene Adel pp. I, 124 und Sinapius, Schles. Adel II, 496.

und der Anna v. Wrbna (Würben) und hatte als Geschwister Georg Zierowski auf Zhrowa, Regina, verheiratet i. J. 1575 mit Christoph v. Skal (gest. 1591), und Haza, verheiratet mit Jan Nawoh. Daniel Zierowski hatte in erster Ehe eine Eva Gocz (Schaffgotsch) aus dem Hause Kynast und in zweiter Ehe Hedwig, Tochter des Kanzlers Wenzel v. Scheliha auf Witoslawitz, zur Frau.¹³⁾ Letzterer machte er i. J. 1592 ein Leibgedinge auf seine Güter Groß- und Klein-Kotulin und Proboschowitz.¹⁴⁾ Seine Kinder waren Ludwig Zierowski, verheiratet mit einer v. Jarocki, und Margaretha, verheiratet mit unserem Jan Beeß auf Rosenberg,¹⁵⁾ also aus erster Ehe.

Demnach ist es auch verständlich, da die Mutter der Margarethe Zierowski eine Schaffgotsch war, die bereits (vor Dezbr. 1587) verstorbene Eva Gocz, der Brautvater auch Witwer, daß ihr naher Blutsverwandter der edle gestrenge Herr Adam Gotsch vom Kynast auf Bielitz und Friedland der Braut die Hochzeit auf seinem soeben erworbenen Schloß Bielitz ausüstete.¹⁶⁾

Waren die beiden Familien Beeß und Zierowski schon vornehmer Abkunft, so strahlte der Glanz des Geschlechts Schaffgotsch, was Abkunft und Ansehen betraf, weit über beide hinaus, und zudem war Adam Schaffgotsch, entsprossen aus der Ehe des Kaspar v. Schaffgotsch auf Klemnitz mit Katharina von Bückler,¹⁷⁾ so mit Glücksgütern gesegnet, daß mancher schlesische Fürst ihn darum beneidete und es ihm ein leichtes sein konnte, seiner Nichte eine so prunkvolle Hochzeit zu gestalten, daß Herzog Georg II. von Brieg kein Bedenken zu tragen brauchte, sich durch Abgesandte auf ihr vertreten zu lassen. Wir verstehen aber jetzt auch die Bitte des Herrn Johann Beeß an den Herzog, ihm einige Hofsägen im Hofsstaat, einige Rosse und Reitknechte zu leihen, damit er als Bräutigam einen möglichst stattlichen Einritt auf Schloß Bielitz bewerkstelligen könne.

¹³⁾ Breslauer Staatsarchiv Rep. 47 Pers. Zierowski (Welhels Aufzeichnungen).

¹⁴⁾ Ebenda E 70 K I sub Kotuli aus dem Oppeln-Ratiborer Landbuch VII, 219 im Breslauer Staatsarchiv Rep. 35 F. Oppeln-Ratibor III. 27. G.)

¹⁵⁾ wie 13).

¹⁶⁾ Die Herrschaft Bielitz in Österr.-Schlesien, ehemals ein Bestandteil des Fürstentums Teschen, war seit 1563 eine selbständige Herrschaft, die 1582 Karl Freiherr v. Promnitz an Adam v. Schaffgotsch auf Kynast und Friedland für 80 000 schles. Tlr. verkauft hatte und dieser im Jahre 1592 um die gleiche Summe an Joh. v. Sunneg auf Tresowiz und Wedischin weiter verkaufte, vgl. Kneifel, Topogr. des l. l. Anteils von Schlesien, Bd. II, Teil I (Brünn 1804), S. 126/127. Adam Schaffgotsch (geb. 1542, gest. 1601 ohne Leibeserben) kaufte unmittelbar darauf die freie Standesherrschaft Trachenberg von Heinrich Freiherrn v. Kurzbach für 195 000 Tlr. Er war zweimal verheiratet, s. Simapius I, 145.

¹⁷⁾ Simapius, Schles. Adel I, 145.

Mittelalterliche Sühneverträge aus dem Fürstentum Neisse.

Frauenstädt bedauert in der Vorrede seines wertvollen Buches über: „Blutrache und Totschlagsühne“ (Leipzig, Verlag von Duncker & Humboldt, 1881) durch die Ungunst der Umstände nicht in den ausgibigen Besitz des Quellenmaterials, daß seiner Arbeit als Beleg zu dienen hatte, gelangt zu sein und daß seine Sammlung der urkundlichen Sühneverträge nur ein beschränktes territoriales Gebiet umfasse. Viele schlesische Archive boten für seine kultur- und rechtsgeschichtliche Studie überhaupt keine Ausbeute und von dem reichen Schatz der Neisser Archivalien stand ihm nur ein einziges Weistum aus den Neisser Lagerbüchern (abgedruckt auf Seite 230 seines Buches) zur Verfügung. — Nachstehend seien einige Rechtsdenkmäler und Weistümer dieses Stoffgebietes aus Kastners Nachlaß im Neisser Ratsarchiv mitgeteilt, welche der verdienstvolle Prof. Kastner seinerzeit (ca. 1855) aus dem Neisser Stadtbuche, das gegenwärtig leider nicht auffindbar ist, sammelte.

1) J. J. 1447, am Donnerstage nach St. Lucia bekannte der Neisser Rat, daß eine Richtung geschehen zwischen Faule Mattis und Barbara Cewlin (Kruhle) an einem und Hentschel Becken, Selbstschuldigen, am andren Teile, als um den Totschlag an Peter Cewle (Kruhle) geschehen, also nämlich, daß Hentschel Becke eine Romfahrt tun soll der lieben Seele zum Troste und zur Hilfe und wenn sein Haus verkauft wird, so soll er von dem ersten Erbegelde zu voraus vor allem anderen Schulden 4 Gulden Arztgeld ohne Widerrede ausrichten und zahlen. —

2) J. J. 1450 am Freitag nach Neujahr verrichtet der Neisser Rat abermals Hentschel Becke und Frau Barbara, Kruhles Witwe, als von des Totschlags wegen, da Hentschel Becke die früher gemachte Richtung nicht gehalten hat, und sprach nun wieder, daß Hentschel Becke der Witwe geben soll 4 ungarische Gulden und daß er gelobe, mit seinem Hause und mit all dem, das er im Stadtrechte habe, unverzüglich zu halten und zu bezahlen auf den Tag des hl. Johannes des Täufers bei Androhung der Pfändung.

3) J. J. 1468 am Aschermittwoch. Wir Ratmannen bekennen, daß vor uns gestanden sind Hans Melczer, Selbstschuldiger, Frau Elisabeth, sein Weib und die ehrbaren Merten Tischtrunk, unser Eidgenosse, Schwarze Bartusch, Fleischer, Niklas Becke, Andreas Sekler und Thomas Brenner als Bürigen und haben bekannt als Sühneleute und Schiedsleute, daß sie eine ehrbare und vollkomme Berrichtung gemacht haben, nämlich wegen des Mordes, den der genannte Hans Melczer, Fuhrmann leider an dem Fischer Bartusch Strowitz, dem Gott Gnade, begangen hat, und zwar folgender Gestalt: zum ersten, daß Hans Melczer eine Romfahrt tun soll in eigner

Person; eine Dörfahrt (Reise nach Aachen) mag er verlönen; ferner soll er 30 Seelenmessen lesen lassen und dazu $\frac{1}{2}$ Stein Wachs opfern; auch soll er ein Marterkreuz setzen lassen und dem jungen Strowitz, dem Sohne des Getöteten, Mannshaft geloben, wie denn wohl billig ist. Das geloben außer den Selbstschuldigen auch die genannten Bürigen, daß es soll so gehalten werden. Aber wenn der genannte Hans Melzer auf dem Wege (nach Rom) stürbe, so soll alles verrichtet und ausgeglichen sein.

4) J. J. 1452 am Freitag nach Mariä Lichtmesz ist vor uns, den Neisser Rat gekommen Hans Leich und hat bewiesen mit Brief und Siegel, daß er die Romfahrt¹⁾ geleistet hat, nämlich des Nachrichters (Scharfrichters) wegen, den er in unserem Gerichte erschlagen hatte; darum haben wir ihm das auch lauterlich um Gotteswillen vergeben, als Gerber Nickel und Hans Kleyn.

Obige Sühneverträge weisen einen rein privatrechtlichen Charakter auf und illustrieren die ursprüngliche Praxis der altdeutschen Totschlagsühne. Die mittelalterliche Rechtspflege vertrat den Grundsatz, daß der Totschläger die Strafe in erster Reihe dem Verletzten und dessen Angehörigen zu verbüßen habe, weshalb das Strafverfahren in den meisten Fällen dem eigentlichen Strafrecht entzogen und einer Sühneverhandlung (Verrichtung) zwischen dem Täter und den Angehörigen des Getöteten überlassen blieb. Die öffentliche Gewalt mischte sich selten, oder auf Ansuchen eines oder beider Teile, oder bei Ungehorsamsfolge ein. — Im 16. Jahrhundert aber brach sich die Anschauung Bahn, daß der Totschläger in erster Reihe sich der staatlichen Obrigkeit und erst in zweiter Reihe dem Verletzten verantwortlich mache; deshalb erfolgten die späteren Sühneprozesse unter Intervention der Staatsgewalt. Hierfür sind beide folgenden Sühneverträge ein Beleg, die den Neisser Lagerbüchern entnommen sind.

5) J. J. 1536, am Freitag nach Lätare wurde zu Neisse auf gnädiges Zulassen des Bischofs (Jakob von Salza) der Totschlag, welchen Melchior Nodelwitz samt seinem Anhange als Caspar Nodelwitz, seinem Bruder und Friedrich Walde von Lindewiese an Wolfgang dem Müller von Oppertsdorf (Oppersdorf) in des Bischofs Gerichten bei Neunz (Kr. Neisse) beginn, als auch die Gewalttat, welche er an Walter Scholze von Oppertsdorf verübt, gerichtet und vertragen und zwar dergestalt, daß genannter Nodelwitz die Ablegung der Gerichte, (Gerichtskosten) den Arzt, ein steinern Kreuz auf der Stelle zu setzen, ein Leichzeichen (Seelenamt) und 4 Pfund Wachs zu bestellen auf sich genommen und daß er des entleibten Müllers Witwe und ihren verwaisten Kindern erstlich 4 Mark zu 48 weißen Groschen für die Gerichtskosten und Zehrung und dazu 24 Mark

¹⁾ Über den Schadenersatz und die Bußen vergl. Frauenstädt S. 136—157.

angezeigter Zahl geben und entrichten will und soll. Den Walter Scholze belangend hat Melchior Nodelwitz samt dem obengedachten Anhange die Gerichte und den Arzt zu vergnügen auf sich genommen und ihm (Walter Scholze) auf nächste Walpurgis 5 Mark zu geben bewilligt und zugesagt und damit sollen alle Sachen zwischen den Parteien geschlichtet und gerichtet sein. Zeugen sind Heinrich Hund von Altgrottkau, Hauptmann zu Grottkau, Franz Glogisch, Landvogt, Magister Johannes Lange, Sekretär und Vinzenzius Gertner, Kanzler.

(N. Lgb. Sig. P, Fol. 165—166.)

6) Neisse i. J. 1553, Sonntag nach dem Feste der Apostel Simon und Judas. — Als Hans Grese von Settersdorf (Satteldorf, Kr. Grottkau) ein junger Geselle, einen armen Mann, Biczo Sperling, Schmied von Beckau (Kr. Neisse) vor der Stadt Neisse vor dem Münsterberger Tore jämmerlich ermordet und erstochen hatte, schenkte der Bischof Balthasar als Landesfürst auf die Fürsprache vieler Herrn und Leute dem Täter das durch die Missität verwirkte Leben. Dieser aber und seine Freundschaft mußten versprechen, 200 Taler (100 schwere Mark) für die Witwe und die verwaisten Kinder des ermordeten Schmiedes zu zahlen und auf der Stelle, wo solcher die Tat begangen, eine Kapelle bauen und setzen zu lassen.

(N. Lgb. Sig. S, Fol. 81, 82.)

7) Obiger Rechtspraxis entsprechend ist der von Frauenstädt (S. 230) veröffentlichte Sühnevertrag vom Jahre 1531 aus den Neisser Lagerbüchern Sig. O, in welchem Bischof Jakob von Salza einen „Aussatz aufrichtet“ zwischen dem Schuldigen Thomas Korkowicz und den Angehörigen des von ihm ermordeten Peter Tarnier von Rieglitz, Kr. Neisse, demzufolge Thomas Korkowicz 60 rheinische Gulden zu je 32 Groschen der Mutter des Verstorbenen zahlen, ferner ein steinernes Marterkreuz zu Rieglitz setzen und eine Gefängnishaft von 4 Wochen verbüßen soll. Auch soll Korkowicz allen Tarnern auf Wegen und Stegen ausweichen und mit ihnen jeden Verkehr meiden.

8) Schließlich sei noch ein Sühnevertrag vermerkt, welcher von Dr. Karl Müller in der Geschichte von Ritterswalde S. 112 aus den Neisser Lagerbüchern, Sig. X, Fol. 382 veröffentlicht wurde, in welchem die Brüder Michel und Jakob Heinze aus Ritterswalde am 9. Sept. 1570 von Bischof Casper verpflichtet werden, den Angehörigen des von ihnen erschlagenen Jakob Siegel 80 Taler in verschiedenen Raten zu zahlen. Dazu sollen die Schuldigen Ritterswalde, solange sie leben, nicht mehr betreten, den Siegels auf Wegen und Stegen usw. ausweichen und ihr Leben lang am Tage ihrer Untat bei Wasser und Brot fasten.

Stumme Zeugen solcher Sühneverträge sind die noch mancherorts erhaltenen Sühnekreuze, z. B. das steinerne Kreuz am Eingange zum Kirchhofe in Ritterswalde, an das sich die Sage von dem in der Hussitenzeit

ermordeten Pfarrer knüpft, ferner 2 Steinkreuze am nördlichen Ortseingange von Oppersdorf,²⁾ ein Steinkreuz am nördlichen Ortseingange von Bielau mit einem eingemeißelten Dolche, sowie 2 schöne Sühnekreuze bei der Feldmühle in Neunz. Auf einem von den letzteren befindet sich die bezeichnende Inschrift: „Praecepto fundat maternus filius Eva — G“ in welcher sich der Muttersohn (Kosenname) der Feldmüllerin Eva Richter, — nämlich Georg Richter verbirgt, der, wie in der Ortsgeschichte von Neunz erwiesen ist, seinen Stiefbruder, den Feldmüller Friedrich Mattern i. J. 1672 wegen Erbschaftsangelegenheiten ermordete, weshalb er zur Sühne (praecepto) diese Sühnekreuze stiftete.³⁾

Es ist eine in der Geschichte des Strafrechtes grade zu merkwürdige und einzigdastehende Erscheinung, bemerkt Frauenstädt mit Recht, daß, während die Verbrechen gegen das Eigentum, gegen die Sittlichkeit, gegen Treue und Glauben, sowie gegen die Freiheit und die Ehre eines Menschen schon frühzeitig der vollen Schärfe des Rechtes verfielen, hingegen das seiner Natur nach schwerste Verbrechen, nämlich die widerrechtliche Beraubung des Lebens eine so nachsichtige Ahndung erfuhr und erst in neuster Zeit die ihm im Strafrecht gebührende Stellung zu erstreiten vermochte. Nach obigen Beispielen möge der krasse Unterschied in den mittelalterlichen Rechtsanschauungen noch durch ein Neisser Urteil gezeigt werden.

Am Freitag vor Apollonia (7. Febr.) 1511 wurde zu Neisse Georg Kitzling, ein Bürger am Ringe und gewesener Bürgermeister und Kirchwatter bei St. Jakob und Kellerherr vom Schweidnitzer Keller gefangen genommen, weil er gestohlen und nicht hatte Rechnung tun können um etliche hundert Gulden. Da hat ihm der Rat und die Gemeinde lassen das Haupt abschlagen vor dem Rathause am folgenden Tage. (Pol. Chronik, II. Bd. S. 195). Ein ähnliches rechtsgeschichtliches Curiosum ist die Hinrichtung des Oppelner Herzogs Nikolaus 1497 in Neisse.

A. Müller.

²⁾ Dieselben durften mit dem Nodelwitzischen Sühnevertrage von 1596 in Verbindung stehen und sind jedenfalls älter, als die neue Ausschrift mit dem Datum „27. März 1693“ anzeigt.

³⁾ Vergl. Aug. Müller, Geschichte von Neunz, S. 81 ff.



Ein Riesen-Kirchenraub vor 200 Jahren.

Die großen Rundbogenfenster der von 1690—95 erbauten Pfarrkirche zu St. Nikolaus in Ottmachau verwahrt ein Gitterwerk von starken, geraden, vierkantigen Eisenstäben in mindestens ein Zoll Stärke. Je zwei Querstäbe teilen jedes Fenster in drei Teile, und lange senkrechte Stäbe, durch die wagerechten hindurchgezogen, bilden mit ihnen ein Gitterwerk von 77 rechtwinkligen Feldern, die im oberen Drittel natürlich gerundet sind. Diese Felder sind so schmal, daß kein erwachsener Mensch in irgendwelcher Lage hindurchkriechen kann. Die vier Fenster, welche den Hochaltar umgeben, weisen nun in ihren unteren zwei Dritteln weit mehr und viel kleinere Felder auf. Dort sind nämlich parallel zu den zwei Querstäben noch je zwei andere gelegt worden, sodaß die unteren beiden Drittel 66 Felder aufweisen. Einem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß diese letzteren Querstäbe nicht die viercigen Ausweitungen zeigen, wie die beiden andern, durch welche die senkrechten Stäbe hindurchgezogen sind. Man hat sie vielmehr, wenngleich in die Mauerrahmen eingelassen, an die senkrechten Stäbe nur angelegt und mit ihnen durch eiserne Bänder in etwa der Art verbunden, wie der Korbmacher zwei sich kreuzende starke Ruten an einander befestigt. Sie sind also offenbar erst nachträglich hinzugefügt worden. Im Jahre 1735 hatte nämlich, als das Gitterwerk noch in der ersten Verfassung war, ein diebisches Auge entdeckt, daß das nach der Stadtseite gerichtete unterste Effeld des letzten Fensters nach dem Schlosse zu zwei oder drei Fingerstärken breiter ist als die übrigen, und dieser kleine Mangel wurde der Kirche zum Verhängnis. Ein darüber vom damaligen Erzpriester Karl Joseph von Duchze (1734—60) in prächtiger Handschrift niedergeschriebener Bericht „Notatu digna“ hat das Andenken daran auf unsere Zeit gebracht und sei hier wiedergegeben. Darnach war am 11. Oktober 1735 über Stephansdorf her, wo sie einen Bauermann auf dem Felde um den Weg gefragt, eine Diebesrotte nach Ottmachau gekommen und hatte zunächst bei einem Gärtner pfarrteilicher Jurisdiktion eine Leiter gestohlen. Aus dieser machte sie zwei Teile: mit dem einen überstieg sie an heut noch nachweisbarer Stelle die Stadtmauer — jetzt Schulgrundstück — und mit der andern erklomm einer der Räuber die Brüstung des Fensters mit dem etwas weiter abstehenden Gitterstab. Die ganze nun folgende wüste Räuberei blieb in der finsternen, von Sturm und Regen erfüllten Nacht völlig unbeschrieben. Der zuerst Hinaufgestiegene schlug das Fenster so weit aus, daß er sich durch das Gitterfeld hineinzwängen konnte, ließ sich drinnen über die Bänke zwischen den Fahnen herunter und verschaffte den andern Eingang, indem er das Schloß der kleinen Tür bei der hohen Kirchentreppe, die zum Fürstenthor

führt, mit einem Instrumente unbekannt gebliebener Art sprengte und den starken eisernen Riegel, der sie nebenbei noch verwahrte, beseitigte. Aus den Resten, die man auf dem Kreuzaltar, jenem Wunderwerk des Barock, später fand, war zu sehen, daß sie Lunten zum Leuchten mitgebracht hatten. Nun spielte sich ein wahrhaft vandalisches Verstörungswerk ab. Das Sacra-rium hinter dem Hochaltar öffneten sie mit solcher Gewalt, daß große Stücke Steine abgesprengt gefunden wurden. Es war aber leer, und so machten sie sich an den Tabernakel. Sie rafften alles, was sich darin an Silberwerk befand, an sich, schütteten die Partikeln zurück und erbrachten beide Sakristeien. Hier öffneten sie die Kästen, in welchen die Kelche aufbewahrt wurden und durchsuchten selbst die kleinsten Behältnisse. Die große Monstranz hogen sie zusammen und packten sie ein in einer Weise, daß man ausgebrochene Steine, Laubwerk und kleine Stücke am Boden fand; zwei silberne Engel nahmen sie ebenfalls mit, ließen aber, als ob sie in einer Art Gewissensregung der Gemeinde wenigstens das zur Darbringung des hl. Messopfers und der Krankenseelsorge unumgänglich Notwendige hätten lassen wollen, einen schon in den Händen gehabten Kelch auf dem Kaselkasten zurück und setzten einen anderen auf den untersten Stufen in der Sakristei nieder, dazu ein Krankenvasculum und einen silbernen Sprengwedge. Merkwürdigerweise hatten sie auch einen Ornat der Marianischen Bruderschaft und ein Pacificale, das über der Albenalmer frei und offen gestanden hatte, nicht gesehen, denn auch diese beiden Stücke fanden sich noch vor, trotzdem sie 13 Schlosser erbrochen und sonst alles mit ihren räuberischen Händen bestastet hatten. Auf dem Wege durch die erbrochene Kirchentür und über die Stadtmauer, wo sie übergestiegen waren, machten sie sich davon und erreichten unbeschrien den Ausgangs- und Stützpunkt ihrer Räuberei, die dem Dorfe Małżewice zugekehrte Seite des früher bischöflichen Fasanengartens, einen noch heut stillen und verschwiegenen Ort, wo sie ihre Pferde angebunden hatten. Dort fand man denn auch noch kleine, von einer Monstranz herrührende Steine und Glas, die von den Pferden in die Erde getreten worden waren. Als der Glöckner Johann Georg Janke am nächsten Morgen die Vorbereitungen zur Siebenstundmesse treffen wollte, sah er mit Schrecken den angerichteten Greuel und benachrichtigte sofort die Kapläne Ignatius Baucke und Antonius Hentschel, die nun schleunigst den Erzpriester Duchze, der die jährliche Visitation in Polnisch Wette vornahm, benachrichtigten und alle erforderlichen Schritte bei den Behörden taten. Die Gemeinde geriet in einen wahren Aufruhr, jeder ergriff eine ihm zugängliche Waffe, und man machte sich auf allen Seiten an die Verfolgung der Räuber. Der zweite Kaplan Hentschel begab sich nach Neisse, wo eben der Fürstbischof Kardinal Sinzendorf weilte, wurde sofort zur Audienz vorgelassen und erstattete Bericht. Der Regierungskanzler Wolff ließ darauf sofort Steckbriefe ergehen, die Landdragoner wurden auf-

geboten, der Ottmachauer Schloßhauptmann Sylvius Christian von Hohenhausen ordnete den Scharfrichter Hillebrandt, einen wohl versierten Mann, und den Stadtdiener ab, jedoch alles ohne Erfolg, die Räuber hatten sich mit ihrem Raube in Sicherheit bringen können. Nach Duchzes Bericht waren ihnen in die Hände gefallen: eine gegen „ $5\frac{1}{2}$ Viertel“ hohe, mit allerhand „böhmischen Steinen“ besetzte, große silberne Monstranz Augsburger Arbeit „ungemeiner Größe und Schwere“ mit einem rein goldenen Melchisedek (lunula), dessen Seiten die Statuen der Schutzheiligen der Kirche, St. Nikolaus und St. Franciscus zierten, während „das corpus auf der statua“ den Abraham repräsentierte. Unter dem Kreuz an der Spitze der Monstranz prangte das Bild der Muttergottes mit dem Kinde. Wert der Monstranz 1000 Reichstaler. Ferner eine kleine, 3 Viertel hohe, vergoldete Monstranz, neben deren Kreuz an der Spitze zwei Cherubim standen, Wert etwa 100 Reichstaler. Geraubt war ferner ein Ciborium, silbervergoldet, mit Granaten besetzt und kostbarem Laubwerk verziert, 900 Partikeln fassend, Preis unbekannt. Ein zweites Ciborium für 600 Partikeln, silbern und glatt vergoldet, ebenfalls „ohnbekannten pretii“; fünf silberne Kelche nebst fünf Patenen, zwei mit Laubwerk, einer mit Heiligenfiguren geziert, zwei nur glatt vergoldet; eine silberne Krankenpatene nebst Deckel, vergoldet, 18 Taler; das vom Bischof Johann Sitsch der Kirche vermachte, sehr starke, silberne Kreuz, dessen Fuß einen von Silber gearbeiteten Berg mit Totenkopf, Schlange und Fröschen darstellte, unbekannten Wertes; zwei silberne, in Wolken knieende, zwei Leuchter haltende Engel „Neisser Probe“, $1\frac{1}{2}$ Elle hoch, über 100 Taler geschätzt; ein großes, ganz neues, silbernes Rauchfaß samt Schiff und Löffel, Neisser Probe, mit getriebenem Fuß, 100 Taler; drei Paar silberne Messlännchen, davon 2 Paar stark vergoldet, ohne „Tazet“, unbekannten Wertes; ein silbervergoldeter Kommunikantenbecher, ein zinnernes Waschbecken von hohem Alter mit doppeltem Deckel, ein seidenes Palliolum vom Ciborium, der Grund weiß mit allerhand Blumen; zum Schluß ein seidenes Kelchtüchlein mit rötlichem Grunde, reich mit durchwirkten Blumen besetzt.

So nach dem Bericht des Erzpriesters Duchze. Die Monstranz von $5\frac{1}{2}$ Viertel Augsburger Arbeit im — damaligen! — Werte von 1000 Reichstatern und die andern kostbaren Dinge „ohnbekannten pretii“ würden heut sicher als weithin berühmte Zierde und gottesdienstliche Wertstücke der Kirche angestaunt werden und jedes Museum würde es sich zur Ehre rechnen, solche Prachtstücke zu besitzen. Den Tabernakel hatte die Schwester des Bischofs Franz Ludwig, des Erbauers der Kirche, Leonore von Pfalz Neuburg, Gemahlin Kaiser Leopolds I., aus einem TafelSERVICE ihres Brautschatzes anfertigen lassen, und sicher möchten viele der geraubten Stücke aus jener Stiftung stammen. Die Stadt Ottmachau hatte in demselben Jahre 1735 laut

Stadtrechnung, alle Steuereingänge mit eingeschlossen, 1840 Taler 16 Groschen $\frac{5}{8}$ Heller Einkommen. Die meschante Bande, die zu Pferd das Land ausräuberte, herrliche Schäze von Kunst- und Altertumswert vernichtete, freilich dabei Rad und Galgen riskierte, schleppte in jener Nacht also eine Beute fort, deren Wert das Jahreseinkommen einer kleinen Stadt überstieg. Die empörten Pfarrkinder hatten vergeblich „die Lenden mit einem Schwerte umgürtet“, aber die letzten vier Fenster erhielten prompt jenen eingangs erwähnten Zusatz an Vergitterung, der also, ausschend, als ob der Schmied erst gestern den Hammer davon weggelegt hätte, seit fast 200 Jahren an die Frevelstat in jener stürmischen Oktobernacht erinnert.

P. J. Gründel.



Zunftbrief der Schmiedeinnung in Hultschin vom Jahre 1723.

Im Jahre 1677 erhielt die Schmiedezunft von Hultschin, zu der die Schlosser, Stellmacher und Böttcher gehörten, von Rudolf Grafen von Gaschin den Zunftbrief. Da inzwischen die Tischler als Zunftgenossen dazukamen, baten die Zunftmeister im Jahre 1723 Johann Josef Grafen von Gaschin und Freiherrn von Rosenberg, Erbherrn auf Hultschin, Waissak, Dombrau, Safrau, Odersch und Ratscher, die Statuten der Zunft vom Jahre 1677 zu bestätigen. Er erfüllte ihre Bitte mit dem Wunsche, daß die Sätzeungen in allen Punkten und Artikeln beobachtet würden.

Der Zunftbrief, der in böhmischer Sprache abgefaßt ist, liegt in der Lade der heute noch bestehenden Innung wohl verwahrt.

Im folgenden wollen wir die einzelnen Punkte und Artikel des Näheren anführen.

1. Zur Ehre Gottes sollen alte und junge Meister mit ihren Gesellen und Lehrlingen an Sonn- und Feiertagen der hl. Messe beiwohnen. Zwei junge Meister haben die Leuchter (postawniky) beim Offertorium anzuzünden und später wieder auszulöschen und an Fronleichnam zu tragen und dann an den bestimmten Platz hinzustellen. Dies haben sie bei Strafe von 2 Pfund Wachs an die Zunft solange zu tun, bis sich zwei jüngere finden.

2. Wer aber aus dem „Dienste der Jüngsten“ herauskommt (z mladkowskey sluzby wissel), der soll den Zunftmeistern 12 Groschen für die Losssprechung geben. Ausgenommen sind die Meistersöhne, die zu diesem Dienste nicht herangezogen werden sollen (... ktery za mladssich drzanj beyyti nemaji).

3. Es darf die Zunftmitglieder niemand in der Stadt, in der Vorstadt und auf der Herrschaft Hultschin in der Ausübung ihres Handwerks stören, bevor er sich nicht als Zunftmitglied angemeldet hat. Wer dabei erfaßt wird, soll sich den Meistern stellen und sich mit ihnen einigen und gemäß der ausgeführten Arbeit bestraft werden.

4. Wer sich als Mitglied meldet, der muß urkundlich oder durch Aussage glaubwürdiger und ehrenhafter Personen nachweisen, daß er ehrlicher Abstammung und mit seiner Frau nach dem Ritus der katholischen Kirche redlich getraut worden ist.

Wenn ein Lediger eintreten will, der soll eine ehrbare Jungfrau oder Witwe zur Ehe nehmen und nachweisen, bei welchem Meister er ausgelernt hat. Er hat für die Einladung der Mitglieder 6 Groschen und für die Aufnahme 3 Taler und 4 Pfund Wachs an die Zunft abzuführen und ein Meisterstück vorzulegen. Falls er keins vorweisen will, so möge er 2 Taler und 18 Groschen zahlen.

Er soll den Mitgliedern eine Vesper von 6 gekochten Gerichten, dazu 2 Rindsbraten zu je 10 Pfund, ein gutes Kalb oder in Ermangelung desselben einen feisten Hammel, zwei Schweine, ein Paar Gänse oder zwei Paar Hühner, Kuchen von einem Viertel und ein Achtel Bier geben. Will er die Vesper nicht in natura leisten, so möge er dafür 6 Taler Neisser Währung zahlen und ein Achtel Bier geben. Ist er ein Meistersohn oder hat er eine Meistertochter oder -witwe zur Frau, dann braucht er nur die Hälfte zu zahlen.

5. Der Lehrling muß eine zweiwöchige Probezeit durchmachen. Wird er für tauglich befunden, so muß er seine ehrbare Abstammung durch eine Urkunde oder Leumund nachweisen. Wer der Untertänigkeit unterliegt, muß eine schriftliche Erlaubnis des Grundherrn beibringen. Er hat 6 Groschen für die Einladung und 24 Groschen für die Aufnahme zu zahlen und 1 Pfund Wachs und $\frac{1}{2}$ Eimer Bier zu leisten. Die Lehrzeit dauert 2 Jahre. Meistersöhne zahlen die Hälfte.

Seinem Lehrmeister hat er ein Kopfkissen, eine Bettdecke und Lehrgeld nach Übereinkommen zu geben. Verläßt er die Lehre vor der Zeit, so soll er alles verlieren.

6. Ein Meister soll dem anderen nicht schaden und die Kundschaft nicht abtreiben bei Strafe von 4 Pfund Wachs.

7. Wenn ein Geselle freiwillig am Sonntag seinen Gesellen kündigt, so soll er noch eine Woche weiterarbeiten, und dem Zunftmeister berichten, der ihm zu sagen verpflichtet ist, ob er nach zwei Wochen wandern oder zwei Wochen die Arbeit ruhen lassen soll. Nimmt in der Zwischenzeit ein Meister einen solchen an, so muß er 4 Pfund Wachs, der Geselle aber 2 Pfund als Busze leisten.

8. Ein Geselle, der am Orte ausgelernt hat oder der zugewandert ist, muß sich einen Namen erkaufen, und derjenige Meister, dem er zufällt, hat ihn zum Kunstmeister zu schicken, damit ihm dieser seine Arbeit anweise.¹⁾

9. Item die Schmiede sollen nicht in das Schlosserhandwerk und die Schlosser nicht in das Schmiedehandwerk bei Strafe von 2 Pfund Wachs ihre Hände stecken. Was die Schlosser anlangt, so steht einem jeden frei, rucznikarske, ssiwtarske a zameczniczke djlo prowazeti.²⁾

10. Niemand darf seine Arbeit nach Hultschin bringen außer am Jahrmarkt. Sonst verfällt sie der Innung. Am Jahrmarkte soll jeder Auswärtige gute Ware (naczini hodne a warowne) haben und einen Groschen an die Innung abführen. Zwei Meister sollen Schau halten und die unordentliche Arbeit wegnnehmen.

11. Wenn ein Stellmacher das Radmacherhandwerk versteht, so darf er es ausüben. Umgekehrt ist es gleichfalls erlaubt.

12. Den Sonntag nach den Quatemberzeiten sollen sie jedesmal eine Sitzung abhalten und 1 Groschen in die Lade legen. Der nicht dabei erscheint, zahlt 1 Pfund Wachs.

13. An Quatembertagen sollen sie dem Brauche der Vorfahren gemäß der hl. Messe beiwohnen, Gebete für die Verstorbenen verrichten und zum Opfer gehen. Wer dies unterläßt, entrichtet ein Pf. Wachs und bezahlt dem Pfarrer die Messe.

14. Beim Todesfall sollen sie zum Begräbnis eingeladen werden und die Leiche bei Strafe von 1 Pfund Wachs zum Grabe geleiten.

15. Eine Witwe kann das Handwerk weiter betreiben. Es wird für sie ein Geselle besorgt. Im übrigen hat sie alle Verpflichtungen gegen die Kunst.

J. Kaluza.

¹⁾ Der Sinn der Worte: „Przi tom kazdy towariss tiech rzemesl kteryly se zde winczył aneb od gind sem prziwandrowal gmeno sobie kupiti a ku ktere mukoliw mistrowy by gemu przijiti treffilo, ten mister takoweho tnwarisse do czechmistra poslati a czechmister gemu dilo pokazati powinen bude“ ist etwas unklar.

²⁾ Vielleicht ist ein kundiger Leser in der Lage, zu sagen, was diese unterschiedenen Arbeitsleistungen im Schlosserhandwerk bedeuten.



Merkwürdige Dokumente aus dem Turmkopfe des früheren Stumpfturmes der Pfarrkirche zum hl. Kreuz in Oppeln.

Die Oppelner Kreuzkirche, der die beiden 78 m hohen Türme einen besonderen Charakter aufprägen, erfreut sich noch nicht lange dieses Schmuckes; denn erst 1899 sind diese Türme emporgeführt worden. Vorher war für das Äußere der Kirche ein massiger, gedrungener Turm charakteristisch, der in eine abgestumpfte Pyramide mit kleinen Zwiebeltürmchen auslaufend, kaum das Kirchdach überragte und in dem man durch das offene Fenster den „Urban“ — die größte Glocke dieser Kirche — hin und her pendeln sah. Dieser verhältnismäßig kleine Turm, der trotzdem dem ganzen Bau der Kirche etwas Wuchtiges und Trüziges verlieh, wurde im August 1899 abgetragen. Das alte Eisenkreuz, das von ihm zunächst entfernt wurde, zierte heut die Spitze des von beiden Kirchtürmen eingefassten Westgiebels und trägt die Zahl 1617. Über diese Jahreszahl wissen wir folgendes zu berichten:

Am 28. August 1615 war hier die schrecklichste Feuersbrunst ausgebrochen, von der die Stadt jemals heimgesucht wurde. Bei diesem Brande hatte auch die Kreuzkirche recht empfindlichen Schaden gelitten; der Dachstuhl war durch Flugfeuer in Brand geraten und dadurch auch der Turm vom Feuer erfaßt worden. Alle im Turme befindlichen Glocken waren geschmolzen, und das schöne Gewölbe war ganz zerschlagen und zerschmettert. Die Frontwand war am Giebel demoliert und schwankte bei starkem Winde hin und her. Der Stumpfturm wurde bald nach dem Brande wiederhergestellt, und bereits 1617 zierte ihn das oben erwähnte Eisenkreuz. Im darauffolgenden Jahre waren auch die neuen Glocken fertig, die die Stadt aus dem geschmolzenen Metall hatte gießen und mit Inschriften versehen lassen.

Am 9. August 1899 wurde nun bei Abnahme dieses Eisenkreuzes aus dem Jahre 1617 im Turmkopf ein verlötes Eisenblech-Zutteral gefunden, in dem sich zwei Dokumente befanden, die bezüglich ihres Wortlauts von den sonst in Turmköpfen aufgefundenen Urkunden stark abweichen und in der Art und Weise ihrer Abfassung direkt merkwürdig erscheinen. Da das Oberschlesische Jahrbuch der Veröffentlichung von Urkunden und Dokumenten jederzeit gern seine Spalten geöffnet hat, so mögen auch diese merkwürdigen, vor 70 Jahren verfaßten Schriftstücke durch Aufnahme in das Jahrbuch 1926 der Vergessenheit entrissen werden. Das erste Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Dieser Knopf wurde am 28. Juni 1856 ohne Musik, ohne Essen und Trinken sowohl wie ohne einen Groschen Trinkgeld Aufgesetzt, weil sich

keiner dieser Sache annehmen wollte. Der Kirchenvorsteher schob diese Sache auf den Bauinspektor und dieser wollte mit nichts zu tun haben.

Diese Kirche war auf der Nordseite des Daches sehr baufällig, so dass sich der Vorstandt genöthigt zum Bau fühlte sie beschlossen daher das Dach umzudecken und den Giebel frisch zu Mauern und midt Blech ab Decken zu lassen welches bis zum Turm Reichte wie dieser beabsichtiget war und auch führ sehr baufällig befunden wurde musste er auch Neu abgedeckt werden und einen Neuen Knopf bekommen.

Dieses Jahr war sehr Theuer. Der Saat Korn kostet $7\frac{1}{2}$ Reichsthaler. Die Maurer- und Zimmerleute bekamen Wöchentlich 3 Thaler Lohn, die Klempner 2 Thaler, die Ziegeldecker 6 Taler. Die Arbeitsläute 1 Thaler pro Woche. Diese Arbeiten lieferten folgende Meister:

Bauinspektor Gottgetreu, Maurermeister Jakisch, Zimmermeister Lorenz, Klempnermeister Tritschler, Kirchenvorsteher Jakisch (ehemaliger Kupferschmied, Pfarrer und Erzbischof Gleich, zugleich Inspektor der Schuhle, 1. Kaplan Schwientek, 2. Kleinwächter, 3. Simon. — Namen der Arbeiter: Maurerpolier Franz Mäsur aus Chrzumczütz, Maurergeselle Caspar Lukas aus Frauendorf, Maurergeselle Johann Mäsur aus Chrzumczütz, Zimmerpolier Thomas Hennek aus Halbendorf, Zimmergeselle Anton Kobienna aus Wreske, Klempnergeselle Julius Maß aus Blotho an der Weser, Dach- und Schieferdecker Josef Görlich aus Neisse.

So Geschehen Oppeln am 28. Juni 1856.

Meine lieben Nachfolger, Freunde und Brüder!

„Wenn wir nicht um eine kleine Kunde zu geben ein paar Zeilen geschrieben hätten, so würde keiner wissen wie lange dieser Knopf schon steht, so wenig wie wir wissen wie lange der alte gestanden hat. Ich bitte, diese Kunde in gutem Andenken zu behalten.

Oppeln, den 28ten Juni 1856.

Julius Maß

Klempner und Metalldrücker aus Blotho an der Weser.“

Auf dem zweiten Schriftstück stand folgendes geschrieben:

„Im Frühjahr 1856 wurde diese Kirche reparirt und auch dieser Turm wieder neugedeckt; wo ich den Knopf in der Hoffnung herunternahm, das ein paar Zeilen darin sein werden, aber es wahr nichts darin. Darum haben wir ein paar Zeilen geschrieben und mit unseren Namen unterzeichnet.

Julius Maß, Klempner und Metalldrücker aus Blotho an der Weser.

Josef Görlich aus Neisse, Dach- und Schieferdecker.

Zimmergeselle Thomas Hennek aus Halbendorf bei Oppeln.“

Die Rückseite dieses Bettels war wie folgt beschrieben:

„Nichts zu fressen und zu saufen, nichts zu Handeln und zu kaufen, dieser Knopf ist ohne Musik und ohne Eis und Branntwein aufgesetzt worden; er wurde aufgesetzt den 28. Juni 1856, es war eine schauerliche Hitze.

Chrzumczütz.“

Was seitens des Bauherrn bezw. der Bauleitung vor 70 Jahren verabsäumt wurde, ist 1899 bei Errichtung der beiden Kirchtürme wiedergutmacht worden. Am 28. Oktober 1899 wurde auf den südlichen Turm der Knopf aufgesetzt; zuvor hatte Professor Dr. Franz Sprotte († 1920 als residierender Domherr in Breslau) die diesbezüglichen, von ihm selbst verfassten Urkunden im Turmknopf eigenhändig untergebracht. In den am 23. Februar 1900, den zweiten Turm, gesetzten Turmknopf wurde eine von Fr. Hrubý (Schwester des Strafanstaltspfarrers und Erzbischof Hrubý in Groß Strehlitz) verfasste Urkunde aufgenommen, in der alle beim Bau Beteiligten sowie alle Förderer des Turmbaus erwähnt sind. Die Nachwelt wird also über die Verhältnisse der Stadt zur Zeit der Errichtung der beiden Türme und die Turmbauangelegenheit ausreichend unterrichtet sein.

E. Talar



Zur Heimatkunde von Kreuzburg.

Den „Beiträgen zur Heimatkunde des Kreuzburger Landes“ (oben II, 1925, 127—135) wäre noch folgende Literatur anzufügen: P. Dittrich, Das Kreuzburger Arbeitshaus O. S. 7, 1911, 88; Arwin, Sage und Überlieferung aus den Kreisen Namslau und Kreuzburg, Schles. Pr.-Bl. 11, 1872, 637 und Swientek, Kreuzburger Kirchenverhältnisse, ebd. 7, 1868, 347—350. — Zur Kirchengeschichte sind noch einige Angaben aus dem Gehe. Staatsarchiv Berlin unter Rep. 46 B Nr. 306—20 a—b zu finden: Acta wegen Bestätigung der Pastoren und Diaconen bei der Evangel. Stadt- und Pfarrkirche zu Kreuzburg, 1752—1803; Acta wegen Bestätigung der Rektoren, Kantoren, Organisten und Glöckner bei der Kirche und Schule zu Kreuzburg, 1746—1768. Ebenda sind zwei Schriftstücke, die sich auf das Armenhaus beziehen, vorhanden: Acta betreffend die Foundation des Armen- und Arbeitshauses in Kreuzburg und die Kollektien für dasselbe 1780 und ein von Hohm verfasster Bericht v. 16. August 1789 für die Reise des Königs Friedrich Wilhelm II. (vgl. Nowak, Die Reisen König Friedrich Wilhelm II. durch Oberschlesien in den Jahren 1788 und 1789, O. S. I, 1905, 16—25). Der Entwurf Hohms hat folgenden Inhalt: „Nachricht vom Armen-Hause zu

C r e u z b u r g . Das Betteln nahm in Schlesien überhand, und auf den Antrag des Schlesischen Finanz-Ministerii geruheten des hochseligen Königes Majestet, im Jahr 1777 40 000 Reichstlr. zum Bau eines Armen-Hauses zu Creuzburg, aber zur inneren Einrichtung Nichts anzuweisen; bestimmten zur Unterhaltung der Armen, jährlich 4 freiwillige Landes-Collecten; schenkten 100 000 Reichstlr. an Capital um sie zinsbar auszuleihen; accordirten die Accise-Freiheit. Als aber die Zinsen vom Capital, von 5 auf 4 pro Cent erniedriget wurden, erlaubten Se. jetzt regierende Kgl. Majestät, daß bei dem Verkaufe der kleinen Grundstücke 1 pro mille vom Kaufgelde zum Armen-Hause berechnet werden sollte.

Das Hauß wurde gebauet, mit einer Kirch, 35 Stuben und Sälen versehen; eine Woll-Manufactur und Stroh-Häuben Arbeit errichtet, welche jetzt jährlich 19 000 Ellen Fries, 2600 Stück Decken und 1200 Stroh-Hüte liefert.

Der Gewinn von dieser Fabrique betrug bisher 1400 Reichstlr. Dieser nebst den obenangeführten Einnahmen langte nich allein hin, die im Armen Hause selbst befindlichen 240 Personen mit Kleidung, Essen, Trinken, Holz, die Kranken aber mit Medicin zu versorgen, und den Fleisigen noch etwas an Gelde zu reichen, sondern verstattete auch, daß noch 99 Hilfsbedürftige außerhalb dem Hause mit einem monatlichen Amösen unterstützt werden könnten.

Allein jetzt, da die Lebens-Mittel so sehr in die Höhe gegangen, der Preis der Wolle um die Hälfte gestiegen, die freiwilligen Collecten von Jahr zu Jahr abnehmen, und die Armenhauskasse noch die ersten Einrichtungs-Kosten tragen muß, so will die Einnahme nicht mehr langen; obgleich von dem Capital noch mehr zugesezt worden.

Die Armen theilen sich in 3 Clasen, in die pauvres houteux, deren Zahl 21 ist, und welche dem Hause keine Arbeit leisten, sondern dasjenige, was sie verdienen, behalten.

Die Armen 1. Klasse, welche zwar für das Haus arbeiten, aber dasjenige was sie über ihre Verpflegung verdienen, bar erhalten.

In die 2. Klasse, die auch arbeiten müssen, aber nichts als die Verpflegung bekommen; die letzte Art sind meist Vagabonetes.

Diese Leute erhalten wöchentlich 3 mal Fleisch, in anderen Tagen Zucchini oder Früchte; täglich 2 Pfds. Brot und 1 Quart Bier. Jährlich die nöthige Kleidung."

Berlitz.



Grabsteine Adliger auf dem alten Friedhofe in Patschkau.

Friederike, Reichsfreihin, von Hundt und Altengrottkau, geb. von Machni, Besitzerin des Rittergutes Kosel, geb. zu Groß-Glogau, den 19. Nov. 1769, gest. zu Kosel, den 15. Dez. 1837.

Charlotte Luise Philippine, Reichsfreihin von Hundt und Altengrottkau, Rittergutsbesitzerin von Kosel, geb. zu Boithmannsdorf, den 3. Nov. 1788, gest. zu Kosel 1. Juni 1864.

Franziska, Freyin von Hundt, geb. von Ehrenschild, geb. zu Hirschberg, 29. Mai 1742, vollendete ihr Leben zu Patschkau, den 5. Juli 1815.

Caroline von Fürstenmühl, geb. von Winkler.

Pauline von Fürstenmühl.

Der Kammergerichtsreferendar Herrmann von Gillern. Leopoldine von Fürstenmühl.

Josephine Bergmann, geb. von Winkler.

Charlotte Bergmann, geb. Gräfin Stillfried.

Wilhelm von Buchs, geb. 14. August 1809, gest. 31. 3. 1841.

Hauptmann Franz von Schubert, gest. 21. 11. 1869.

Emilie Freyin von Henneberg, verh. Beck, geb. 29. September 1795, gest. 18. November 1869.

Frau Hauptmann von Boremski, geb. von Koehler 1846.

Berlitz.



Ortsnamen der Herrschaft Loslau.

Aus dem Nachlaß von Pfarrer J. Gregor, Tworkau, gest. den 6. 4. 1926, veröffentlicht von G. Hydel.

Neuere Ortsnamen.

Eine Anzahl Ortschaften ist infolge eines Edikts Friedrich des Großen vom 12. Dezember 1774, betreffend die neu zu errichtenden Dörfer in der Herrschaft Loslau als Kolonien gegründet worden in der Zeit von 1775—80. So von der Gräfin Sophie Karoline v. Dyhrn, geborene Freiin von Trauß, die Kolonien

1. Altenstein bei Pohlom, benannt nach der Mutter der Gräfin Stein zum Altenstein, also nicht nach dem erst viel späteren preuß. Minister von Altenstein, wie Hanke in seiner Chronik annimmt;
2. Dyhrgrund bei Loslau, benannt nach dem Namen ihres Gatten Freiherrn von Dyhrn;

3. Friedrichthal bei Lazisk, benannt nach Friedrich dem Großen, der sich der Gräfin gegenüber sehr gnädig erwiesen hat und sie als Witwe des Freiherrn v. Dyrn in den Grafenstand erhob;
4. Krausendorf bei Ledloun, benannt nach dem Vater der Gräfin, einem Freiherrn von Krause;
5. Sophienthal bei Nieder-Gastrzemb, benannt nach dem Vornamen der Gräfin.

Ferner sind in jener Zeit begründet:

Romanowski bei Radlin von einem Rittmeister Friedr. v. Lindner im v. Werner'schen Husarenregiment, von dem damals eine Eskadron in Loslau lag. Der Name lautete ursprünglich Romanzow, wohl in Erinnerung an den damaligen russischen Feldmarschall gleichen Namens. Die Gräfin Dyrn erwarb d. 18. 5. 1777 von Lindner das Gut Radlin mit den Anfängen dieser Kolonie.

Rupatiew bei Ruptau, gegründet 1780 von dem damaligen Besitzer des Gutes Ruptau, Georg Nikolaus v. Goczalkowski (Henke, Chronik II, 150).

Skrbenski, Kolnie bei Golkowiz, 1775 gegründet von dem damaligen Besitzer von Golkowiz und Landrat des Kreises Pleß-Rybnitz Maximilian Freiherrn v. Skrbenski (a. a. O. 152).

Außerdem sind noch zu nennen:

Bielitzhof, ein Gutshof zu Groß-Thurze gehörig, angelegt wohl erst in den 20er oder 30er Jahren des 19. Jahrh., der den polnischen Namen Olssenia d. i. Ersicht trägt. Bielitzhof soll seinen Namen erhalten haben von einem Manne, der dieses Vorwerk einmal in Besitz, wohl Pacht, hatte und der aus der Stadt Bielitz stammte. Er mag vom Volke der Bielitzer genannt worden sein und sein Pachthof der Bielitzerhof, woraus der Bielitzhof wurde. So erzählte es wenigstens ein alter Bewohner der nahen Kolonie Friedrichthal, namens Thomann im Jahre 1896 dem Dr. med. Reich in Loslau.

Es gibt dann noch einzelne mit besonderen Namen versehene Gutsanteile, die ihren Namen von ehemaligen Besitzern führen, nämlich

Centnerowicz, Centnerhof, ein Anteil von Nieder-Gastrzemb, benannt nach Karl Gottlieb Centner v. Centnerthal, der ihn 1768—75 besessen hat;

Kisselowicz, ein Anteil von Nieder-Radlin, benannt nach Georg Nikolaus v. Kisielowski, der diesem von 1763—74 gehörte;

Schonowicz, ein Anteil von Ober-Radlin, den Karl von Schonowski von 1731 ab und später von 1775—81 noch seine Tochter Helene, Ehefrau des Karl Ferd. v. Zukowski in Besitz hatte;

Libowitz, ein Anteil von Ruptau, den Christian Friedr. v. Lieben auf Kozybendz im Teschnischen von 1726 ab etwa 10 Jahre lang besessen hat.

Pochwacie, im Anteil von Mittel-Gastrzemb, den noch vor 1736 ein gewisser Bachwal besessen hat.

Endlich heißt ein Teil der Stadt Loslau noch jetzt Reinershöfel, statt Reinershöfchen, begründet um 1760 als ein Meierhof mit etwa 22 Morgen Acker von einem Loslauer Stadtnotar Thomas Rejsner, 1765 das Freihöfchen genannt, später im Besitz seines Sohnes Georg Rejsner, im laufenden Jahrhundert der Stadt eingemeindet. Das Gehöft hatte ein besonderes Hypothekenbuch und bildete eine besondere Gemeinde bis 1. Juli 1852 (siehe Henke, Chronik II, 146).



Oberschlesisches in Berliner Straßennamen.

Die Borsigstraße ist vom Grafen von Bourtales-Gorgier auf ehemaligem Invalidenhauseacker im Jahre 1859 angelegt worden und bekam ihren heutigen Namen durch Ordre vom 1. 2. 1860 auf Antrag des Ministeriums vom 20. 12. 1859 wegen des an ihr liegenden Borsig'schen Etablissemens.

Die Eichendorffstraße, auf dem Terrain der Pfug'schen Eisenwarenfabrik im Jahre 1876 angelegt, erhielt entgegen dem Vorschlage des Polizeipräsidenden, welcher nach dem General von Bose den Namen Bosestraße vorgeschlagen hatte, ihre Benennung zum Andenken an den Dichter Josef Freiherr von Eichendorff.

Die Oppenheimer Straße wurde im Jahre 1874 von dem Kaufmann Paul Haberkern angelegt und empfing ihren Namen durch Verfügung vom 5. 9. 1874.

Die Proskauer Straße erhielt durch Verfügung vom 15. August 1881 ihren Namen nach der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Proskau mit Beziehung auf den hier in Berlin in der Nähe dieser Straße liegenden Zentralviehhof.

Die heutige Raupachstraße sollte nach einem Vorschlage des Magistrats „Rüstrasse“ heißen. Infolge einer Kabinetsordre von 1865 aber wurde sie nach Raupach (Bühnendichter † 1852) benannt.

(Nach Vogt, die Straßennamen Berlin. 1885. Schriften des Vereins für Geschichte Berlins. 22. Band.)

Perlid.



Zur Geschichte der Glinitzer Fayencefabrik.

Meine Darstellung dieser Manufaktur im zweiten Heft der Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins klafft noch in mancher Richtung. Eine dieser Lücken zu schließen gibt mir ein flacher Teller Veranlassung, den ich vor 10 Jahren in Glogau erwarb. Der erste Blick reihte ihn unter die Proskauer oder Glinitzer Stücke des Überganges von der Fayence- zur Steingutperiode ein. Die Farben sind gelb, hellgrün, blau und manganese zur Zeichnung. Das angemalte Bild ist der oft wiederholte Pfau mit zwei Phantasieblumen im Hintergrund und Streublümchen auf dem Rande. Der Scherben wies den Teller mehr der Glinitzer Fabrik zu, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in der Erzielung der offenbar erstrebten Steingutmasse hinter der Proskauer Fabrik noch zunächst zurückblieb.

Die Signierung des Tellers war fürs erste rätselhaft. Sie bestand in einem mit dem Stempel farblos eingedrückten FYALLA. Der Name war zwar schon vorgekommen. Ein Maler Fyalla (Fialla) war nach den von mir bereits veröffentlichten Akten einer von den drei, die 1775 aus der Glinitzer Fabrik in Unzufriedenheit mit der Leitung ausgetreten waren und im nahen Wirsbie das Konkurrenzunternehmen begründeten. Dann wird sein Name noch einmal 21 Jahre später in den Akten der Proskauer Fabrik genannt. Hier ist es offenbar der Sohn, der 1796 in Proskau mit dem sogenannten Kupferdruck auf Steingutgefäßen beschäftigt war. Weitere Nachrichten fehlten zur Erklärung des problematischen Fabrikstempels, bis ich nachträglich im 60. Bande der Schlesischen Provinzialblätter die Notiz von dem am 17. November in Glinitz erfolgten Tode des 51jährigen Erb-Fayence-Fabrikantenpächter Johann George Fyalla fand.

Damit war die Frage gelöst. Fyalla war also bis 1814 Pächter der Glinitzer Fabrik. Das Anfangsdatum dieser Epoche Fyalla ist zwar nicht genannt, wir können es indessen in den Anfang des Jahrhunderts, d. h. in die Zeit der Ermüdung und Überlebung des Fayencebetriebes und des Überganges zur Steingutfabrikation setzen. Möglicherweise, daß die Besitzerin Gräfin von Gaschin den Betrieb zur Jahrhundertwende eingestellt und der in Proskau in der Herstellung des modernen Steingutes erfahrene Fyalla die Neu belebung der Glinitzer Fabrik unternahm. Viel länger als ein Jahrzehnt hat sein Regiment dort nicht gedauert. Nach seinem Tode setzt in der Chronik der Glinitzer Fabrik wieder eine Lücke ein, die bis zu Mittelstedts betriebsamer und dauernder Tätigkeit währt.

Was die Frage der obengenannten Signierung betrifft, so ist anzunehmen, daß der Stempel FYALLA nur ein schwacher Versuch des Fabrik-

herrn war, das weithin bekannte GLINITZ durch seinen Namen zu ersetzen. Die Signierung GLINITZ wird durch diesen Versuch kaum eine ernsthafte Unterbrechung erlitten haben, ganz gleich wer der Besitzer oder Pächter war. Die ununterbrochene Benutzung des Ortsnamens läßt sich von der Gründung bis zur letzten Periode Mittelstedt verfolgen.

Dr. Bimler.



Über das Wappen der Eichendorff.

Von Dr. Stephan Nekule von Stradonish.

Die Eichendorff sind ursprünglich Magdeburgischer Uradel, der mit Conradus de Eichendorp am 21. April 1237 zuerst urkundlich erscheint.¹⁾ Das uralte Wappenbild dieses Geschlechts²⁾ ist ein schräger, meist schrägrechts gestellter, abgehauener goldner Eichenast in Rot. Das Wappen ist also „redend“, d. h. es enthält eine Bilderrätsel-ähnliche Anspielung auf den Namen, was insofern merkwürdig ist, als Eikendorf, Eikendorf vielleicht nicht ein „Dorf mit Eichenbeständen“, sondern das „Dorf eines Eike“ bedeutet, wobei „Eike“ ein Vorname sein würde, wie sich jeder der deutschen Rechtsgeschichte Kundige von selbst sagen wird, wenn er an Eike von Repgow, den Verfasser des „Sachsenpiegels“ denkt.

Wie jener abgehauene Eichenast aber gestaltet ist, ob nur mit Eicheln, oder nur mit Eichenblättern, oder ob mit beiden, mit wie vielen Eicheln, oder mit wie vielen Blättern besetzt, auf diese Frage geben die alten Siegel keine bestimmte Antwort. Ebenso, ob der als Helmgeschmuck wiederholte abgehauene Eichenast auf einem sogenannten „Hülfkleinod“ angebracht ist, oder frei aufragt, ob er dieses gerade aufrecht, oder schräg tut. Namentlich im Schild hat der Gebrauch in dieser Beziehung die Jahrhunderte hindurch vollkommen geschwankt. In den alten Zeiten ist dieses Schwanken in der Darstellung der Wappenbilder in den Einzelheiten der Darstellung ja eine bekannte Erscheinung.

Zur Verdeutlichung der Geschichte des Wappens Eichendorff wird eine Auswahl der alten Siegel hier abgebildet.

1. Degenhard von Eichendorp 1376: abgehauener Eichenast schrägrechts, sechs Eicheln (3 oben, 3 unten); St.-A. Magdeburg (siehe Abb. 1).

¹⁾ Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser, Jahrg. 1926, S. 174.

²⁾ Die alten Märkischen Ykendorpe (zuerst urkundlich mit Arnoldus de Ykendorpe 1323) haben eine Rose im Schild und sind daher offenbar ein anderes Geschlecht (anderer Meinung: Dr. Friedr. von Kloke in den „Genealogischen Erläuterungen“ zum „Münchener Kalender“ auf das Jahr 1926).

2. Johannes von Efkendorp 1376: abgehauener Eichenast schräglinks, sechs Eichenblätter (3 oben, 3 unten); St.-A. Magdeburg (siehe Abb. 2).
3. Hinrik de Efendorpe 1384: abgehauener Eichenast schräglinks sechs Eicheln oder Blätter (3 oben, 3 unten); St.-A. Magdeburg (siehe Abb. 3).
4. Hinrich Efendorp 1412: abgehauener Eichenast schrägrechts, sechs Eicheln (3 oben, 3 unten); Geh. St.-A. Berlin, Sammlung Voßberg (siehe Abb. 4).
5. Deinhard von Efendorp 1429: abgehauener Eichenast schrägrechts, sieben Eichenblätter (3 oben, 4 unten); der Eichenast ist „gestürzt“; St.-A. Magdeburg (siehe Abb. 5).
6. Heinrich von Efendorp 17. März 1451: abgehauener Eichenast schrägrechts, sechs Eicheln (3 oben, 3 unten); Geh. St.-A. Berlin (siehe Abb. 6).

Diese Siegel sind sämtlich Schild siegel mit Umschrift, ohne Helm.

Nach dem „Deutschen Wappenkalender“ (mit Bilderschmuck von Gustav Adolf Cloß und begleitenden Erläuterungen von Dr. Bernhard Körner) auf das Jahr 1921 (S. 70) gibt es ein „älteres Helmsiegel des Jacobus de Efendorp von 1344“, das „ein aus zwei Halbkreisen bestehendes Schirm Brett zu beiden Seiten des Helmes“ zeigt, „dessen Hälften je mit einem nach innen aufsteigenden Eichenzweige belegt“ sind, der „hier je vier Eicheln, zwei oben, zwei unten“ trägt. Dieses Siegel, von dem ein Abdruck anscheinend in der „Ledeburischen Sammlung“ (jetzt in der „Sächsischen Stiftung für Familienforschung“ zu Dresden) gewesen, hier aber verschwunden ist, vermöchte ich meinerseits nicht aufzufinden. Das älteste mir vor Augen gekommene Eichendorffsiegel mit Helm ist an einer Urkunde vom 11. April 1457 im Geh. St.-A. zu Berlin-Dahlem (Sign.: Dom-Stendal 314), dasjenige des Propstes zu Stendal Johannes von Efendorpe und hat einen Durchmesser von 2,8 cm. Es zeigt im Schild einen schrägrechten abgehauenen Eichenast mit sechs Eichblättern, drei oben, drei unten. Der Helm ist sehr deutlich von einem geschlossenen Flug überhöht, der mit dem schrägen Eichenaste, wie im Schild, belegt ist. Die Umrisse der Helmdecke sind auf diesem Siegel so wenig erkennbar, daß Herr Staatsarchivar Dr. Dehio, der die Güte hatte, das Siegel für mich abzuzeichnen, auf ihre Wiedergabe verzichtet hat³) (siehe Abb. 7).

³) Ich zeichne oder forme wertvolle alte Siegel in den Archiven grundsätzlich niemals selbst ab! Die Siegel müssen hierzu in den meisten Fällen zuerst einmal gründlich gereinigt werden. Das überlässt man besser den darin geübten, für die Siegel auch

Auf den späteren Siegeln, die Helm und Helmschmuck aufweisen, ist dieses meistens ein frei aufragender, schräger Eichenast, also ohne den „Flug“ als „Hülfkleinod“, was entschieden unschön wirkt, weshalb der alte Stamm auch wohl daran getan hat, in der Neuzeit diesen „geschlossenen Flug“ wieder aufzunehmen.

Der frei aufragende, senkrecht gestellte Eichenast (siehe oben) auf dem Helme, der auch ganz gut, jedenfalls weniger unschön wirkt, findet sich nur ganz vereinzelt.

Sonderbare Abweichungen oder Unregelmäßigkeiten sind gelegentlich mit diesen Wappenbildern vorgenommen worden. So findet sich an einer Urkunde vom 26. Januar 1512 im Geh. St.-A. zu Berlin-Dahlem (Sign.: Frankfurt, Kartause 120) ein Schild siegel des Christof von Eichendorff zu Pilgram, Durchmesser ebenfalls 2,8 cm, das einen schräglinken, abgehauenen gestümmelten Baumast (mit drei Zweigstrünken) ohne Eicheln oder Eichenblätter zeigt, so daß also der „Baumast“ in keiner Weise als Eichenast kenntlich gemacht ist (siehe Abb. 8; auch diese Zeichnung ist von Herrn Staatsarchivar Dr. Dehio).

Wegen besonderer Eigenart verdient noch das auf einem in der alten Pfarrkirche zu Deutsch-Krawarn eingemauerten Stein aus weißem schlesischen Marmor befindliche Wappen des Jacob von Eichendorff vom Jahre 1661 eine Wiedergabe, weil hier im Schild wie auf dem Helm ein abgehauener, gestümmelter Eichenast zu sehen ist, in dessen Zweigstrünke je eine Eichel mit zwei Eichblättern (die Eichel jedesmal zwischen den beiden Eichblättern!) gewissermaßen „eingepropft“ sind (siehe Abb. 9).

In neuester Zeit führt das Geschlecht das Wappen einheitlich, wie folgt: in Rot ein schrägrechter goldener abgehauener Eichenast mit zwei Eicheln und vier Eichenblättern (eine Eichel zwischen zwei Blättern oben und ebenso unten); auf dem Helm ein roter geschlossener Flug, belegt mit dem Eichenaste wie im Schild.⁴) Durch das Alter ehrwürdig, wie das Geschlecht selbst, ist also auch das Wappen, das durch die Jahrhunderte hindurch einfach und im wesentlichen unverändert geblieben ist.

verantwortlichen Herren der Archivverwaltungen. Wenigstens gebietet dies die den alten, meist völlig unerschöpflichen Siegeln gebührende Achtung. Ich möchte allen Liebhabern der Geschichtsforschung hiermit die gleiche Achtung dringend an das Herz legen!

⁴) Das im „Deutschen Wappenkalender“ 1921 abgebildete Wappen mit bloß drei Eicheln entspricht also nicht der heutigen Führungs! Dieser entsprechend ist es im neuen „Münchener Kalender“ 1926 von Otto Hupp dargestellt.



Zwei Zeugnisse des stud. iur. Freiherr Rudolf von Eichendorff aus den Jahren 1786 und 1788.

Studiojus iur. Freiherr Rudolf von Eichendorff bat am 9. 9. 1788 den König, ihm die venia aetatis zu erteilen. Dem Gesuche legte er zwei Originalzeugnisse bei (das eine war von der Akademie zu Breslau und das andere von dem Rektor der Universität zu Frankfurt ausgestellt), um zu zeigen, „dass so wohl mein moralischer Charakter, als auch die in der Rechts Gelehrheit erworbenen Kenntnisse mich fähig machen, mein nicht in liegenden Gründen, sondern blos aus 33 900 Reichstaler Capital bestehendes Vermögen selbst gehörig administriren zu können.“

Das Frankfurter Zeugnis hat folgenden Wortlaut:

Vir ornatissimus atque generosissimus Dominus Baro de Eichendorff Silesius, per id temporis spatium, quo in Viadrina nostra versatus, in paelectionibus meis Juris naturalis, Juris Socialis, Institutionem Juris civilis, Philosophiae Moralis, Oeconomicae, Logices atque Elementorum Processus informatorii maximam praestitit operam ac industriam. Ceterum quod indolem vitae eius, tam characterem moralem, quam administrationem bonorum suorum attinet, nihil ab Eo susceptum accepi, quod morum integritatem obscurare posset. Quare precanti Testimonium laude sua dignum, veritatisque pondere munitum denegare non potui.

Francfurti ad Viadrinum Die XXXI Augusti MDCCLXXXVIII.

Der Direktor der Regiae Friedericianaे zu Breslau, Daniel Henricus Hering schrieb: Si vitae intemerata ratio, si modestia obsequiumque, ac honesti studium, multo in litteris proficiendi ardori iunctum, iustum iuvenilis aetatis laudem efficiunt: non sine insigni commendatione a nobis dimittendus videtur, generosus ornatissimus ac praestantissimus Vir Iuvenis

Rudolphus L. B. ab Eichendorff

vico Deutsch-Crawarn in Silesia Superiori oriundus, sex fere annos Scholae nostrae Friedericianaē alumnus et civis. Nam talem eum habuimus, quales multos habere optamus litterarum studiosos. Numquam eum vidimus monitoribus asperum, nunquam ad inhonesta proclinem; ne famae maculam inureret, fallacite canit, et iis quae sibi usui vel ornamento futura intellexit, liberalem dedit operam; unde et monitoribus decentibus exornatus et sufficienti rerum cognitione bene instructus

iam ad maiora in Academiis prosequenda pergit. Quod ut feliciter fiat, atque amplissima verae eruditionibus accessione auctus tandem in patriam redeat, multis votis, precibusque a summo rerum humana- rum moderatore, largissimoque bonorum omnium fonte, exposcimus, nostrique, si bene de eo meruimus, ut memor sit, enixe rogamus.

Scrib. Vratislaviae d. XXV Aprilis a. MDCCLXXXVI.

(Geh. Staatsarchiv Berlin Rep. 46 B 33 E 7).

Berl.



Zwei Holteibriefe aus Ratibor.

Mitgeteilt von Viktor Paul, Ratibor.

In Ratibor ist Holtei meines Wissens zweimal gewesen: 1839 und 1860.

Bei seinem ersten Aufenthalte dasselbst trug er, wie auf dieser Reise durch Schlesien wohl meistens, Werke von Shakespeare vor. Der beistehend wiedergegebene Ankündigungszettel hat ein Viertel natürlicher Größe.

Bei seiner zweiten Reise durch Ratibor las er eigene Dichtungen. Die beiden hier mitgeteilten Briefe sind an den Bürgermeister Semprich in Ratibor gerichtet. Semprichs Vorgänger im Amte war der 1848 am Typhus gestorbene Bürgermeister Schwarz.

1. Brief Holteis an Bürgermeister Semprich in Ratibor.

Hochzuverehrender Herr!

Vor wenigen Tagen recht unwohl hier angelangt, und zunächst außer Stande mein Zimmer zu verlassen, nehme ich mir die Freiheit Ew. Hochwohlgeboren vorläufig um Bewilligung für die von mir beabsichtigten Vorträge durch diese Zeilen zu ersuchen. Dass ich nichts, Politik oder Religion Verlebendes dem Publikum vorführen will, dafür bürgt wohl meine lange Schriftstellerlaufbahn. Was bei dergleichen öffentlichen Produktionen aber gesetzlich für Formalitäten zu beobachten nötig, ist mir, seit länger als zehn Jahren von der Heimat entfernt, gänzlich unbekannt. Auch sind meine früher hier am Orte hausenden Verwandten, Bekannten und Freunde fast sämtlich gestorben, oder haben ihren Aufenthalt verändert; und ob H. Apell. R. von König bereits von seiner Reise, die ihn vor einiger Zeit durch Graec führte, heimgekehrt ist, konnt' ich bis jetzt noch nicht erfahren.

Ratibor.

Donnerstag den 28. November 1839
um 7 Uhr Abends

im Saale des Herrn Jaschke

**zweite und letzte
dramatische**

Vorlesung

von
Karl von Holtei.

König Heinrich der Fünfte, historisch. Schauspiel von
Shakspear, übers. von Schlegel.
Nachspiel.

Eintrittskarten à 10 Sgr.

finden in der
Jührschen Buchhandlung und bei Herrn Jaschke
zu bekommen.

Am Eingange findet keine Kasse statt.

Ich bin also in der ersten Stadt Schlesiens die ich betrete ein völlig Fremder, und habe niemanden der mich Ew. Hochwohlgeboren vorstellen würde. Deshalb nehme ich Ihre Nachsicht und Güte in Anspruch, indem ich ergebenst bitte, mich wissen zu lassen, ob und welche Schritte ich noch zur Erreichung meines Zweckes zu thun habe?

Sobald die etwas erhöhten Kräfte des alten Reisenden ihm gestatten auszugehen, werde ich nicht verfehlen meine persönliche Aufwartung zu machen, der ich hochachtungsvoll verharre

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster
C. v. Holtei.

Ratibor 7ten Nov. 1860.
(Mittwoch.)

2. Brief Holteis an Bürgermeister Semprich in Ratibor.

Hochzuverehrender Herr Bürgermeister!

Empfangen Sie den herzlichsten Dank für die mir gegönnte gütige Zuschrift. Es ist mir bei Anblick derselben zu Muthe gewesen, wie wenn meines gelieben Freundes Geist, Ihres Vorgängers im Amte, Ihre Feder geführt hätte.

Beiliegende Karten sollen Ihnen keine Verpflichtung auflegen, mich zu hören. Wenn Sie aber zwei Stündchen der Berufslast entziehen können, so kommen Sie doch vielleicht?

Dies hofft

Ew. Hochwohlgeboren
hochachtungsvoll
ergebenster Holtei.

(Ratibor, d. 11. XI. 1860, Jaschke.)

Sonntag.

III. Hinweise und Notizen.

Die Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive Schlesiens.

Um die in Privathand ruhenden, zum Teil außerordentlich wertvollen historischen Quellen der Allgemeinheit zugänglich und für die heimische Geschichtsschreibung flüssig zu machen, wurde vor etwa 28 Jahren die Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive Schlesiens in Angriff genommen. Träger der Arbeit war zunächst der Verein für Geschichte Schlesiens, der die Inventare der Kreise Grünberg und Freystadt im Jahre 1908 fertigstellte. (Cod. dipl. Sil. XXIV). Im Jahre 1815 folgte der Band für den Kreis Glogau, herausgegeben von Konrad Wutke. (Cod. dipl. Sil. XXVII).

Krieg und Umsturz haben die Arbeit unterbrochen. Erst im Jahre 1922 wurde sie von der neu gegründeten „Historischen Kommission“ wieder aufgenommen, die nunmehr das Erbe des Vereins für Geschichte Schlesiens antrat. Allerdings mußte die Arbeitspraxis wesentlich geändert werden. Bei den vorhergehenden Bänden geschah die Inventarisierung in der Weise, daß der Bearbeiter selbst Ort für Ort den Kreis bereiste, die Archive an Ort und Stelle durchsah oder zur Bearbeitung mit sich nahm. Jetzt zwangen die spärlicher zur Verfügung stehenden Geldmittel, unentgeltlich arbeitende, ehrenamtliche Hilfskräfte zu gewinnen, die naturgemäß in den Reihen der Geistlichen und Lehrer, der Guts- und Gemeindevorsteher zu suchen waren. Die Anleitung dieser Hilfskräfte wie überhaupt die Leitung der gesamten Arbeit liegt selbstverständlich in der Hand eines fachkundigen Archivbeamten, der das gesamte Material sichten, korrigieren und zusammenstellen muß. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Mitwirkung der Herren Landräte und Schulräte von höchster Bedeutung ist.

Gegenwärtig sind die Kreise Neustadt und Glatz in Bearbeitung genommen. Ich glaube am besten in die Methode dieser Inventarisierung einzuführen, wenn ich mit einiger Ausführlichkeit die Einrichtung des zuletzt fertiggestellten Bandes den Kreis Sprottau betreffend, aufzeige, zumal da dieser Band bereits nach dem neuen Arbeitsmodus geschaffen wurde, geradezu einen vollkommenen Typ darstellt und auch uns hier in Neustadt bei unserer Arbeit als Muster dient.

Ich beginne mit dem Inhaltsverzeichnis:

Inhalts-

I. Landgemeinden und Domänen	1—12
II. Städte:	
I. Primkenau	13—14
II. Sprottau	14—107
III. Herrschafts-Archive:	
I. Herzoglich Schleswig-Holsteinsches Haus-Archiv zu Primkenau	107—126
II. Burggräflich zu Dohna'sches Archiv zu Mallmitz	127—132
Orts- und Personenregister zu den Abteilungen I, II, III, I (Primkenauer Urkunden) und III, II (Mallmitz)	133—166
Orts- und Personenregister zu der Abteilung III, II (Primkenauer Akten)	167—179
Nachtrag (Urkunden des Herzoglich Schleswig-Holsteinschen Hausarchivs zu Primkenau)	180—183
Ergänzungen und Verichtigungen	184.

Aus den 12 Seiten umfassenden Eintragungen ländlicher Archivalien führe ich zwei willkürlich herausgegriffene Ortschaften als Beispiele an für die außerordentliche Lückenhaftigkeit des vorhandenen oder erfaßbaren Materials:

Klein Polkwitz. Im Besitze des Scholtiseibesitzers Techner; Schöffenbuch 1734/1833. Kontribution des Dorfes für den Pfarrer und Scholaristen 1748; Kanton-Rolle 1811/20; Lieferung von Naturalien an die französischen Truppen in Mückendorf 1813; Steuerlisten seit 1828; Gemeinderechnungen seit 1835; Rezesse und Ablösungssachen aus dem 19. Jahrhundert. Im Besitze der Familie Preußner-Kunert: Tagebuch seit 1798.

Zeisdorf. Gemeinde: Schöffenbuch 1606/1792; Kurrendenbücher 1825/37; sonst nur moderne Verwaltungsaften.

Dominium: Urbar 1791. Kaufverträge aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Verkauf der den Hofmarschall von Kessel'schen Erben zugehörig gewesenen Carllsruher (Kr. Oppeln) Besitzungen und Laudemialstreitigkeiten mit dem Gerichtsam. C. 1792/1829.

Die Ausbeute der inventarierenden Herren ist in solchen Dörfern dürftig. Und doch: Wieviel kulturgeistliche Kleinmalerei dürfte der Historiker nicht finden allein in dem Preußner-Kunert'schen Tagebuch von Klein Polkwitz! — Oder in den Zeisdorfer Kaufverträgen aus dem 18. Jahrhundert! —

Ungleich reicher, wohlgepflegter und geordneter liegen die Archive der Städte vor uns. In unserer Muster-Inventarisation des Kreises Sprottau finden wir bei der Stadt Sprottau folgende Übersicht:

Sprottau.

I. Stadtarchiv.

A. Urkunden.

B. Akten: 1. Akten des Archivs. 2. Akten der repon. Registratur I.
3. Akten der repon. Registratur II. 4. Bücher des Archivs. (Protokoll-, Rechnungsbücher usw., Handschriften.) 5. Akten der Hauptregistratur.

C. Archivalien aufgelöster Innungen.

II. Leuemuseum.

III. Archive der in Sprottau bestehenden Innungen.

IV. Evangel. Pfarramt.

V. Kath. Pfarramt.

VI. Schützengilde.

VII. Evangel. Volksschule.

VIII. Kathol. Volksschule.

IX. Laubeschule.

X. Urkunden und Handschriften im Privatbesitz und in fremden Archiven.

Von den 333 verzeichneten Urkunden des Stadtarchivs führe ich, um an einem Beispiel den Modus der Eintragungen zu demonstrieren, nur eine einzige, die Urkunde Nr. 2 an:

2) 1304 Juli 15 (yd Jul) Sprottau (dat) Konrad, Herzog von Schlesien u. h. v. Sagan, erneuert auff Bitten der Sprottauer Bürger die durch Brand vernichteten Gründungsprivilegien der Stadt. Die Stadt besitzt 30 Hufen vor der Stadt auf der Heide zu, mit allen angrenzenden Gärten und 5 Hufen Viehweide, die Mühlen auf der Sprotta, von der Mühle der Frau Mendin an bis zur Mündung, sämtliche Bobermühlen, von der Mühle des Erbvoogts an bis zum Stadtübergang, freie Fischerei, $\frac{1}{2}$ Meile flussaufwärts und $\frac{1}{2}$ Meile flussabwärts, den sog. Bürgerwald mit den angrenzenden Sümpfen bis an den alten Weg, der vom Dorfe Leszhin (Niederleschen, Kr. Sprottau) bis an die Herzogswiese führt. Im Umkreise einer Meile im Weichbilde der Stadt soll niemand das Kaufmannsgewerbe betreiben noch auch die Gewerbeerzeugnisse der Fleischer, Bäcker, Schneider, Schuhmacher und Gewandschneider nach der Elle verkaufen dürfen. B. Wolwram v. Pannwitz, Konrad von Kalczute, Pezko von Hezlech, Pezko von Nebelschicz, Mollo von Scherna, Ritter, Albert, Pfarrer in Sprottau; ausgefertigt v. herzogl. Notar Friedrich von Buntense, Dr.-Perg. m. guterhaltenen großem Adlers. d. Ausstellers an roter Seide und mit dem kleinen Adlerrückf. Abgedruckt mit Übersetzung bei Matuszkiewicz, a. a. D. S. 175 f. Vergl. Reg. zur schles. Geschichte Nr. 2804.

Auf das Verzeichnis der 333 Urkunden folgt das Register der Akten, sowohl der städtischen, als auch der Innungs-Archivalien. Das Register umfasst nicht weniger als 44 Seiten Groß-Quart, und es dürften wohl mehr denn tausend Aktenstücke durchgearbeitet sein. Ich gebe den Anfang des Stadt-Akten-Registers:

B. Akten.

- 1) Akten des Archivs: 1. Amtsverordnungen und deren Ausführung, Schreiben des Oberamts, Innungsbeschwerden, Protokolle 1614/1710. — 2. Apothekensachen 1691/1719. — 3. Armentwesen 1794/1810. — 4. Differentialen betr. Bierurbar und Jagdgerechtigkeit 1666/1676. — 5. Akten betr. Bierschank 1671/1691. — 6. Bierurbarsachen der Fürstentumsstädte gegen Landstände, Bier und Brantweinschankgerechtigkeit, Bierverkauf in Gießdorf (Gießmannsdorf) 1689/1703. — 7. Bierurbarsachen betr. Niederleschen, Langheinersdorf usw. 1653/1730. — 8. Akten betr. Brauurbare und andere Urbare in den Städten des Fürstentums Glogau 1519/1669. — 9. Brauurbar betr. Niederleschen usw. 1545/1676. — 10. Brandsubsidien 1707/1762. — 11. Manuskript der Chronik der Stadt Sprottau von J. G. Kreis, Teil I und II 1832. — 12. Beschreibung von Feierlichkeiten, Tagebuch von den Nachrichten und Urteilen in der jetzigen kriegerischen Zeitperiode (1806/1808) 1806/1841. — 13. Erzesse, Tumulte, Streitsachen 1604/1737. — 14. Feuerzeugsetsachen 1747/1790. — 15. Streitige Fischerei in der Sprotte usw., Fischerei-Inventar, Gräferei 1538/1734. — 16. Forst- und Hütungssachen 1556/1718. — 17. Streit zwischen Sprottau und den Lüttwitzschen Erben wegen Forstbruches usw. 1655.

Ein Beispiel aus den Innungs-Archivalien (Fleischer-Innung):

1304 Juli 15 (yd. Julii) Sprottau (dat) Konrad II., Herzog von Schlesien und Herr zu Glogau erneuert die Gründungsprivilegien der Stadt Sprottau. Zwei Abschriften mit Übersetzung der Urkunde Nr. 2 des Stadtarchivs.

1409 April 28 (Donnerstag vorm Palmtage) Sprottau (gesch.) Hans Schilling, Bürgermeister, Peter Czukum, Peter Helbig, Hans Garlitz und Hilslus Schadendorff, Ratmänner bef. daß sie 3 mal jährlich Zinsen in und auf die Stadt Sprottau um 36 M. Gr. dem Heinze Schüczlich, Bürger zu Sprottau, seiner Ehefrau und Erben auf Wiederverkauf verkauft hätten.

Dr.-Perg. mit Stadtsiegel.

Aus dem Archiv der Schützengilde:

1575 Mai 20 (Freitag vor Pfingsten) o. D. (gesch.) Der Sprottauer Rat gibt der Sprottauer Sammlung der Armbrust- und Büchsenschützen auf Bitten von deren Ältesten ein eSchützenordnung in 19 Artikeln. Dr.-Perg. (S. fehlt) und 2 Abschr. (von 1777 und 1882, erstere auszugsweise.)

1667. o. D. o. D. Die Brüder der Sprottauer Schützenzunft richten an den Rat eine Denkschrift wegen der Erneuerung des verfallenen Schützenhauses, des Schützenbiers, der Kaiserl. Gnadenelder, der vom Rate zu gewährenden Schießpreise an Tuch und Zinn und des Grasfleckens. — Abschr. —

Wesentlich reicher und im Stoff interessanter liegen die historischen Quellen in den Archiven der großen Herrschaften, namentlich für Genealogie, politische und Kriegsgeschichte. 20 Groß-Seiten widmet das Inventarienverzeichnis des Kreises Sprottau dem Herrschafts-Archiv von Primkenau. Im folgenden ein paar Proben:

1563 April 23 Originalurkunde Kaiser Ferdinands I. betr. Ottendorf. Dr.-Perg. Sig. an Bergamentstreifen.

1623 März 11. Regensburg. Kaiser Ferdinand II. genehmigt auf Bitten des David Wachsmann auf Treppeln (Treppeln, Kr. Krossen) die Verwandlung des Gutes Haselbach im Sprottauer Weichbilde, welches dieser von Melchior von Rechenbergk gekauft hat, aus Lehn in Erbgut. Dr.-Perg. S. an seidenen Schnüren.

1626 Sept. 3. Georg von Oppersdorf, Freiherr zu Aich und Friedstein (in Böhmen), Herr auf Oberglogau (Kr. Neustadt) und Polnisch-Neukirch (Kr. Kosel), Hauptmann des Fürstentums Glogau, bestätigt den Verkauf des Erbgutes Haselbach (Kr. Sprottau) sowie zweier Wiesen zu Neudeck (Kr. Glogau) und zu Wengeln (Kr. Lüben) durch Melchior von Rechenbergk auf Wengeln an den kaiserl. Rat und Kammerfiskat David Wachsmann auf Treppeln. Dr.-Perg. S. von Bergamentstreifen.

1705 Sept. 16. Georg Christoph, Reichsgraf von Proßkau, Herr der Herrschaften Primkenau, Petersdorf (Kr. Sprottau und Hertwigsvaldau (Kr. Sagan) befreit die Mitglieder des Magistrats zu Primkenau und den jeweiligen Schützenkönig vollständig, die übrigen Einwohner der Stadt Primkenau gegen gewisse Abgaben von den bisher zu leistenden Hof- und Fron-diensten. Dr.-Perg. S. fehlt.

Nachdem auf fünf Seiten das Burggräflich zu Dohna'sche Archiv zu Mallwitz inventarisiert ist, folgt das 46 Seiten umfassende Orts- und Personen-Register, zum Handgebrauch für den suchenden Historiker mustergültig eingerichtet.

A. Pfeiffer, Neustadt O.-S.



Die Beuthener Heimatstelle als Institut für wissenschaftliche Heimatkunde.

Oft wurde in der Öffentlichkeit von Beuthen dem Volkswerke deutscher Kultur gesprochen. Aber wenige kennen die Kulturstätten, die die Stadt birgt. Wieviele gehen wohl auf der Klosterstraße an dem Gebäude, das das Museum aufgenommen hat, vorbei, ohne eine Ahnung davon zu haben. Doch davon soll hier nicht die Rede sein. Vielmehr sagt uns ein vor kurzem an der Hauswand des Museums angebrachtes Schild, daß sich hier noch ein anderes wissenschaftliches Institut befindet, nämlich die Heimatstelle Beuthen O.-S.

Ihre Anfänge reichen in das Jahr 1919 zurück. Ihren Ausgangspunkt nahm sie von der in diesem Jahre in Rokitnitz gegründeten Arbeitsgemeinschaft, die sich um den Leiter des Gleiwitzer Museums, Geh. Rat Schiller scharte. Nach seinem Wegzugegliederte sich der Kreis an den Beuthener Geschichts- und Museumsverein an. Bereits 1921 konnte in Verbindung mit diesen beiden Einrichtungen zur Errichtung der Kreisheimatstelle, der ersten in Oberschlesien, geschritten werden. So wurde eine heimatkundliche Zentrale für die Heimatpflege in der Stadt Beuthen und im Beuthener Land geschaffen. Der gute Erfolg der Beuthener Heimatstelle veranlaßte seinerzeit der oberschlesische Kulturverband, die Einrichtung von weiteren Kreisheimatstellen in Oberschlesien anzuregen. In dem betreffenden Rundschreiben wurde auf die Beuthener Heimatstelle als Vorbild hingewiesen.

Inzwischen ging die Entwicklung weiter. 1922 erfolgte die Gründung der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft in Miechowitz. In der Folgezeit konnte die Arbeit im Kreise in Ermangelung der notwendigen Mittel nicht rechts vorwärts kommen. Unter den tatkräftigen Bemühungen des Kreisschulrats Grzesik wurde die weitere Arbeit wieder aufgenommen. In diese Zeit fällt die Gründung folgender neuer Arbeitsgemeinschaften: Wieschowa, Friedrichswille, Ptakowitz, Stollarzowit, Broslawitz, Miedar, Bobrek, Schomberg. An den übrigen Orten ist die Gründung bereits vorbereitet worden.

Die Aufgabe der einzelnen angeschlossenen Arbeitsgemeinschaften ist folgende: Erarbeitung der Heimatkunde (Siedlungsweise, Ortsname, Geschichte, Flora und Zoologie des Dorfes, Geologisches, Karte der erratischen Blöcke, Hausbau, Volkstum, Dorfplan, Flurnamenkarte, Erörterung von Heimatschutzaufgaben). Für die Verwendung zur Schul- (Heimatschule) und Volksbildung werden Volksabende, Elternabende, Lichtbildervorträge, Wanderungen veranstaltet. Der gegenwärtige Arbeitsplan umfaßt insbesondere:



Heimatkundliche Unterrichtslehrpapieren, Arbeiten am Heimatbuch, Sammeln von Flurnamen, Erforschung des alten Bergbaues im Beuthener Land, Volkskunst, Kindervolkswissenschaft und Familiengeschichte.

Leiter der Heimatstelle ist der bekannte Heimatkundler und Volksforscher Alfonso Perlik. Sie ist gleichzeitig Geschäftsstelle des Verbandes der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften im Beuthener Lande, der ein Mitteilungsblatt, „Aus dem Beuthener Lande“ bereits im 3. Jahrgange herausgibt, ferner der Arbeitsgemeinschaften für oberschlesische Vorgeschichte, Volkskunde und Heimatschutz, des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins und des Heimatamtes für die oberschlesische Jugendbewegung (jetzt Jungoberschlesisches Heimatamt).

In besonderer Weise kann die Heimatstelle ihre Aufgabe als Auskunfts- und Arbeitsinstitut erfüllen. Abteilungen des Instituts sind: Geschäftsverkehr mit den angeschlossenen Arbeitsgruppen. Mit den einzelnen Heimatkundlern steht die Stelle in Verbindung und vermittelt ihnen Auskünfte jeder Art. Auskunft wird über Bildungsfragen und besonders über Fragen heimatkundlicher Art erteilt. Schulen, Vereinen usw. werden Führungen in hiesigen Sammlungen, in der Schrotholzkirche und anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung vermittelt. Durch die allmählich anwachsende Bücherei ist die Heimatstelle in der Lage, Vereinen und Einzelpersonen Stoff (Bücher, Aufsätze, Lichtbilder usw.) zu heimatkundlichen und kulturfördernden Vorträgen und Arbeiten zur Verfügung zu stellen. Zu gleichen Zwecken wird die Verbindung mit den Berliner und Breslauer Büchereien aufrecht erhalten. Die Heimatstelle steht im Schrifttausch mit Geschichts- und heimatkundlichen Vereinen.

Die Bücherei enthält heimatkundliche Werke, die sich der einzelne zumeist nicht persönlich anschaffen kann. Die Bücher können entweder hier eingesehen oder verliehen werden, aber nur an Mitglieder der Arbeitsgemeinschaften. Die Bücherei gliedert sich in die Abteilungen: Landesgeschichte, (Schlesien, Oberschlesien), oberschlesisches Schrifttum, oberschlesische Frage, Vor geschichte, Geschichte, Kriegsliteratur, Kunst, Heimatschutz, Grenzlandfrage, Naturwissenschaft, Jugendbewegung, Pädagogik (Heimatschule), Musik, Ostmarkenfrage, schönes Schrifttum, Medizin (Teile der Klosterbibliothek Pilchowitz), Allgemeines. Hier ist auch das gesamte Schrifttum des Beuthenes Gebietes zusammengetragen worden. Ein Zeitungsarchiv sammelt alle Zeitungsausschnitte heimatkundlichen Inhalts. Das Archiv umfaßt Urkunden, Karten, Pläne.

Bemerkenswert ist die Plakatsammlung (besonders Abstimmungszeit). Die Zeitschriftenauslage umfaßt augenblicklich 52 Zeitschriften, die in den meisten Fällen unentgeltlich geliefert werden. Es besteht die Hoffnung, die Auslage demnächst erweitern zu können. Ferner ist eine Lichtbildersammlung

lung vorhanden. Abschriften von Schriftstücken, die das Beuthener Gebiet betreffen, werden angefertigt. Einzigartig und für Oberschlesien ganz neu aber ist die Einrichtung einer heimatfundenlichen Werkstatt, in der unter Leitung von J. Korezki Bilder, Reliefs, Karten, Pläne, Nachbildungen von Altertümern jeder Art, besonders vorgeschichtlichen Materials in gediegener Weise für Unterrichts- und Lehrzwecke hergestellt werden.

Es bleibt noch die Verlagstätigkeit zu erwähnen. In letzter Zeit kamen im Verlage der Heimatstelle folgende Druckerzeugnisse: Perlik: Sagen der Stadt Beuthen O.-S., Friedrich der Große und das Beuthener Land, Geschichte der Stadt Beuthen O.-S., Sagen des Dorfes Rokitnitz, Sagen des Dorfes Rosberg, Sagen aus unseren Dramadörfern, Zur Geschichte des Steigerliedes „Glück auf“, Heimatkundliche Bibliographie des Beuthener Landes für 1924. Schyma: Bausteine zur Heimatkunde von Karf. Chrobok: Zur Biographie Franz von Winklers, der Gryßberg, Schule und Pfarre in Miedowitz vor 70 Jahren, Der Anteil des oberschlesischen Kindes an der österlichen Volkskunde. Haroska: Geschichte der Schuhmacherinnung zu Beuthen O.-S., Alttum- und Volkskundliches zum Schuhmacherhandwerk der Beuthener Gegend. Krause: Grundriß einer geschichtlichen Heimatfunde von Mikultschütz. Beuthener Geschichts- und Museumsverein: Mitteilungen Heft 5/6. In Vorbereitung sind: Krause: Aus den Mikultschützer Pfarrmatrizen von 1765—1871. Franzke: Das Bobrek Uebar aus dem 18. Jahrhundert. Dr. Knossalla: Geschichte der Biskupitzer Gutsherrschaft. Vorutzki: Geschichte der Beuthener Jugendbewegung bis zum Jahre 1925 und die neuen Mitteilungen des Geschichts- und Museumsvereins.

Noch ein Wort über die Unterhaltung des Instituts. Hier müssen Klagen laut werden. Abgesehen von den sehr schlechten Raumverhältnissen, die gerade zur Aufbewahrung des Bücherstandes ausreichen, muß betont werden, daß sich die Heimatstelle bisher ohne jegliche Unterstützung gehalten hat. Die Arbeit des Leiters und seiner hauptsächlichen Helfer ist unentgeltlich getan worden. Es hat sich aber erwiesen, daß dies zumindesten was die Hilfsarbeiter anbetrifft, die die laufende, technische und organisatorische Arbeit leisten, auf die Dauer nicht so weiter gehen kann. Die zuständigen Stellen seien darauf aufmerksam gemacht. Weiterhin konnten in den letzten zwei Jahren keine Neuankäufe, die aber dringend nötig sind, um die wissenschaftliche Bücherei auf einer angemessenen Höhe zu halten, gemacht werden. Es geht nicht an, daß z. B. die wichtigsten oberschlesischen Neuerscheinungen fehlen. Mehrere Abteilungen harren des Ausbaues. Ein Lese- und Arbeitsraum (Schreibmaschine fehlt!) müssen geschaffen werden; u. a. fehlt ein Katalog, der nur mit Hilfe einer bezahlten Kraft geschaffen

werden kann. Es mangelt eben an allen Ecken und Enden an Geld. Zeitschriften, Zeitschriften, kommen nicht mehr, weil sie nicht bezahlt werden können.

Einen langen Wunschzettel könnte man aufstellen, wenn nur mehr Platz wäre. Es dürfte aber schon genügen, wenn die zuständigen Stellen durch diese Ausführungen aufmerksam werden und sich nähere Auskunft bei der Heimatstelle selbst holen. Trotz der Abwesenheit des Leiters, der sich zu weiterem Studium anderweitig aufhält, arbeitet die Heimatstelle nach Möglichkeit weiter. Obgleich die Heimatstelle bisher keine offizielle Einrichtung war, wurde sie verhältnismäßig viel benutzt. Anfragen, Buchberatungen, Aufträge von Lehrervereinen und Verlagen im Reiche, von einzelnen wissenschaftlichen Vereinen in Berlin, Guben, Köln, Flensburg u. a. kamen zur Erledigung. Dass die Arbeit auch in der weiten, wissenschaftlichen Welt Beachtung und Anerkennung findet, zeigt ein in den letzten Tagen durch die Presse gegangener Artikel des Berliner Professors Dr. E. Hahn, Dozent für Volkstunde an der Universität Berlin, der in der Zeitschrift für Volkstunde schrieb: „So ist denn auch in dem allerdings immer noch am stärksten bedrohten südöstlichen Winkel des alten Preußen, im Beuthener Lande, ein wahrhaft vorbildlicher Aufschwung zu verzeichnen.“ — „So dürfen wir überzeugt sein, daß unsere Wissenschaft in diesem so gefährdeten, bedeutungsvollen Grenzgebiete in treuen Händen liegt und hier ihr Teil für die Erhaltung des Deutschtums beitragen wird.“ Ein Grund mehr, um die Arbeit nach besten Kräften zu unterstützen.

(„Ostdeutsche Morgenpost“ 20. 11. 26.)



Aus dem 5. Jahresbericht über die Tätigkeit der Historischen Kommission für Schlesien E. V.

Von Veröffentlichungen der Kommission sind im Berichtsjahr 1925 erschienen:

In Gemeinschaft mit dem Verein für Geschichte Schlesiens: Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens, Kreis Sprottau, herausgegeben von E. Graber.

Die Arbeiten der einzelnen Sektionen konnten lebhaft gefördert werden, da uns seitens der Behörden, der Stifter und Förderer dankbar anerkannte Unterstützung gewährt wurde.

Die Sektion zur Bearbeitung der Regesten zur schlesischen Geschichte (Leitung: Staatsarchivdirektor Geheimer Archivrat Dr. Wutke) hat die Bearbeitung der Regesten für die Jahre 1338—1342 fortgesetzt. Den Ende 1924 erschienenen Lieferungen 1/2 der Regesten, welche die Jahre 1338 und 1339 betrafen, werden im Laufe des Jahres 1926 zwei von den Herren Wutke und Staatsarchivrat Dr. Randt bearbeitete weitere, die Jahre 1340 und 1341 umfassende Lieferungen folgen.

Die Sektion zur Verzeichnung der Archivalien der nichtstaatlichen Archive Schlesiens (Leitung: Staatsarchivrat Dr. Graber) konnte im Berichtsjahr den Druck des Inventars des Kreises Sprottau abschließen. In Angriff genommen wurde im Mai die Inventarisierung des Kreises Sagan. Die Arbeiten sind bereits soweit gediehen, daß mit dem Druck im Juni begonnen werden wird. Das so schnelle Fortschreiten der Arbeiten ist der lebhaften Unterstützung durch den Herrn Regierungspräsidenten in Liegnitz und die Behörden des Kreises Sagan zu danken. In Angriff genommen wurde die Bearbeitung des Kreises Neustadt O.-S., wo uns Herr Studienassessor Koniechny tätige Mitarbeit leistet, ferner die Bearbeitung der drei Kreise der Grafschaft Glatz. Der Verein für Heimatkunde der Grafschaft Glatz und die Volkmer-Stiftung haben sich für die Durchführung der Arbeit zur Verfügung gestellt.

Die Sektion zur Herausgabe eines schlesischen Urkundenbuches (Leitung: Staatsarchivdirektor Geheimer Archivrat Dr. Wutke) hat die Vorarbeiten weiter fortgesetzt.

Die Sektion zur Bearbeitung des Aktenmaterials betr. die Sakularisation der Klöster in Schlesien (Leitung: o. Univ.-Prof. Dr. theol. Seppelt) ist zur Zeit mit der Durcharbeitung des Materials über die Klöster Leubus und Grüssau beschäftigt. Über beide Klöster sind Sonderveröffentlichungen geplant, die voraussichtlich im Laufe des Jahres 1927 erscheinen werden.

Die Stoffsammlung zu dem in Angriff genommenen Schlesischen Klosterbuch hat Herr Staatsarchivrat Dr. Bellée im Berichtsjahr weitergeführt.

Die Sektion zur Bearbeitung der schlesischen Siedlungskunde (Leitung: Oberstudienrat i. R. Prof. Dr. Maetschke) hat ihre Arbeiten mit bestem Erfolg gefördert. Seitens des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der Behörden der Provinz wurden die Arbeiten der Sektion rege unterstützt. Durch tätige Mitarbeit zeichnen sich die zahlreichen Arbeitsgemeinschaften der einzelnen Kreise aus. Die Zahl der Sammler ist auf etwa 500 gestiegen. Wenn unter diesen auch die Herren Lehrer bei weitem überwiegen, so sind doch auch viele andere Stände vertreten. Zur Zeit werden die Flurnamen in fast 50 % der schlesischen Ortschaften gesammelt. Von 200 Ortschaften mit etwa 6000 Namen liegen die Sammlungen schon vor; sie sind besonders zahlreich aus den Kreisen Freystadt, Landeshut, Neisse und Schweidnitz eingegangen. Über die Ergebnisse der Sammlung im allgemeinen, ihren Nutzen und alle wichtigen die Siedlungskunde betreffenden Fragen soll der von uns neu herausgegebene „Schlesische Flurnamen-Sammler“ berichten, dessen erstes Heft erschienen ist.

Die Sektion zur Erforschung der mittelalterlichen Stadtpläne und der Stadtbefestigung (Leitung: Oberstudienrat i. R. Prof. Dr. Schönaich) hat ihre Tätigkeit mit der Durcharbeitung der Stadtpläne des Staatsarchivs begonnen. Die Ergebnisse werden in einer Arbeit des Herrn Schönaich „Stadtgründungen und typische Stadtanlagen in Schlesien“ veröffentlicht werden.

Die neugegründete Sektion zur Bearbeitung einer schlesischen Bibliographie (Leitung: Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek Dr. Oehler) hat ihre Arbeiten aufgenommen. Die Schlesische Bibliographie wird in einem großen Rahmen angelegt werden. Es sind zwei Abteilungen, eine geisteswissenschaftliche (Leitung: Herr Oehler) und eine naturwissenschaftliche (Leitung: Herr o. Univ.-Prof. Dr. Friederichsen) geschaffen worden. Die geisteswissenschaftliche Abteilung wird fünf Unterabteilungen bzw. Bände umfassen, und zwar: I. Geschichte. II. Vorgeschichte. III. Volkskunde. IV. Literaturgeschichte. V. Kunstgeschichte. Die Bearbeiter für die einzelnen Bände sind gewonnen und bereits tätig. Die Organisation der naturwissenschaftlichen Abteilung liegt in Händen des Herrn Friederichsen.

Der Literaturbericht zur schlesischen Geschichte für die Jahre 1923—1925, dessen Absaffung Herrn Staatsarchivrat Dr. Bellée oblag, liegt im Manuskript vor. Der Druck, zu welchem die Mittel bereits vorhanden sind, beginnt demnächst. Der Umfang des Werkes hat sich gegenüber der Literaturübersicht für die Jahre 1920—1922 erheblich erweitert, da gerade in den Berichtsjahren das Aufblühen der heimatkundlichen Forschung und die verbesserten Druckmöglichkeiten zur Absaffung zahlreicherer Arbeiten angeregt haben.

Der zweite Band der Schlesischen Lebensbilder, welcher als Festgabe der Historischen Kommission für den im Herbst in Breslau tagenden Kongress der deutschen Historiker geplant ist, wird bis zum 1. Oktober d. J. zur Ausgabe gelangen. Der Band wird etwa 60 Lebensbilder enthalten. Neben den Schlesiern des 19. Jahrhunderts soll auch das friderizianische Schlesien mit einer Reihe führender Personen vertreten sein. Bei der Auswahl wurde angestrebt, daß nach Möglichkeit die einzelnen Landschaften, Berufstände, Konfessionen, politische Parteien usw. durch repräsentative Persönlichkeiten vertreten sind. Bis auf wenige Artikel, bei denen den Bearbeitern noch Wissstand gewährt wurde, sind die Manuskripte eingegangen. Der Druck konnte mit dem Jahresbeginn aufgenommen werden, 10 Bogen sind bereits fertiggestellt.



Sammlung und Erforschung der schlesischen Stadtpläne.

Die historische Kommission für Schlesien hat eine besondere Sektion für die Sammlung und Erforschung der Stadtpläne gegründet. Sie hat sich dabei von der Überzeugung leiten lassen, daß die Stadtpläne für die Städtegeschichte, für die Geschichte der räumlichen Entwicklung der Stadt, für die Deutung des wirtschaftlichen, kulturellen, rechtlichen Lebens in der Stadtgemeinde, ja, auch für die Gesamtgeschichte der ganzen Landschaft Quellen darstellen, die nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Das Interesse für dieses bisher nicht recht gewürdigte Forschungsgebiet ist neuerdings in wissenschaftlichen Kreisen recht lebendig geworden. Neben den Geschichtsforschern wenden die Rechtshistoriker, die Geographen, die Architekten ihre Forschungsarbeit gerade diesem Problem zu.

Die Rechtshistoriker haben uns, so heißt es in einer Werbeschrift der Kommission, die wertvolle Vorstellung gegeben von einer allmählichen Entwicklung des Stadtgrundrisses aus einfacheren zu vollkommenen Formen, von der bescheidenen Marktiedlung, der villa forensis, mit dem nur eine erweiterte Straße darstellenden Straßenmarkte bis zu der geräumigeren Marktplatz, der civitas, mit dem vierseitig gestalteten Marktplatz, dem Ringe. Die Städtebauer unter den Architekten, die uns durch ihre fachmännischen Erfahrungen, ihren geübten Blick und ihr intuitives Verständnis für Bauformen auch auf dem Gebiete der Stadtplanforschung eine Fülle von Anregungen geben können, haben uns das Verständnis dafür eröffnet, daß es in der Ausgestaltung des Stadtplanes ein planbildendes Prinzip gibt: der Markt, die Form des Marktplatzes, soll für die Gestaltung des Straßennetzes und des Stadtrisses maßgebend gewesen sein. Daß die Siedlungsanlagen, insbesondere die Stadtgründungen, auch von der Natur der Ortslichkeit stark beeinflußt werden, daß die natürlichen Bedingungen in dem einzelnen Lande bestimmte Stadttypen schaffen, diese von den Geographen übermittelte Erkenntnis dürfte auch für die Erforschung der Stadtpläne überaus wertvoll sein. Die Forschungs-

methode der Historiker bezüglich der Stadtpläne hat gleichfalls eine erfreuliche Wandlung erfahren, sie hat sich freigemacht von den einengenden Schranken der Einzelsforschung, der alleinigen Durchforschung einzelner Stadtpläne. Man bemüht sich durch Zusammenfassung der Stadtanlagen in ganzen Landschaftsgebieten, durch Vergleichung derselben im Osten und Westen Deutschlands bestimmte Typen in den Stadtplänen herauszuarbeiten. Zu der älteren Vorstellung von den allmählich gewordenen Städten im Westen und ihrer unregelmäßigen Planbildung ist die neue Vorstellung hinzugewonnen worden von einem gradlinien ostdeutschen Normalplan in den auf grünem Rasen gegründeten Städten des kolonialen Ostens. So sind alle Bedingungen gegeben für eine tiefere, gründlichere Erfassung des Problems und für seine wissenschaftliche Behandlung.

Stadtanlagen und Stadtgründungen stehen bei uns in Schlesien in einem organischen Zusammenhange. Unsere schlesischen Städte schließen sich vielfach an an ältere slavische Markttore (Glogau, Liegnitz, Ols, Oppeln, Ratibor); sie sind zumeist Ackerbürger- und Landstädte; sie haben in der deutschen Marktsiedlung, der villa forensis, eine Vorstufe; der Grundriss der räumlich größeren Stadt wird bestimmt durch die zentrale Marktanslage; die Kolonialstädte sind Verkehrsorte an der Heerstraße und von vornherein befestigte, wehrhafte Plätze. Diese besonderen landschaftlichen Eigentümlichkeiten sind in den schlesischen Stadtplänen noch bis auf den heutigen Tag deutlich zu erkennen. Doch das sind nur einige Grundfragen; das Problem ist damit durchaus noch nicht erschöpft. Es ist ja ein ganz neues Forschungsgebiet, auf das wir uns begeben. Erst wenn das ganze, weit zerstreute Material einmal gesammelt und gesichtet ist, dann werden sich die reichen Aufgaben und Ziele der Stadtplansforschung noch genauer und bestimmter umgrenzen lassen. Für die Sammlung der Pläne, die zunächst in Angriff genommen werden soll, empfiehlt die Sektion ihren Mitarbeitern folgende Richtlinien:

I. Verzeichnis der Stadtpläne, d. h. der linearen Stadtgrundrisse, auch der neueren Pläne. 1. Aufschrift. 2. Zeichner, Bervielfältiger des Planes. 3. Zeitbestimmung. 4. Maßstab, sofern er auf dem Plane angegeben ist. 5. Angabe der Orientierung nach den Himmelsgegenden. 6. Ort der Aufbewahrung, Signatur im Stadtarchiv. 7. Vorhandene archivalische Quellen über Stadtpläne (Einzelurkunden, Baubücher, Steuerbücher, altenmäßige Überichten über Straßen, Häuser, Stadtviertel). 8. Literarische Behandlung der Stadtpläne in Stadtdenkmälern, Sonderforschungen, Zeitschriften, Zeitungen. 9. Stadtbeschreibungen in Ortschroniken. II. Verzeichnis von Plänen einzelner Stadtteile, Plätze, einzelner Gebäude (vgl. I, 1. 2. 3. 5). III. Verzeichnis vorhandener Stadtansichten (Prospekte) (vgl. I, 1. 2. 3. 5).

Die Organisation der Sammelarbeit ist so gedacht, daß die Provinz in größere Arbeitsgebiete, womöglich mit je einem Vertrauensmann, eingeteilt wird. Angaben über Pläne, die im Privatbesitz sind, werden dankbar entgegengenommen. Um freundliche Mitarbeit werden auch die Stadtgemeinden gebeten. Gerade für die Stadtverwaltungen hat ja die genaue Kenntnis des Stadtbildes, die der Stadtplan übermittelt, mehr als historisches Interesse. Die alten Stadtpläne verdienen schließlich auch als Kulturdenkämler Beachtung. Die verständnisvolle Betrachtung dieser ehrwürdigen Denkmäler, die ja in dem mittelalterlichen Kern unserer heutigen Städte noch lebendig vor uns stehen, macht uns heimatfest, stark auch für den Kampf um das Erbe der Väter: das Stadtbild des kolonialen Ostens, sein Werden und Wesen zu verstehen, das heißt doch im Grunde genommen nichts anderes, als die gewaltige Kulturarbeit des deutschen Bürgertums in der Ostmark recht verstehen und recht würdigen. Es ist, so bemerkt die Sektion am Schluß, wirklich eine lohnende Aufgabe, in deren Dienst sich die Erforschung der Stadtpläne stellt, wert auch der fördernden Mitarbeit in den weitesten Kreisen.

Zur Flurnamen-Forschung.

Als der Ausschuß für Siedlungskunde der Historischen Kommission für Schlesien zur Sammlung der Flurnamen aufforderte, fand sein Aufruf lebhafte Biderhalt von allen Seiten. Die Behörden, voran der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der uns eine Beihilfe von 1000 Mk. bewilligte, die Herren Regierungs-Präsidenten von Breslau, Liegnitz und der Herr Oberpräsident von Oberschlesien unterstützten die Verbreitung unserer Anleitung und auch zahlreiche Sammler meldeten sich aus allen Schichten der Bevölkerung. Vor allem waren es die Herren Lehrer, die als gegebene Pfleger der Heimatkunde sich in großer Zahl zur Sammlung bereit erklärt. Zugute kam der Sammlung, daß schon zahlreiche heimatkundliche Arbeitsgemeinschaften vorhanden waren, die sich gern der Mühe unterziehen wollten. Solche Arbeitsgemeinschaften meldeten sich aus Breslau-Land, Friedland O.-S., Freystadt, Polkowiz (Kr. Glogau), Grottkau, Hainau, Hirschberg, Hermsdorf u. d. K., Jauer, Kreuzburg, Namslau, Neurode, Ober-Glogau (Kr. Neustadt O.-S.), Carlsruhe, Krappitz und Oppeln, Ratibor, Schönau, Beuthen O.-S. und Fraustadt. Daneben meldeten sich zahlreiche Vereinigungen zur Pflege der heimatlichen Geschichte und Kultur, wie das Altertumsmuseum in Hainau, der Geschichts- und Altertumsvverein Liegnitz, die Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der Geschichte der Stadt Freiburg, der Geschichts- und Museumsverein Beuthen, der Verband Oberschles. Volksbüchereien, Gleiwitz, ferner der R. G. V. in Hirschberg und einzelne Jugendorganisationen, wie der Kronacherbund der älteren Wandervögel in Breslau, die Schles. Jungmannschaft Wandervögel in Görlitz, endlich die Oppelner Landsiedlungsgeellschaft. Größere Gebiete übernahmen außerdem die Herren Prof. Dr. Böttcher und Dr. Fedde (Wohlau), Studienrat Schroeter (Glogau), Katasterdirektor Merz (Freystadt) und Landratsbeamter F. Böck (Grüssau). Einzel Personen sind es zur Zeit im ganzen rund 330, die in etwa 400 Ortschaften sammeln wollen. Da die Arbeitsgemeinschaften Material für etwa 1500 Ortschaften angefordert haben, so ist anzunehmen, daß etwa 40 Prozent aller in Frage kommenden Ortschaften in Bearbeitung genommen sind. Besonderes Interesse hat die Sammlung in Niederschlesien gefunden, vor allem in den Kreisen Liegnitz, Freystadt, Landeshut, Sprottau, weniger in Oberschlesien und in Mittelschlesien, wo die Kreise Militsch, Neurode und Wohlau sich besonders der Sache angenommen haben. In den meisten Fällen ist es eine einzelne Person im Kreise, die es verstanden hat, andere für die Sammlung zu erwärmen, aber auch den Behörden, wie den Herren Regierungspräsidenten von Breslau und Liegnitz und den Herren Landräten von Borschenhain, Grünberg, Hirschberg, Landeshut und Sprottau und den Herren Kreisshulräten von Breslau-Land, Glogau II, Leobschütz I, Militsch, Neisse, Sagan, Schweidnitz (Nord), Gleiwitz sind wir für ihre Förderung unserer Sammlung besonders zu Danke verpflichtet. Abgeliefert sind uns bis jetzt von 90 Ortschaften rund 3000 Flurnamen. Davon hat Herr Katasterdirektor Merz (Freystadt), der sich als erster in den Dienst unserer Sache gestellt hat, allein 17 Ortschaften in der Umgebung des Schlawer Seeß mit 415 Namen, Herr Landratsbeamter Böck 16 Ortschaften, das Biedertal im Kreise Landeshut mit über 1000 Namen bearbeitet.

Im einzelnen wurden Sammlungen von folgenden Ortschaften Oberschlesiens eingefordert (in Klammern wird der Sammler angeführt, Anordnung nach Kreisen): Schomberg (Franzke), Kr. Beuthen; Einsiedel (Lehrer Wittwer); Dzialniß (Lehrer Sappoł), Kr. Cösel; Dambräu (Schüler H. Rath, Breslau); Kr. Falkenberg O.-S.; Proschlitz (stud. phil. Kühns, Breslau), Kr. Kreuzburg; Niemetschide und Prusindorf (Lehrer Kl. Lorenz, Breslau); Alt-Wette (Lehrer Lerche), Ottmachau, Neissetal (Rektor

Gründel), Kr. Neisse; Friedersdorf (Bauerngutsbesitzer Ferd. Kroll), Kr. Neustadt D.-S.; Krogulno (Hauptlehrer Kirsch), Kr. Oppeln; Elgut Psirow (Lehrer Kloß), Kr. Rosenberg; Grodz (stud. iur. Hammer, Breslau), Kr. Falkenberg; Wilkau (Lehrer Kubny), Kr. Neustadt.

1. Die eingegangenen Flurnamen-Sammlungen werden im hiesigen Staatsarchiv, Tiergartenstraße 13, aufbewahrt und sind in den Dienststunden wochentags früh von 9—1 Uhr und nachmittags außer Sonnabend von 3—6 Uhr zur Benutzung zugänglich.

2. Für alle Flurnamensammler, vor allem für die Arbeitsgemeinschaften, wird es von Interesse sein, daß der Präsident des Reichsamts für Landesaufnahme den Mitarbeitern den Vorzugspreis bei Bezug von Kartenblättern bewilligt hat, wosfern die Bestellung im ganzen durch die Historische Kommission erfolgt, und zwar bei Bezug von 1—10 Karten 10 Prozent, 11—300 Karten 20 Prozent und über 300 Karten 30 Prozent. Dazu treten die Verband- und Verpackungsspesen. Sammler, die von dieser Vergünstigung Gebrauch machen wollen, mögen sich bis zum 1. Dezember mit einem nach den Nummern der Übersichtsblätter*) geordneten Verzeichnis der gewünschten Kartenblätter an Dr. E. Maetschke, Breslau 16, Lutherstraße 25, schriftlich wenden.

3. Oktober 1925 soll das 1. Heft einer Zeitschrift für Ortsnamenforschung im Verlag von R. Olbenburg, München, herausgegeben von Dr. Jos. Schnez, erscheinen. Der Preis jedes der drei einen Jahrgang ausmachenden Hefts soll etwa 4.50 Mk. betragen. Die Zeitschrift will alle Ortsnamen indogermanischen Ursprungs in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

4. Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen: Ed. Feldmann, Ortsnamen, ihre Entstehung und Bedeutung; 143 Seiten; Preis 4 Mk.

(Aus „Schles. Flurnamen-Sammler“, 1925, Heft 1.)

*) Übersichtsblätter und Bestellzettel sind durch die Verlagsbuchhandlung R. Eisenschmidt, Berlin NW 7 Dorotheenstraße 60, oder alte Buchhandlungen gegen Erstattung des Portos kostenfrei zu beziehen.



Der vierte allgemeine Kongreß Polnischer Historiker.

Vom 6. bis 8. Dezember 1925 haben in Posen die polnischen Historiker ihren vierten Kongreß abgehalten. Nach einer ein Vierteljahrhundert währenden Pause, die in den Ereignissen historischer Bedeutung ihre Ursache hat, welche wissenschaftlichen Beratungen wenig hold waren, 500 Historiker haben an ihm teilgenommen. Dazu Gäste aus Ungarn und Böhmen. Auch ein Vertreter des Deutschtums in Polen kam zu Wort. Kanonikus Steuer sprach namens des Posener deutschen Geschichtsvereins Worte der Versöhnung und der Bereitwilligkeit zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit. Professor Divék und Professor Chaloupecky, ein Ungar und ein Tscheche, brachten Grüße aus ihrer Heimat. In diesem friedlichen Verein politischer, nationaler Gegner liegt die erfreuliche Bedeutung dieser Tagung, die im Zeichen des Gedenkens an die Neunjahrhunderfeier von Boleslaw Chrobry's Königskrönung stand. (Auch die innerpolitischen Gegensätze schwiegen auf der Tagung, die Klerikale und Sozialisten, Antisemiten und Juden in wetteiferndem Nebeneinander wissenschaftlicher Forschung sah.)

Jenseits der polnischen Grenzen wird vor allem das Ergebnis der Referate und Debatten Beachtung heissen, die einmal an sich des Interessanten genug bieten, dann den augenblicklichen Stand polnischer Geschichtsforschung getreu widerspiegeln. Das nun-

mehr gedruckt vorliegende Buch, in dem auf fast 1200 Seiten die Referate vereint sind, welche den Kongreß beschäftigten, gestaltet leichtere Übersicht. Eines geht vor allem klar hervor. Das Interesse der polnischen Historiker ist, wie stets, fast ganz der eigenen nationalen Geschichte, höchstens noch, und in bescheidenem Grade, der des Altertums zugewandt. Dann, die politische Geschichte tritt immer mehr in den Vordergrund und innerhalb dieses Rahmens die der neueren und neuesten Zeit. Also die Geschichte in ihrer unmittelbaren Auswirkung auf die Gegenwart, in ihrer nationalpädagogischen Rolle. Weshalb auch die Fragen der Jugenderziehung durch den Geschichtsunterricht auf den Kongressberatungen einen sehr breiten Raum einnahmen. Am meisten Feuer aber wurde an ein umstrittenes Problem gewandt, das zugleich historisch und politisch ist. Professor Skalkowski hat seit einigen Jahren eine Revision der in Polen (wie übrigens auch außerhalb und in der deutschen Historiographie) herrschenden Ansicht unternommen, die in Kościuszko nicht nur einen Helden sittlicher Größe, aber auch einen achtunggebietenden Staatsmann und General erblickt. Die Mehrheit verteidigte die Tradition. Sicher mit Recht. Allein, daß man es wagen durfte, an die Säulen nationaler Größe zu rütteln, daß dann sachliche und durchaus höfliche Diskussion möglich war, muß anerkennend vermerkt werden.

Nächst diesem Referat Professor Sobieskis, das Skalkowskis Thesen einer Prüfung unterzog, sind aus der polnischen Geschichte für die deutsche Wissenschaft vor allem die von Semkowicz, Zatkiewski und Feldmann; dann die von Dabrowski, Mocarski, Tokarz und Kipa von Interesse. Zatkiewski und Feldmann gaben Zusammenfassungen der Resultate, die sie in ihren vortrefflichen Büchern über Boleslaw Chrobry und August den Starken niedergelegt haben, die beide für die deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit sind. Semkowicz sprach nützliche Worte über eine Neuauflage aller polnischen Quellen zur Piastenzeit (die wiederum den deutschen Förscher nicht gleichgültig lassen kann.) Dabrowski und Mocarski handeln von Problemen westpreußischer und schlesischer Geschichte des Mittelalters. Tokarz über den Aufstand von 1863, Kipa über die Historiographie des Weltkrieges. Die Referate aus dem Gebiet der polnischen Kirchen-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte (unter ihnen von Abraham, Dabrowski, Fijalek, Kutrza und Tymieniecki); die aus jenem der Literaturgeschichte (darunter von Hahn, Korbut, Ptasiński); Hilfswissenschaften und Archivkunde in ihrer Anwendung auf Polen (es sprachen z. B. Semkowicz, Kutrza) sind weniger geeignet, in Deutschland zu fesseln. Die Diskussion über den Geschichtsunterricht hat der Analogie halber Anspruch auf Beachtung.

Am wichtigsten für das Ausland sind jedoch die spärlichen, doch ausgezeichneten Referate allgemeinen Charakters. Zieliński tiefschürfende Untersuchung über den frühchristlichen Messianismus; Witłowski originelle Hypothese über den hamitischen Ursprung der Iberer, Szczepański Aussführungen über die Jerusalemer Grabungen sprengen weit den Rahmen normaler Kongreßvorträge. Prof. Halecki kritik der hergebrachten Periodisierung der Weltgeschichte ergänzt das ausgezeichneten Gelehrten schon im „Przegląd Warszawski“ publizierten Theorien, die dem Begriff des Mittelalters den Garan machen wollen. Kukielks Vortrag über die Stellung der Kriegsgeschichte war anregend und lehrreich. Bujak unterzog die Grundbegriffe der Wirtschaftsgeschichte einer eindringenden Kritik, die um so verdienstlicher ist, je mähevoller sie sich gegen die Ansichten der Vorgänger wendet (die Größen der deutschen Wirtschaftsgeschichte mit Bücher und Schmoller an der Spitze wurden in dieser Polemik mit größter Achtung genannt). Dempicki, der auch in Deutschland wohlbekannte Warschauer Germanist, erörterte geistvoll die Formen historischer Erfassung der Kulturphänomene. Mischalski überraschte durch eine auffallende und überraschende neue Gesichtspunkte eröffnende Übersicht über die Grundtatsachen mittelalterlicher Philosophie.

(Aus „Germania“ März 1926.)

Pfarrer Johannes Schneider.

Bon Ordinariatssekretär Paul Pohl.

Auf dem Teil der Osswizer Friedhöfe zu Breslau, der für die Pfarrrei St. Matthias bestimmt ist, fällt ein Grab auf, dem man es ansieht, daß sein Andenken von dankbaren Herzen gepflegt und gehegt wird. Es ist das Grab des Pfarrers Johannes Schneider, von St. Matthias in Breslau, der am 7. Dezember 1876 noch in der Vollkraft der Jahre gestorben ist. Sein Wirken reichte über die engen Grenzen seiner Pfarrrei weit hinaus; er verdient es daher, daß wir an seinem fünfzigsten Todestag seiner gedenken.

Johannes Schneider wurde am 11. Januar 1824 in Dittmannsdorf, Kreis Neustadt O.-S. von armen, frommen Eltern geboren. Sein Vater ging oft auf den benachbarten Pfarrhof in Riegersdorf in Arbeit. So lernte der dortige Pfarrer, Erzpriester Hoffmann, den braven, begabten Knaben Johannes kennen und brachte ihn auf das Gymnasium in Neisse. Es war ein Leben harter Entbehrungen, das Schneider hier führen mußte. Seine Eltern konnten ihm außer Brot nichts geben, und selbst dieses mußte manchmal so lange vorhalten, daß er es nur noch in Wasser eingeweicht essen konnte. Durch Stundengeben suchte Johannes sich die für das Studium nötigen Geldmittel zu verschaffen und kam oft erst zu später Stunde dazu, seine eigenen Schulaufgaben bei einem Tafelglicht, das er in eine Kartoffel stieckte, zu erledigen. Mit dem Zeugnis der Reife verließ er das Gymnasium in Neisse und kam nach Breslau, um hier Theologie zu studieren. Im Jahre 1849 wurde er vom Fürstbischof Melchior von Diepenbrock zum Priester geweiht. Zwei Jahre wirkte er als Kaplan in Wansen, kam dann als Kaplan nach St. Maria auf dem Sande in Breslau und wurde im Jahre 1854 als Kuratus nach St. Matthias in Breslau berufen. Als sein Pfarrer Dr. Lorinser zum Domherrn ernannt wurde, wurde er dessen Nachfolger. Aber nur sieben Jahre sollte er die Pfarrrei leiten. Im rüstigen Mannesalter von 52 Jahren warf ihn Ende November 1876 ein Magenleiden aufs Krankenbett, dem er am 7. Dezember 1876 erlag.

In dem Charakterbild, das uns von Pfarrer Schneider überliefert ist, zeichnen sich besonders zwei Eigenschaften deutlich ab. Er, der in seinen Jugendjahren die Not des Lebens am eigenen Leibe gespürt hatte, hatte ein tiefes Mitgefühl und Mitleiden mit jeglicher Not und Hilfsbedürftigkeit. Dabei besaß er einen kräftigen Willen, der mit zäher Entschlossenheit seine Ziele verfolgte und vor Schwierigkeiten nicht zurückschreckte. Hatte er diesen entschlossenen Willen während der ganzen Zeit seines Studiums schon bewiesen, so zeigte er ihn besonders in dem Revolutionsjahr 1848. Damals bildete er unter den Theologen zum Schutze der Domherrnkurien, die durch die Revolutionäre gefährdet waren, eine Verteidigungsgruppe. Die genannten beiden Eigenschaften befähigten Pfarrer Schneider in hervorragendem Maße zu dem Werke, mit dem er sich ein bleibendes Denkmal, weit über die Grenzen Breslaus und der Diözese hinaus, gesetzt hat, nämlich zur Gründung und zum Ausbau eines „Vereins zum Schutze und zur sittlichen Hebung weiblicher Dienstboten.“

In jenen Jahren nahm die Stadt Breslau einen neuen Aufschwung — von 1840 bis 1870 verdoppelte sich ihre Einwohnerzahl —, aus den umliegenden ländlichen Gegend strömten Tausende von Menschen nach der Stadt, die aber, dem Heimatboden entrissen, ohne Hilfe in Not und Krankheit, leicht der Verwilderung und Sittenlosigkeit anheimfielen. Besonders stark trat dies bei den Dienstmädchen in die Erscheinung, die bei Stellungslosigkeit oder Krankheit gänzlich sich selbst überlassen waren. Davon machte ein höherer Polizeibeamter, der als früherer Bürgermeister von Landeshut den Fürstbischof Heinrich Förster, den einzigen Pfarrer von Landeshut, wohl persönlich kannte

und schätzte, dem Fürstbischof Mitteilung, und bat zugleich, von Seiten der Kirche diesem Übel zu steuern. Fürstbischof Heinrich ersuchte darauf den Erzpriester Thiel von Breslau um Benennung eines Geistlichen, der die Gründung eines Dienstmädchenvereins in die Wege leiten könnte.

Die Wahl fiel auf den damaligen Kuratus Schneider von St. Matthias. Mit frischem Mut und umsichtiger Besonnenheit ging dieser an die schwierige Aufgabe. Er gewann mehrere Damen der besseren Gesellschaft für den Plan und veröffentlichte am 11. November 1854 einen Aufruf zur Gründung eines Vereins zum Schutze und zur sittlichen Hebung weiblicher Dienstboten in der Zeitung. Der Verein sollte Herrschaften und Dienstboten umfassen. Die Herrschaften zahlten einen jährlichen Beitrag und erhielten dafür durch den Verein kostenlos brave und gute Mädchen zugewiesen. Auch die Vereinsdienstmädchen, die wenigstens ein Jahr bei derselben Herrschaft zur Zufriedenheit gedient haben mußten, führten einen bestimmten Prozenzsat ihres Lohnes an den Verein ab; dafür besorgte ihnen der Verein bei Stellungslosigkeit gute und einwandfreie Schlafstellen, vermittelte ihnen kostenlos neue Stellung und gewährte ihnen auch bei Krankheit entsprechende Pflege und Behandlung im Kloster der Elisabethinerinnen. Dieses Werk war eine soziale Tat ersten Ranges. Nicht nur wurden dadurch Dienstmädchen, die bei dem Fehlen der Sozialversicherungen (Invalidenversicherung, Krankenkasse, Erwerbslosenunterstützung) in Krankheit oder Stellungslosigkeit gar oft hilflos und verlassen standen, vor der Strafe und sittlichen Verkommenheit bewahrt, es wurde auch durch die gemeinsame Zugehörigkeit zu dem Verein das Gefühl, aufeinander angewiesen zu sein, und das vertrauensvolle Zusammenarbeiten, das nirgends so nötig ist wie zwischen Herrschaft und Hausangestellten, gefördert. Wie gut der Wurf war, zeigte auch der Erfolg. Bereits am Ende des ersten Jahres zählte der Verein über 400 Herrschaften und gegen 1550 Dienstmädchen.

Um den gestellten Aufgaben entsprechend, um auch besonders sich der Hebung des Dienstbotenstandes durch Anleitung zu häuslichen Arbeiten widmen zu können, war unbedingt ein eigenes Heim nötig, in dem stellungslose Mädchen unterkommen und beschäftigt werden konnten. Darum war Kuratus Schneider von Anfang an auf Einrichtung eines solchen und Sammlung der nötigen Mittel bedacht. Zunächst mietete der Verein zwei Stuben in dem Hause An der Kreuzkirche 9; doch waren diese unzulänglich. Da gelang es 1857 das Grundstück Gräpnerstraße 10, auf dem ein geeignetes Häuschen stand, zu kaufen. Es ist das heutige Grundstück Josephstraße 5/7, auf dem sich jetzt das mächtige Gebäude des Marienstifts erhebt. Zuerst nannte man das Heim „Haus zum Guten Hirten“; um aber Verwechslungen mit den Schwestern vom Guten Hirten vorzubeugen, stellte man es unter den Schutz der Himmelskönigin und gab ihm den Namen Marienstift. Im Jahre 1859 erhielt das Haus durch Generalvikar Prälat Neukirch die kirchliche Weihe. Mancherlei Sorge bereitete dem Gründer die Aufbringung der Mittel für den Unterhalt und den Ausbau des Hauses, für dessen Ankauf er Anteilscheine herausgegeben hatte. Rastlos arbeitete er weiter an dem Ausbau seines Werkes, treu unterstützt von der opferfreudigen Mitarbeit der Vorstandsdamen; alle Zeit, die er von der Pfarrseelsorge erbringen konnte, galt seinem lieben Verein; selbst den freundschaftlichen Verkehr mit seinen geistlichen Mitbrüdern schränkte er auf das Notwendigste ein, und so sah er seine Stiftung wachsen und sich festigen.

Da brach der traurige Kulturmampf aus, und rüttelte auch an dem Marienstift. Inzwischen hatten sich nämlich die Fräulein, die die Beaufsichtigung der Mädchen und das Hauswesen im Marienstift besorgten, zu einem ordensähnlichen Leben zusammengeschlossen und wurden Marienschwestern genannt. Weil sie aber noch keine von der kirchlichen Obrigkeit anerkannte Genossenschaft bildeten, fielen sie nicht unter die gehässigen Aus-

nahmegesetze und durften bleiben. Pfarrer Schneider lag bereits todkrank darnieder, als diese freudige Kunde eintraf. Nun konnte er ruhig sterben, da sein Werk gesichert war. Sein früher Tod hinderte ihn daran, ihm den Schlussstein aufzusezen, nämlich ein Heim für Dienstboten zu gründen, die in treuen Diensten alt und schwach geworden waren. Das gelang erst vier Jahre nach seinem Tode im Jahre 1880, als sich die günstige Gelegenheit bot, das Marienstift durch das angrenzende Grundstück Scheitnigerstraße 1 zu erweitern.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß im Laufe der Zeit die ursprüngliche Form des Dienstbotenvereins allmählich verblaßte. Dafür entwickelten sich die Marienschwestern in stetem Wachstum zu einer kirchlichen Ordensgenossenschaft und übernahmen die Aufgaben des früheren Dienstbotenvereins. Sie trugen die Gedanken, die Pfarrer Schneider in diesem Verein verwirklicht hat, über Breslaus Mauern hinaus in die Diözese, nach Berlin und noch weiter. Auch heute noch betrachten sie die Betreuung weiblicher Hausangestellter als eine ihrer ersten Aufgaben und widmen sich ihr mit opferfreudiger Hingabe. Die früheren Vereinsmädchen fanden im Jahre 1900 einen kirchlichen Zusammenschluß in einer Marianischen Jungfrauen-Kongregation mit dem Sitz im Marienstift zu Breslau. Sie will den Hausangestellten religiöse Festigung und Vertiefung bieten, ihnen in der freien Zeit Erholung bei Gesang und Spiel gewähren und sie auch beruflich schulen und heben. Um auch die jüngeren Mädchen zu sammeln, hat sie sich seit vorigem Jahre eine besondere Jugendabteilung, die unter dem Schutze der hl. Dienstmagd Notburga steht, angegliedert. In Liebe und Dankbarkeit gedenkt sie des Pfarrers Schneider, dessen priesterliches Wirken Tausenden ihrer Standesgenossen schon so viel Segen gebracht hat und immer noch bringt.

(„Kathol. Sonntagsblatt der Diözese Breslau“, 5. 12. 1926.)



Regierungs- und Schulrat Andreas Skladny.

Zu den Begründern der historischen Gesellschaft in Posen und ihren ersten Vorstandsmitgliedern gehörte auch der Posener Regierungs- und Schulrat Andreas Skladny. Oberschlesier von Geburt, Philologe und Historiker von Fach, wurde er 1877 von Beuthen an die deutsche Schulaufsichtsbehörde nach Posen versetzt und brachte aus seiner oberschlesischen Heimat die fertige Kenntnis der polnischen Sprache und eine völlige Vertrautheit mit den Verhältnissen in dem gemischtnationalen Landesteilen mit. Länger als dreißig Jahre wirkte er in Posen als Schulrat und wurde so der beste Kenner der schwierigen Schulverhältnisse des Landes. Erstaunlich war auch seine Personalkenntnis der Posener Lehrer, die ihn als einen gerechten und wohlwollenden Vorgesetzten verehrten. Seit der Gründung der Historischen Gesellschaft widmete er fast alle ihm von seiner dienstlichen Tätigkeit freibleibende Zeit ihren Interessen. Seine zahlreichen Aufsätze und Vorträge entnahm er meist der Schulgeschichte der Provinz, er beherrschte aber auch meisterhaft die historische Geographie des Landes und hatte eine feine Fühlung für interessante Stoffe aus seiner Kultur-, besonders Literatur- und Theatergeschichte. Vor allem aber ist bemerkenswert, daß er 24 Jahre hindurch mit beispiellosem Fleize die Bibliothek der Gesellschaft verwaltete. Fast täglich arbeitete er mehrere Stunden — an Sonn- und Feiertagen die ganzen Vormittage — in der Bücherei, der zwei Zimmer im

Staatsarchiv eingeräumt worden waren. Der Umfang dieser Arbeit wird erst verständlich, wenn man bedenkt, daß diese Bibliothek sich nicht auf die Geschichte und Landeskunde der Provinz Posen beschränkte, sondern auch nach den allgemeinsten Gesichtspunkten gesammelt wurde, um später den Grundstock für eine deutsche Landesbibliothek abzugeben. In wenigen Jahren erreichte sie schon einen Umfang von mehr als zehntausend Bänden, fortgesetzt flossen ihr Doppelstücke aus den Staatsbibliotheken zu, und als der Kultusminister von Goßler sein Amt niederlegte, überwies er ihr alle diejenigen Werke, die ihm während seiner Amtsleitung als Geschenk zugegangen waren. Die Bewältigung dieser Büchermassen war also ein schweres Stück Arbeit, um so mehr, als Skladny alles allein besorgte und keinerlei Schreibhilfe in Anspruch nahm. Außer den handschriftlichen Katalogen fertigte er im Jahre 1887 einen Katalog zum Druck an, der systematisch geordnet, mehr als 350 Seiten umfaßte. Auch sonst bereicherte er unsere Bücherei durch die Ergebnisse seines rastlosen Sammelleidens; so legte er eine umfassende Sammlung von Bildnissen bedeutender Persönlichkeiten an, die uns fast gar nichts kostete, da er das Material meist aus Katalogen, Prospekten usw. ausschnitt. Besonders nützlich erwies sich eine Zusammenstellung aller Bilder und Karten aus der Provinz Posen, sowohl der Einzelblätter, als auch aller in Büchern enthaltenen Illustrationen.

Skladny war eine schlanke, hagere Erscheinung mit rötlichem Haupt- und Barthaar und freundlichen Gesichtszügen und Augen, die seine liebenswerte Seele widerstrahlten. Sein Hauptcharakterzug war gehaltene Ruhe. Niemals habe ich von ihm auch nur ein schärfer betontes Wort gehört. In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit äußerte sich diese Ruhe in einer vollständigen Objektivität. Es war häufig unmöglich, hinter seinen sachlichen Darlegungen seine nationale Zugehörigkeit zu bemerken, selbst da, wo er scharf national gerichtete polnische Publikationen sprach. Daß er seinem religiösen Bekenntnis nach der altkatholischen Richtung angehörte, habe ich erst durch einen Zufall nach seinem Ableben erfahren. Nach dem Verlust seiner geliebten Lebensgefährtin erschien ihm sein Posener Heim verödet, und so ließ er sich zu unser aller Bedauern pensionieren und zog im Jahre 1908 zu seiner Tochter nach Thorn. Dort starb er am 26. Februar 1909. Meiner Verehrung für ihn habe ich in den Monatsblättern durch eine Lebensbeschreibung Ausdruck gegeben, der ich ein wohlgefügtes Porträt befügte.

(Adolf Warschauer, „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark“ S. 46/47.)



Dr. Kurt Boeck.

Es ist noch viel zu wenig bekannt, daß nicht nur der große Afrikaforscher Dr. Eduard Schnitzer, der unter dem Namen Emin Pascha weit bekannt wurde, und der große Geologe Freiherr von Richthofen aus Oberschlesien stammen, sondern daß außerdem auch der bedeutendste Tibetsforscher, den Deutschland bisher gehabt hat, Dr. Kurt Boeck in Oberschlesien geboren ist. Seine Wiege stand in Friedenshütte bei Beuthen, wo sein Vater Hüttenverwalter war. Noch lange vor Sven Hedin, der große schwedische Tibetsforscher, durch seine abenteuerlichen Reisen im Himalayagebiet Weltberühmtheit erlangte, war Dr. Boeck von Persien aus in das indische Vorland des Gaurisankar vorgestoßen, und zwar völlig auf eigene Initiative, und ohne etwa durch eine Expedition ausgerüstet worden zu sein.

Recht merkwürdig ist die Lebensgeschichte dieses im Vergleich zu Sven Hedin so wenig gewürdigten Oberschlesierns. Von der Schule aus für die Philologenlaufbahn bestimmt, machte er nach Abschluß seines Universitätsstudiums das Doktorexamen. Dann aber wandte er sich als Schauspieler der Bühne zu und trat mit außerordentlichem Erfolg im Dresdener Hoftheater und in Kassel als Faust, Othello und Lear auf. Für die damalige Zeit war es etwas ganz Außerordentliches, daß ein Mann mit dem Doktortitel auf der Bühne Heldenrollen darstellte. Als sich ihm aber die Gelegenheit bot, mit einer Gesellschaft nach Persien und in den Kaukasus zu reisen, verließ er seine aussichtsreiche Schauspielerlaufbahn und folgte seiner Reise- und Forschersehnsucht. Es folgte dann eine Reise nach der anderen ins Innere Asiens. Bald war er mit der Sprache und den Volksstilen der Tibetaner so vertraut, daß er sich in die für Fremde verbotenen Gegenden wagen konnte. Sieben Mal bereiste er diese Landstriche und studierte die Sitten und Gebräuche der Bewohner. Ein mit vielen Photographien geschmücktes dreibändiges Werk über Indien, das er dann schrieb, gehört noch heute zu den besten Werken über Innerasien.
(Oberschles. Volksstimme, 18. 12. 1926.)

IV. Buchbesprechungen.

Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Recht. Beiträge zur ältesten Kirchengeschichte. Von Edm. Michael Görlitz 1926.

Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede schreibt, vor drei Jahren das Buch: „Das schlesische Patronat, Beiträge zur Geschichte der schlesischen Kirche und ihres Patronats“ erscheinen lassen. Das Werk war schnell vergriffen. Nun entschloß er sich, weitere Forschungen zu sammeln, die in vier Abteilungen erscheinen sollen. Der erste Teil ist eben das angezeigte Werk.

Der Verfasser besitzt eine staunenswerte Kenntnis der Quellen und der gesamten Literatur. Sein Urteil ist stets maßvoll und vornehm. Worüber wir aber noch mehr staunen, sind die neuen Ergebnisse seiner Forschung. Bisher waren wir gewöhnt, mit dem Beginn der deutschen Kolonisation, die nach Schulte um 1210 in Schlesien einsetzt, die hauptsächliche Errichtung von Kirchen und Schulen, in Verbindung mit den neu angelegten Dörfern und Städten nach deutschem Recht zu sehen. Die älteste Einrichtung eines geordneten Pfarrsystems beginnt ja erst im Jahre 1217.

Und nun zeigt Michael eine Fülle von Kirchengründungen und kirchlichen Einrichtungen aus der polnischen Zeit, also aus der Zeit vor der deutschen Kolonisation. Bis zur ersten Bestätigung des Besitzes durch die päpstliche Schutzurkunde 1155 besaß die Domkirche in Breslau zwei Kastellaneien, Ottmachau mit Zubehör und 51 einzelne Ortschaften. Nach der zweiten päpstlichen Schutzurkunde 1245 besaß die Domkirche in Breslau außer den beiden Kastellaneien noch 152 einzelne Ortschaften, in Oberschlesien waren es Košenthal, Ujest, Biskupiz und Steinau.

Ein klares Gesamtbild von den Ansängen der Kirche in Schlesien zu geben, ist noch nicht möglich. Es fehlt noch an den dazu notwendigen Vorarbeiten (S. 44). Fälschungen sind häufig, rechte Urkunden sind selten. Peter Wlast gründete um 1139 das Vincenzkloster, die Kirche wurde 1149 geweiht. Die Kirche der Augustiner in Breslau wurde kurz vor 1146 von den Brüdern Boleslaus dem Langen und Mesco begründet. Nach anderen war auch hier Peter Wlast der Gründer. Nachher wurde das Kloster in das Sandstift verlegt.

Das älteste Nonnenkloster bestand in Rybnik, es wurde 1228 nach Czarnowanz verlegt.

Wenn Michael sagt, noch bis zum Ende des 12. Jahrhunderts war die bischöfliche Kathedrale die einzige Pfarrkirche des Landes, wohin alle Gläubigen gehen mußten, um die Sakramente zu empfangen und das Wort Gottes zu hören, so geht er von der irri gen Voraussetzung aus, daß nur in einer Pfarrkirche die Sakramente empfangen werden konnten. Pfarrkirchen treten allerdings viel später auf, um 1217, wie oben erwähnt ist. Vielleicht hatten die ältesten Priester keinen festen Sitz, spendeten aber die Sakramente in der Kirche, in der sie gerade eintraten, wie das heute noch in Missionsgegenden geschieht. Auch hier gibt es keine Pfarrkirchen, wohl aber Kirchen überhaupt, und wo eine Kirche ist, dort wurden auch die Sakramente gespendet.

Es würde zu weit führen, wollten wir an der Hand des gelehrten Verfassers die Gründung von Einzelskirchen erwähnen, z. B. die St. Adalberokirche in Breslau, dann die Kirchen in den Landesburgen. Eine der ältesten Kirchen in Oberschlesien ist die Petruskirche in Tost.

Nun folgt eine lange Reihe von einzelnen Kirchen in ganz Schlesien, die sämtlich unter polnischem Recht gegründet wurden. Im Ganzen sind es 152.

Man muß wohl zwischen Kirchensprengel und Pfarrei unterscheiden. Schon unter polnischem Recht gab es ausgesprochene Teilungen von Kirchensprengeln. Die altpolnischen Kirchensprengel erstreckten sich auf eine große Anzahl von Dörfern. Es gab aber auch zweifellos altpolnische Kirchen, die einen ganz kleinen Umsang hatten, z. B. Matzkirch, Makau.

Bekanntlich wurden die großen altpolnischen Kirchensprengel in eine Anzahl von Pfarreien zerstreut.

Interessant ist die Ausstattung der altpolnischen Kirchen, schon in den ältesten Zeiten erscheint Landbesitz und Zehnten, Ausstattung mit Dörfern.

Bei allen diesen Darlegungen wird vom Verfasser das Kirchenpatronat der einzelnen Kirchen nachgewiesen.

Es ist gar nicht möglich, die Fülle des historischen Stoffes in einem Referat zusammenzufassen. Das große Resultat des Buches ist die Scheidung der keineswegs armlich dotierten Kirchen des altpolnischen Rechts gegenüber späteren Veränderungen.

Dr. Chrząszcz.

Dr. Johannes Chrząszcz, Geschichte der Stadt Zülz in Oberschlesien. Neustadt, Oberschlesien 1926.

In der Reihe der oberschlesischen Jubilstädte steht Zülz an dritter Stelle. Das schönste Andenken an die 700-Jahrfeier ist des Erzpriesters Chrząszcz: „Geschichte der Stadt Zülz.“ Der Altmeister oberschlesischer Geschichtsschreibung führt uns in 12 Kapiteln auf 98 Seiten die wechselvolle Vergangenheit des Städtchens plastisch vor Augen. In prächtigen Bildern entrollt er uns die Schicksale der Zülzer. Das herzogliche Dorf Bela wird recht früh der Mittelpunkt eines Kreises, eine Kastellanei; es wird zum Muster für die Einrichtung des deutschen Dorfes Kostenthal. Gegen 1270 wird es zur Stadt, 1279 zur Grenzfestung. Allmählich wird es Judenstadt, Mittelpunkt einer Schloss- und Kammerherrschaft. Endlich kommt es als Pfand- und Erbbesitz an das berühmte Geschlecht der Freiherren von Proskau. Mit großem Genuss und reichem Gewinn liest man das mit schönen Bildern ausgestattete Buch des besten Kenners oberschlesischer Geschichte. Stadt und Land Zülz haben damit ein vortreffliches Heimatbuch aus der Feder eines bewährten Fachmannes bekommen.

Im Anhang steht die Geschichte des Lehrerseminars und der Präparandenanstalt in Zülz vom Seminar-Studienrat Hanke und auf 43 Seiten ein bedeutender Aufsatz: „Die Juden in Zülz“ von Israel Rabin, dem Dozenten am Jüdisch-theologischen Seminar in Breslau.

Th. Konieczny.

Geschichte der Pfarrei Niegendorf, Kreis Neustadt O.-S. Von Walter Schwedowicz, Pfarrer. 1925. Druck und Verlag der „Neustädter Zeitung.“ Neustadt O.-S. 95 S.

Pfarrer Schwedowicz, dem wir bereits eine Geschichte der katholischen Stadtpfarrkirche zu Reichenbach i. Schl. und eine Festschrift zur Einweihung der neuen St. Caroluskirche in Breslau verdanken, hat sich durch die Herausgabe einer auf umfassendem Quellenstudium beruhenden Geschichte seiner gegenwärtigen Pfarrei ein großes Verdienst um

seine Gemeinde und um die oberschlesische Kirchen- und Kulturgeschichte erworben. Mit dem Feinsinn und kritischen Blick eines geschulten Historikers, mit dem warmen Herzen eines Freundes früherer Zeiten und Sitten und mit dem willensstarken Fleixe und der unbefechtbaren Wahrheitsliebe eines Dieners Christi hat er seiner Pfarrgemeinde ein wahrhaft gebiegenes, prächtiges literarisches Denkmal, monumentum aere perennius, gesetzt und zugleich der oberschlesischen Geschichtswissenschaft einen großen Dienst erwiesen. Zustatten kam ihm hierbei der Vorteil, daß Niegendorf O.-S. von allen Dörfern des Kreises Neustadt wohl das reichhaltigste Quellenmaterial im Breslauer Staatsarchiv besitzt und auch in dem Breslauer Diözesanarchiv und in der Stadtbibliothek daselbst archivalische Schätze aufweist. In vier Abteilungen: die ältesten Zeiten, die Zeiten der Kirchenneuerung, die Wiedereinführung des Katholizismus, das letzte Jahrhundert, wird uns die wechselvolle, an Kämpfen und Leiden so reiche Geschichte der Pfarrei Niegendorf mit ihrer Filiale Dittmannsdorf, vor Augen geführt. Während letzteres bereits 1284 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, findet sich der Name des Hauptdorfes, villa Rudigeri, erst im Fundationsbuche des Bistums Breslau um 1305 vor. Der bekannteste protestantische Prädikant von Niegendorf, Stephan Henel († 1602) ist der Vater des berühmten schlesischen Geschichtsschreibers und Obersyndikus der Stadt Breslau Nikolaus Henel von Hennenfeld. Aus der Zeit des Protestantismus (um 1582) stammt die jetzige, der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweihte Pfarrkirche zu Niegendorf und die heutige Filialkirche zum hl. Georg in Dittmannsdorf. Von den katholischen Pfarrern hat wohl Erzpriester Wilhelm Flässig (1886—1894), der nachmalige Alumnatstraktor und Kanonikus zu Breslau den größten Einfluß auf die Gemeinde ausgeübt, wogegen der bedeutendste Sohn von Dittmannsdorf, der Stifter der Marienschwestern Johannes Schneider ist († 1876 als Pfarrer von St. Matthias-Breslau). Doch nicht bloß kirchengeschichtlichen Charakter trägt das wertvolle Buch, sondern es darf auch als vorzügliche Bereicherung der oberschlesischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte angesehen werden. Ein treues Bild deutscher Kolonisation entrollt es vor unseren Augen. Leider ermöglichen finanzielle Gründe nicht das Anbringen bildlicher Darstellungen der Kirchen in Siegersdorf und Dittmannsdorf. Möchte die oberschlesische Provinzialverwaltung durch Gewähren von Subsidien die heimischen Historiker und Verlagsanstalten instand setzen, in Zukunft die Werke unermüdlichen Forschergeistes und opferfreudiger Volks- und Heimatliebe würdig auszustatten.

P. Dr. Joseph Schweter, C. ss. R.

Die Allerheiligenkirche von Gleiwitz. Ein Beitrag zur oberschlesischen Geschichte von Dr. Curt Karlowka. Gleiwitz. Selbstverlag des Pfarramts Allerheiligen. 1926.

Die zahlreichen Parochianen der altehrwürdigen Pfarrkirche zu Allerheiligen in Gleiwitz haben in dem vorliegenden Werke eine sichere, auf Urkunden beruhende Geschichte ihres Gotteshauses. Ja noch mehr! Sagt ja der Verfasser in der Überschrift: „Ein Beitrag zur oberschlesischen Geschichte.“ Alle Oberschlesiener und wer immer für die große Vergangenheit des an der Grenzschiede von Westeuropa und Osteuropa gelegenen Landes sich interessiert, wird in dem vortrefflichen Werke Belehrung finden. Zudem ist der Stil leicht verständlich, die Sprache edel und fließend.

Die älteste Geschichte von Oberschlesien wird in der gegenwärtigen Zeit viel durchforscht. Es sei hier auf das vor Kurzem erschienene Buch von Michael: Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Rechte hingewiesen. Das große Siedlungsgebiet um Gleiwitz stand unter herzoglichem Patronat, im Gegensatz zum bischöflichen Bezirk von Nies. Die Gründung der Pfarr-

Kirche ist daher den Herzögen von Oppeln zuzuschreiben. Nach Kukowka ist die jetzige massive Kirche um 1504 erbaut. Aber die erste hölzerne Kirche kam, wie das Visitationsprotokoll von 1687 angibt, damals vor 500 Jahren, also um 1186 erbaut worden sein. Der ganze Kreis Gleiwitz war ursprünglich ein großes Waldgebiet, im 13. Jahrhundert wurde es gerodet, wie es heute noch vorhanden ist. In diesem Waldgebiete gab es Einbruchsstellen an der Klodnitz, und zu dieser Einbruchsstelle kann Gleiwitz gehören, ebenso Alt-Gleiwitz. Die Stadt Gleiwitz ist allerdings in Anlehnung an ein schon bestehendes Dorf auf grünem Rasen später, etwa um 1250 angelegt worden.

Auch meine ich, daß die massive Kirche um 1250 erbaut wurde; sie umfaßte das heutige Presbyterium. Das jetzige Schiff kam 1504 hinzu. Zwischen dem Presbyterium und dem Schiff sind heute noch Bauunterschiede zu erkennen. Die ursprüngliche massive Kirche von 1250 hatte nur eine Holzdecke. Das Gewölbe wurde wohl um 1480 hineingesetzt, als man daran ging, die Kirche zu erweitern.

Doch sind das mehr Ansichtssachen, deren Tatsachen aus Mangel an Urkunden nicht nachgeprüft werden kann.

Sehr interessant ist die Jurisdiktionsentziehung des Stadtpfarrers bei Gründung des Hospitals 1409. Die verschiedenartige Auffassung der Gründungsurkunde hat in der Kulturmärkteit dazu geführt, daß die Hospitalkirche den Katholiken abgesprochen und den Altkatoliken überwiesen wurde. Jedenfalls war es ein bedauerlicher Fehler, daß das Hospital mit der Pfarrkirche nur lose verbunden war. Ebenso interessant ist der Brief des Bischofs Andreas, aus dem hervorgeht, daß die ganze Stadt aus Katholiken bestand. In dieser Beziehung stand Gleiwitz in Oberschlesien einzig da.

Kukowka nennt die Pfarrer Meridies, Horvatius 1618, Sebastian Raynicius 1629. Aus der „Geschichte der Pfarrei Groß-Strehlitz“ (1924) von Alfonso Nowack geht aber hervor, daß 1623 Pfarrer Bartholomaeus Villicius das Amt versah.

Nun kommt das für Gleiwitz so günstige Jahr 1626 und die Befreiung aus der Belagerung der Dänen. Es fällt ungemein auf, daß alle Stadtbücher für die Jahre 1626 und 1627 keine oder so gut wie keine Eintragungen enthielten, die Jahre 1626 und 1627 sind einfach ausgelassen. Es stockte mithin Handel und Verkehr. Das Jahr 1626 ist durch die Tradition festgestellt. Aber an welchem Tage erfolgte die Befiegung der Dänen? Kukowka hat den Tag nicht nachgewiesen. Offenbar war es der 14. August. Denn am 14. August verlieh Kaiser Ferdinand der Stadt das herrliche Wappen. Maria thront über der Stadt als die Beschützerin, der Kaiser lobt die Treue und Standhaftigkeit der Stadt bei der unlängst mit göttlicher Hilfe gedämpften Rebellion.

Nun hat aber Boekel nachgewiesen, daß die Mansfelder am 14. August 1626 unmöglich bei Gleiwitz sein konnten. Es ist aber doch denkbar, daß ein Streifkorps vor Gleiwitz erschien. Diese Sache erfordert noch eine große Nachforschung! Manche nehmen zwei Belagerungen durch die Mansfelder an.

Der Dichter, der Gleiwitz besungen hat, ist nicht der bekannte Dichter Opiz, sondern ein anderer, sonst unbekannter Dichter.

Ganz vorzüglich hat Kukowka die neuere und neueste Zeit dargestellt, namentlich die schwierige Zeit des Kulturmärkte. Nun ist Gleiwitz in jeder Beziehung groß geworden. Aus der Allerheiligen-Kirche sind zahlreiche Kirchen hervorgegangen. Gleiwitz nimmt jetzt mit seinen 100 000 Einwohnern in Oberschlesien den ersten Rang ein.

Dr. Chrząszcz.

Aus der Chronik der Reichskrämerhäuser in Oppeln von Friedrich Kamiński. Sonderheft Oppeln der Zeitschrift „Volk und Heimat“, 3. Jahrgang Heft 3, herausgegeben von Friedrich Kamiński, Hindenburg O.-S.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gesetzt, Oppeln als Zentralstelle oberschlesischen Wirtschaftslebens der Handelsgeschichte zu schildern. Diese Aufgabe ist dem Verfasser auch gelungen, da seine forschende Hand einen guten Fund für diese Arbeit gemacht hat: zwei Aktenbündel über das Reichskrämermittel zu Oppeln, die bisher den Oppelner Geschichtsforschern entgangen waren. Das Heft verrät weiter, daß der Verfasser sich mit der Wirtschafts- und Handelsgeschichte Oberschlesiens überhaupt eingehend beschäftigt hat und infolgedessen eine lebensvolle Darstellung bieten kann. Wenn der Verfasser Seite 39 die Frage aufwirft, wann die 12 Krämerhäuser in Oppeln entstanden sein mögen, so möchten wir an dieser Stelle darauf hinweisen, daß bereits 1308 zum ersten Male ein Kaufhaus in Oppeln erwähnt wird, und 1532 finden wir bereits die Zwölfzahl der „Kromer“ genannt. Hinzufügen möchten wir ferner aus der dazwischen liegenden Zeit, daß einer der Oppelner Krämer sich für immerwährende Zeiten in Oppeln ein Denkmal gesetzt hat durch die Stiftung des Alexiushospitals, das sich bis nach 1686 allein hielt und später mit der aus dem Jahre 1421 stammenden Hospitalstiftung des Bischofs Johannes Kropidlo zu dem heut noch bestehenden St. Alexiushospital vereinigt wurde. Stifter dieses ersten Oppelner Hospitals war im Jahre 1400 der „Kromer“ Kunze. Hoffentlich gelingt es dem Verfasser, diese Studie weiter fortzuführen und auch dabei in die Gegenwart hineinzuzeigen. Möge seine glückliche Hand ihm hierfür wieder so treffliches Altenmaterial verschaffen.

Talar.

Geschichte Polens. Von E. Missalek. Neu bearbeitet von Professor W. Komischke. Dritte Auflage. Pribatsch, Verlag in Breslau und Oppeln.

Noch vor nicht langer Zeit war die Geschichte von Schlesien fast unbekannt. Da setzte Gustav Stenzel, Professor in Breslau, und auf seinen Schultern ruhend, den Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens ein. Seit 1856 erscheint die Zeitschrift dieses Vereins. Zahlreiche Gelehrte haben die reiche Vergangenheit Schlesiens aufgedeckt.

Zwischen Deutschland und Polen liegt Schlesien. Wenn nun die Geschichte Schlesiens wenig bekannt war, so noch mehr die Geschichte von Polen. Komischke schreibt: Noch vor wenigen Jahren suchte man Polen und seine Geschichte möglichst zu vergessen. Erst als im Verlauf des Weltkrieges die Wiederherstellung eines unabhängigen polnischen Staates gesichert erschien, rückte Polen in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Missaleks kurz gefasste Geschichte Polens wurde bald vergriffen. Der Verfasser fiel im Kriege. Das Werk wurde von Komischke neu bearbeitet.

Wir durchseilen wie im Fluge die Jahrhunderte der polnischen Geschichte. Wie unglücklich war Polen unter der russischen Knute! Wenn es S. 199 heißt: „Der unierte Clerus kehrte zur orthodoxen Kirche zurück“, so ist dies so zu verstehen: Gezwungen durch die Gewalt der russischen Regierung. Möge Polen und Deutschland, die vielfach aufeinander angewiesen sind, in ein freundliches Verhältnis treten! Dr. Chrząszcz

Heimatkunde des Kreises Neisse. Herausgeg. von Lehrer G. Knappe und Schulrat Dr. Schmitz. Breslau, Verlag Pribatsch.

Eine „Heimatkunde des Kreises Neisse“, herausgegeben von Lehrer G. Knappe und Schulrat Dr. Schmitz, erschien in diesem Jahre in Pribatsch's Verlag. Heimatkundliche Zusammenstellungen hatten wohl alle oberschlesischen Kreise und Städte bereits vor 20—30 Jahren; wird hier Neues, Besseres gebracht? Wie waren doch die damaligen

Heimathesche angelegt? Ach ja: Lage, Grenzen, Größe, Bodengestalt, Gewässer . . . usw., alles fertig und im Tone unantastbarer Gültigkeit dem Leser vorgezeigt. An Volkseinwirkung wurde entweder gar nicht gedacht, oder sie wurde nicht erreicht.

Bei vorliegender Heimatkunde haben neue Ideen Pate gestanden. Das Büchlein ist wissenschaftlich einwandfrei und doch äußerst volkstümlich geschrieben. Schon das bunte Kleid mit charakteristischem Titelbild weckt Freude und Wissbegier. Das ganze Werk ist so geplant: 1. ein erdkundlicher, 2. ein geschichtlicher, 3. naturgeschichtlicher, 4. volkstümlicher Teil. Der erschienene Teil ist das erdkundliche Bändchen. Darin sind Lage, Oberflächengestaltung, geologische Grundlage, Bodenarten, Klima, Pflanzen- und Tiergeographie, ferner historische, wirtschaftliche, siedlungskundliche, verlehrsgeographische und völkische Verhältnisse so dargestellt, daß überall Beziehungen und Abhängigkeiten aufgezeigt werden. Dies aber veranlaßt den Leser, weiterzuforschen, wie das Antlitz der Landschaft und die Wesensprägung ihrer Bewohner „geworden“ sind. Als Vorzüglich sind weiter zu buchen die Abbildungen und Zeichnungen, die statistischen Vergleiche, das Hineinstellen des Gebiets in das ganze ostdeutsche Kulturbild, die Hinweise auf die Brüder jenseits der Grenzen und die verständliche fremdwortlose Vermittelung des Stoffes. Die Einzeldarstellung industrieller Betriebe ist vielleicht zu breit, aber nicht unwesenlich. Auch sei hier die Aufnahme eines 5. kunstgeschichtlichen Teils in den Plan angeregt. Wenn auch in der kulturgeschichtlichen Übersicht die Kunstdenkmäler bereits kurz erwähnt sind, so wäre doch ein solcher selbständiger Teil sehr zu wünschen. Kunsterziehung des Volkes ist ja dringende Aufgabe der Stunde, und gerade der Neisser Kreis weist Kunstdenkmäler und Erzeugnisse auf, die eine derartige Arbeit möglich und lohnend machen würden.

Die mit pädagogischem und sachlichem Geschick bearbeiteten Unterrichtsaufgaben wird die Schule begrüßen. Das Buch ist — das sei wiederholt — ein echtes Volksbuch, zu dem man dem Kreise Glück wünschen kann. Möchten nur die Berichte der anderen oberschlesischen Kreise ihre Aufgabe ebenso selbständig und den Verhältnissen angepaßt lösen wie der Neisser, dann werden sie wertvolle Bausteine für die Heimatarbeit in Oberschlesien zusammentragen.

Walter Krause.

Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Beuthen O.-S. Herausgegeben von der Heimatstelle Beuthen O.-S. 2. Heft. Geschichte der Schuhmacher-Zinnung zu Beuthen O.-S. Von Joseph Haroska. 1926.

Bon einem Schuhmachermeister aus Beuthen, der sich in seinen Mußestunden mit der Vergangenheit seiner Vaterstadt Beuthen und der Zinnungsgechichte beschäftigt, liegt hier ein mit großer Liebe zur Sache geschriebenes Büchlein vor. Der Verfasser erzählt da von der ältesten Geschichte der Zinnung, plaudert über das Beuthener Schuhmacherwesen im 17. und 18. Jahrhundert, bringt auch manches aus der Geschichte der Zinnung im 19. Jahrhundert, das alles auf Grund eingehenden Quellenstudiums. Möchten sich auch andere in die Vergangenheit der Handwerkerinnungen versenken, wie es der Verfasser in so vorbildlicher Weise getan hat.

Dr. Kravczynski.

Krause Walter, Grundriß einer geschichtlichen Heimatkunde von Mikultschütz. Verlag: Heimatstelle Beuthen O.-S. 1926. 8°, 16 S.

Das Heft ist zum Zwecke einer ersten und raschen Orientierung über die Geschichte von Mikultschütz verfaßt und hauptsächlich für die Jugend bestimmt. Dadurch ist die äußerst gedrängte Form gerechtfertigt. Der Inhalt ist in 7 Abschnitte gegliedert: 1. Was uns der Schakauer Grenzhag erzählen kann; 2. Mikultschütz in den ältesten Urkunden; 3. Mikultschütz als Kirchort 1326—1926; 4. die Feldmark des Dorfes; 5. Unsere Schule;

6. die Aufhebung der Leibeigenschaft; 7. Mikultschütz, ein Industrieort. — Der Verfasser entrollt vor uns trotz der knappen Darstellung ein ziemlich abgerundetes Bild seines Heimatortes; die Quellenangaben auf der letzten Seite des Heftes lassen von ihm eine ausführlichere, umfangreiche Geschichte von Mikultschütz erhoffen. Es ist nur zu wünschen, daß es W. Krause bald möglich gemacht würde, diesen Plan zu verwirklichen. Chrobok.

Beiträge zur oberschlesischen Volkskunde. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde. Heimatstelle Beuthen O.-S. Volkskundliches aus dem Schuhmacherhandwerk der Beuthener Gegend. Zusammengestellt von Joseph Haroska.

Hier plaudern mehrere Vertreter des ehr samen Handwerks über Sitten und Gebräuche, die sich noch heute erhalten haben, z. B. über den blauen Montag. Das Schriftchen, das nur 18 Seiten umfaßt, ist auch für außerhalb des Handwerks Stehende lesenswert. Beide hier erwähnten Schriften wurden 1925 anlässlich eines Fahnenehrtfestes zu einer Festchrift vereinigt.

Dr. Kravczynski.

Sagen der Stadt Beuthen, des Dorfes Nokittniß und des Dorfes Roßberg, in drei Heften zusammengestellt von Alfons Perlick.

Kühnau hat durch seine Schlesischen Sagen auf die Volkskunde Oberschlesiens bestimmt eingewirkt. Sein Werk war für die oberschlesischen Volkskundler richtunggebend. 1922 gab Hugo Gnielczyk die Sagen und Märchen des Kreises Leobschütz unter dem Titel: „Am Sagenborn der Heimat heraus. 1924 folgte G. Hyckels: „Was der Sagenborn rauscht, Sagen aus dem Stadt- und Landkreise Ratibor“, 1926 erschienen von Perlick die drei oben genannten Hefte. Bei allen diesen Erscheinungen hat Kühnau Pate gestanden. Sein Werk ist ein Riese auch an Umfang. Das Buch von Gnielczyk umfaßt 200 Seiten und das von Hyckel 144 Text-Seiten. Dagegen bringt es Perlick in den drei Sagenheften auf zusammen nur 42 Seiten. Dafür bietet er uns aber zwei Einleitungen. In der einen sagt er, daß Oberschlesien bis vor kurzem auf dem Gebiete volkstümlicher, volkskundlicher Veröffentlichungen sehr zurückgewesen sei. Dabei scheint Perlick die Arbeiten von Gnielczyk und Hyckel übersehen zu haben, denn diese sind im besten Sinne volkstümlich. Während P. selbst den Hang zur Wissenschaft hat, und in der Literaturangabe Quellen in Abkürzungen bringt, sodaß der Geblilde, der sich nicht gerade auf diesem Gebiete betätigt, aus diesen Angaben nichts entnehmen kann. In dem Vorwort zu den Sagen Roßbergs verspricht Perlick eine sagenhistorische Untersuchung. Man darf auf dieses Werk gespannt sein, da Perlicks Verdienste bisher ganz auf dem Gebiete des Stoffsammlens liegen. Die drei vorliegenden Sagenhefte tragen das Streben nach Wissenschaftlichkeit an sich. Zur Volksstümlichkeit fehlen ihnen die Kurzweiligkeit. In der Auswahl ist Perlick besonders da, wo er auf eigene Aufzeichnungen zurückgreift, nicht immer glücklich. Ein Beispiel: „Auch das Fluchen unter Tage wird bestraft.“ Auf der Heinrichgrube fuhr unter Tage ein Pferdeführer mit einem Wagen. Derselbe entgleiste. Darüber war der Führer sehr böse und fluchte. Da bekam er zwei Ohrfeigen. Aber er sah niemanden bei sich. Stofflich ist diese Sage eine Nichtigkeit, zumal in Oberschlesien, wo der Sagenborn noch so munter plätschert. So sind einmal bei einer einzigen Niederschrift in der Quinta des Myslowitzer Gymnasiums 24 Wassermannsagen erzählt worden. Abgesehen von dem Stofflichen ist der Sagenton in diesem Falle schlecht getroffen. Am besten gefällt mir noch Heft Nokittniß. Man muß sich aber überhaupt die Frage stellen, ob es sich empfiehlt, für jeden Ort ein Sagenheft herauszugeben.

Wiederholungen sind dann unvermeidlich und kommen auch bereits in diesen drei Sagenheften vor. (Der heilige Hyazinth vertreibt die Elstern und der heilige Hyazinth und die Schalastern.) Zweitmäziger ist schon eine Sammlung der Sagen eines Kreises, so wie sie uns von Gnielczyk und Hydke vorliegt.

Dr. Mat.

Ein beachtenswertes Werkchen für die oberschlesische Volkskunde ist 1925 im Verlage Katolik-Beuthen erschienen, nämlich: „*Koledy górnośląskie czyli opis zwyczajów ludowych w czasie Bożego Narodzenia*“ (Oberschlesische Kolenbelieder oder Beschreibung der Volksgebräuche in der Weihnachtszeit) von Hermann Döna.

Der Verfasser, ein oberschlesischer Geistlicher, hat mit großer Liebe alle Weihnachtsbräuche in Oberschlesien zusammengestellt und z. T. zu erklären versucht. Sachkenntnis und eifrige Sammelerarbeit haben ein lückenloses Bild dieses Jahresausschnitts für das oberschlesische Volk und für den Forscher aufgezeichnet. 32 Kolenbelieder aus dem Munde des Volkes sind mit Melodien beigegeben, was besonders werthvoll ist. Das Büchlein ist in polnischer Sprache geschrieben, schade, daß wir ein ähnliches deutsches noch nicht besitzen.

W. Krause.

In der Koebner'schen Buchhandlung, Abt. Antiquariat, Breslau, Ursulinerstraße 27/28, ist ein Antiquariats-Katalog „Schlesien“ (Katalog Nr. 300) erschienen. Dieser Katalog enthält auch eine Menge Werke zur oberschlesischen Geschichte und Volkskunde, u. a. Literatur zur Geschichte oberschlesischer Städte. An Interessenten wird das Büchlein kostenlos versandt.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 2654/III



013-007398-00-0

ERDMANN RAABE F. A. OPPELN RING 16